Predigten

für

wahre Aufklärung und Bildung.

Predigten

für

wahre Aufklärung und Bildung.

Gehalten

in der

St. Michaelshofkirche zu München

von

Anton Westermayer,

Prediger daselbst.

Vierter Band.

Schaffhausen,

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.

1858.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Predigt auf den ersten Sonntag nach Pfingsten . . 1

Wie verhält es sich mit der angeblichen Intoleranz?

Wie mit der angeblichen Verdammungssucht der katholischen Kirche?

Predigt auf den zweiten Sonntag nach Pfingsten . . 15

Nur in der katholischen Kirche findet sich die Liebe, der Geist des Christenthums in höchster Entfaltung, folglich hat nur die katholische Kirche die rechte Lehre von diesem größten und heiligsten Geheimnisse, sie allein besitzt das Mahl des Herrn mit der ganzen Fülle seiner Gnaden und Segnungen.

Eine andere Predigt auf den zweiten Sonntag nach Pfingsten 28

Es ist in der h. Schrift nicht geboten, die h. Communion unter beiden Gestalten auszuspenden, sondern es ist freigestellt, sie unter einer oder beiden Gestalten zu spenden.

Hiemit stimmt auch die Praxis der Kirche seit ihrem Bestehen überein.

Eine dritte Predigt auf den zweiten Sonntag nach Pfingsten 42

War es von Nutzen, die Gegenwart des Herrn im heil. Abendmahl ganz zu läugnen?

War es von Nutzen, die Gegenwart des Herrn auf den Moment des Genusses zu beschränken?

War es von Nutzen die Communion unter beiden Gestalten einzuführen?

War es von Nutzen, das Opfer zu verwerfen, und lediglich den Charakter des Mahles festzuhalten?

Predigt auf den dritten Sonntag nach Pfingsten . . 54

Es gibt in unsern Tagen:

Solche, die einen pharisäischen Unterschied zwischen Sündern und Gerechten;

Seite

Solche die Gottes Barmherzigkeit nur für einen bestimmten auserwählten Theil gelten lassen;
Solche, die zu viel, und
Solche, die zu wenig auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen.

Predigt auf den vierten Sonntag nach Pfingsten . . 66
Das Verhältniß des Menschen zur Arbeit.
Das Verhältniß Gottes zur Arbeit.

Predigt auf den fünften Sonntag nach Pfingsten . . 77
Die Unsitte des Duells verdammt sich selber vom Standpunkte des Christenthums, des gemeinen Rechts und der gesunden Vernunft aus. Nichts vermag dasselbe zu rechtfertigen oder zu entschuldigen.

Predigt auf den sechsten Sonntag nach Pfingsten . . 88
Die Güte und Erbarmung Gottes in dem alljährig wiederkehrenden Wunder der Brodvermehrung und der täglichen Speisung.

Predigt auf den siebenten Sonntag nach Pfingsten . . 99
Der reißende Wolf des Unglaubens und der Indifferentismus im Schafpelze.

Predigt auf den achten Sonntag nach Pfingsten . . 110
Ueber die feine Dieberei, die sich äußert
in Veruntreuungen des Dienstpersonals,
in leichtsinnigem Schuldenmachen,
in Wuchergeschäften.

Predigt auf den neunten Sonntag nach Pfingsten . . 121
Die Sünde der Verstocktheit ist immer selbstverschuldet.
Je größer früher die Gnade, desto größer die Strafe.

Predigt auf den zehnten Sonntag nach Pfingsten . . 133
Ueber den Hochmuth des Unglaubens, des Irrglaubens, der Wissenschaft und der Industrie.

Eine andere Predigt auf den zehnten Sonntag nach Pfingsten 145
Die verschiedenen Gattungen des Hochmuthes: Vermessenheit, Herrschsucht, eitle Ehre, Großsprecherei, Ruhmrednerei, Gleißnerei.

Seite

Predigt auf den eilften Sonntag nach Pfingsten . . . 157

Warum heilte der Herr den Taubstummen gerade auf so zeremoniöse Weise?
Warum bediente sich der Herr solcher Ceremonien überhaupt oft?

Predigt auf den zwölften Sonntag nach Pfingsten . . . 169

Nur in der katholischen Kirche findet sich die größte, umfassendste und bewunderungswürdigste Nächstenliebe.

Predigt auf den dreizehnten Sonntag nach Pfingsten . 183

Wohlthaten der Ohrenbeichte für den Einzelnen.

Predigt auf den vierzehnten Sonntag nach Pfingsten . 195

Der Vater im Himmel hat die Welt erschaffen und erhält sie auch; deßhalb muß der Mensch ihm, dem Schöpfer und Erhalter, vertrauen.

Predigt auf den fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten . 208

Warum sterben so Viele in jungen Jahren?
Warum sterben so viele rechtschaffene junge Leute?
Warum sterben so viele nichtswürdige junge Leute nicht?
Warum kommen über so viele gute Christen so viele Leiden?
Warum über so viele schlechte Menschen keine Leiden?

Predigt auf den sechszehnten Sonntag nach Pfingsten . 218

Die Heilung des Wassersüchtigen und die dabei gehaltene Tischrede.

Predigt auf den siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten . 231

Christus als Gott thätig im alten und neuen Bunde.

Predigt auf den achtzehnten Sonntag nach Pfingsten . 243

Die Träger des Gichtbrüchigen,
Jesus, der himmlische Leib- und Seelenarzt,
Das Volk und die Schriftgelehrten.

Predigt auf den neunzehnten Sonntag nach Pfingsten . 255

Woher die Abneigung, am himmlischen Hochzeitmahle Theil zu nehmen?
Wie läßt sich diese besiegen?

Predigt auf den zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten . 266

Der sakramentale Charakter und die Wichtigkeit und Bedeutung der letzten Oelung.

Seite

Predigt auf den einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten 277

Der Jehova des alten Bundes ist derselbe barmherzige Gott, der Vater im Himmel und barmherzige König, wie der von Jesus Christus verkündigte.

Eine andere Predigt auf den einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten 289

Wir Alle sind Schuldner vor Gott; Bedingungen der Schulderlassung.

Predigt auf den zweiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten 302

Die Kirche muß auf ihrem Gebiete herrschen.

Predigt auf den dreiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten 314

Die Wunder des Evangeliums sind nicht erdichtet, sondern nothwendige und wirkliche Thatsachen.

Eine andere Predigt auf den letzten Sonntag nach Pfingsten 328

Es gibt Wunder, die durch teuflische Kraft bewirkt werden; aber es gibt ein sicheres Merkmal, die wahren von den falschen Wundern zu unterscheiden.

Predigt auf das Fest Allerheiligen 343

Es ist erlaubt, die Heiligen anzurufen, ihnen zu Ehren Kirchen zu bauen und das h. Opfer darzubringen.

Predigt auf das Allerseelenfest 357

Was ist von der Behauptung zu halten, daß in der h. Schrift Nichts vom Fegfeuer stehe, vielmehr die Existenz eines solchen durch sie in Abrede gestellt werde?

Eine andere Predigt auf das Allerseelenfest . . . 369

Bedeutungsvoll ist die Zeit, in der dieses Fest gefeiert wird; Bedeutungsvoll sind die gottesdienstlichen Gebräuche bei dieser Festfeier.

Predigt in der Allerseelenoktav 383

Die Hülfsbedürftigkeit der leidenden Seelen.

Schlußpredigt in der Allerseelenoktav 391

Ursache ihrer Peinen.

Predigt

auf den ersten Sonntag nach Pfingsten.

Text: Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden; verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammt werden. — Luk. 6, 37.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Liebe und Erbarmung ist die Grundlage des ganzen Evangeliums, der Religion Jesu. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab, daß Niemand, der an ihn glaubt, verloren gehe, sondern das ewige Leben habe. So wurde uns am Pfingstmontage von der Kirche verkündet. Aus unendlicher und unbegreiflicher Liebe hat uns Gott gerettet; was ist nun natürlicher, als daß auch wir hinwiederum Liebe und Barmherzigkeit üben sollen? Darum heute, am ersten Sonntage nach Pfingsten, die Ermahnung: Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist! Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden; verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammt werden! Das ist gleichsam die Ueberschrift über das Portal der christlichen Sittenlehre, welches der erste Sonntag nach Pfingsten bildet und durch welches wir zu den vierundzwanzig Sonntagen nach Pfingsten gelangen. Alle übrigen christlichen Tugenden sind als die Früchte des h. Geistes, als Werke des wiedergebornen Menschen nur die wesentliche Entwicklung dieser uns innewohnenden Liebe. Daher prägt auch der Apostel und Evangelist Johannes in seinem Evangelium wie in seinem ersten Sendschreiben kaum etwas Anderes so oft und so dringend den Gemüthern ein, als diese Nächstenliebe

und die Pflichten derselben, nämlich die Werke der Barmherzigkeit. Wer nicht liebt, sagt er, bleibt im Tode. Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns gelassen. Auch wir sollen das Leben für die Brüder lassen, Geliebteste! Da uns Gott geliebt, so müssen auch wir einander lieben. Dieß Gebot haben wir von Gott empfangen, daß wer Gott liebt, auch seinen Bruder liebe. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Diese Liebe und Barmherzigkeit nun, die wir gegen den Nächsten üben sollen, besteht vornehmlich in vier Stücken: Wir sollen nicht über den Nächsten urtheilen, ihn nicht verdammen, wenn er uns beleidigt hat, ihm verzeihen, ihm in seinen Bedürfnissen beispringen.

Durchblättern wir nun, Geliebte, die Geschichte, so finden wir, daß noch nie, so lange die Welt steht, so viele und so großartige Werke der Nächstenliebe und Barmherzigkeit geübt worden sind, als durch die katholische Kirche, welche die Trägerin der Religion Jesu ist. Sie ist es, welche jene Heiligen hervorgebracht hat, die ihr ganzes Leben den Werken der Nächstenliebe und Erbarmung widmeten; sie ist es, welche alle jene herrlichen und großartigen Anstalten zur Linderung menschlichen Elendes, unter welcher Form es nur immer erscheinen mag, ins Leben gerufen hat, welche die Welt noch heute bewundert und anstaunt, und denen selbst die Feinde dieser Kirche ihre Achtung und Anerkennung nicht versagen können. Alles, was außerhalb der katholischen Kirche Großes und Schönes in den Werken der Liebe und Barmherzigkeit geleistet worden ist und geleistet wird, ist nur eine schwache Nachahmung und bleibt weit zurück hinter den hochherzigen und großartigen Leistungen auf dem Gebiete der katholischen Kirche. In ihr ist die Liebe und die Barmherzigkeit verkörpert, ihr Leben ist das Leben der Hingebung und Aufopferung im Dienste der Liebe und Barmherzigkeit. Wenn daher die katholische Kirche sonst gar kein anderes Merkmal hätte, dieses allein würde hinreichen, aller Welt den Beweis zu liefern, daß sie die wahre Kirche Jesu ist.

Und doch, meine Andächtigen, werdet ihr schon oft gehört haben, daß derselben katholischen Kirche, die so ungeheure Werke

der Liebe und Erbarmung geübt hat und noch übt, der Vorwurf der Lieblosigkeit, der Intoleranz und der Verdammungssucht gemacht wurde und noch gemacht wird. Wie ist das möglich? fragen wir. Von vornherein muß uns hier schon einleuchten, daß dieser Vorwurf keinen wahren Grund haben könne; denn er beruht auf einem inneren Widerspruche; es ist nicht möglich, müssen wir da sagen, daß eine Kirche, die so Ungeheures leistet, um menschliches Elend aller Art zu lindern, die durch ihre barmherzigen Schwestern Juden, Heiden, Türken und Nichtkatholiken von Katholiken mit gleicher Liebe pflegen läßt, lieblos, unduldsam und verdammungssüchtig sein sollte. Es widerspricht das allen vernünftigen Principien; man kann nicht zugleich lieben und hassen, nicht zugleich barmherzig und grausam sein bis zur Verdammungssucht und zur blutigen Verfolgung. Aber dieser Vorwurf wird dennoch auf's Bestimmteste heute noch ausgesprochen, und zwar mit Bezugnahme auf jene Schriftstellen, die sich im heutigen Sonntagsevangelium finden. Die katholische Kirche heißt es, maßt sich ein Gericht an über die Ueberzeugungen, und erklärt alle Bekenntnisse, mit Ausnahme des ihrigen, für falsch, während doch die Schrift sagt: Richtet nicht, so werdet auch ihr nicht gerichtet werden; sie verdammt ferner alle Jene, die ihrem Bekenntnisse nicht angehören, während es doch heißt: Verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammt werden. Lieblosigkeit und Verdammungssucht werden also unserer heiligen Kirche zur Last gelegt, und leider finden diese Vorwürfe selbst unter Katholiken Nachbeter. Wir wollen nun heute hören, wie es sich in dieser Sache verhält.

Wie verhält es sich mit der angeblichen Intoleranz?

Wie mit der angeblichen Verdammungssucht der katholischen Kirche?

Ich beginne u. s. w.

I.

Es wird gewiß von Niemand, der getauft ist, bestritten werden können, daß Jesus Christus die Liebe selber war, und äußerst

duldsam oder tolerant, wie man sagt, gegen die Sünder. Ich habe nicht nöthig, Beispiele und Beweise hiefür zu bringen; es ist das allbekannt und anerkannt. Aber in einem Punkte kannte derselbe liebevolle Jesus keine Toleranz, und zwar darin, daß er behauptete, er und kein Anderer sei im Stande die Menschen zur Seligkeit zu führen. „Niemand kommt zum Vater, außer durch mich. Alle, die gekommen sind, sind Diebe und Mörder; ich bin die Thüre zu den Schafen. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Wie, ist das nicht sehr intolerant gesprochen von dem sonst so liebevollen Menschenfreunde? Er allein will die Grundlage aller Seligkeit sein, er allein will die Wahrheit haben und sie lehren, nur durch ihn allein soll man zum Vater kommen, und alle Andern, die vor ihm sich für Retter und Messiasse ausgegeben haben, seien Diebe und Mörder gewesen. Aber gerade so intolerant sind auch seine Apostel. Es ist uns kein anderer Name gegeben, in dem wir selig werden könnten, als der Name Jesus, sagt der große Weltapostel Paulus, und der h. Johannes schreibt: Wer den Sohn hat, hat das Leben, und wer den Sohn nicht hat, hat das Leben nicht. — Was heißt denn das Alles? Was anders, als: Nur das Christenthum ist die wahre Religion, nur im Christenthume allein ist Heil und Rettung; nur durch Jesus Christus gelangt man zur ewigen Seligkeit? Ist aber eine solche Behauptung nicht lieblos, nicht intolerant? Heißt das nicht, sich ein Richteramt anmaßen über Judenthum, Heidenthum und Islam? Ganz gewiß. Aber macht sich denn die katholische Kirche allein dieser Intoleranz schuldig? Nein, es ist Jesus Christus selber, es sind seine Apostel, die mit dem Beispiele der Intoleranz vorangehen; noch mehr: alle christlichen Confessionen, die noch ein positives Glaubensbekenntniß haben, an den dreieinigen Gott und die Erlösung durch das Blut Christi glauben, halten fest an der Ueberzeugung, daß nur durch Jesus Christus der Welt Heil werde und daß Niemand zum Vater komme, außer durch ihn.

Wenn aber die christliche Kirche diese ihre angebliche Intoleranz aufgibt, wenn sie nicht behauptet, daß man durch Christus

allein zur Seligkeit gelangen könne, sondern so tolerant ist, zu erklären, jede Religion sei wahr, was thut sie dann? Sie gibt sich selber auf, indem sie dann zugibt, daß die Erlösung durch Christus nicht nothwendig war und daß das Christenthum keine höhere Berechtigung habe, als alle andere Religionen. Wo ist der Christ, wo die christliche Confession, die mit dem Glauben an den Erlösungstod Jesu sich zu solcher Toleranz verstehen könnte? Aber, warum macht man denn gerade immer der katholischen Kirche den Vorwurf, daß sie intolerant sei, über alle Ueberzeugungen zu Gericht sitze und darüber den Stab breche? Wenn der Katholik sagt: Außer der Kirche ist kein Heil, so sagt der Nichtkatholik: Außer Christus kein Heil, und der, der noch an einen Gott glaubt, muß sagen: Ohne Gott ist kein Heil; es ist also ein Jeder intolerant; wer überhaupt noch den Glauben an einen Gott für nothwendig hält, ist schon intolerant; denn er muß den Atheismus für einen Irrthum halten. Warum also uns einen Vorwurf machen, der im Grunde Jeden trifft, der noch Religion hat? Wann wird man einmal hier nach der Vorschrift handeln: Was du nicht willst, daß man dir thue, thu' auch du keinem Andern!

Diese Intoleranz auf dem Gebiete der Religion erscheint, wie man aus dem Gesagten sieht, nicht als eine tadelnswerthe Schroffheit, sondern als eine absolute Nothwendigkeit; ja noch mehr, wir begegnen der Intoleranz auf allen Gebieten des menschlichen Daseins; sie ist das Gesetz der Gesetze, und ohne diese Intoleranz hört jedes Ding auf zu existiren. Alles, was existirt, nicht bloß in der menschlichen Gesellschaft, sondern in der ganzen Natur, existirt durch Gesetze. Jedes Wesen hat sein Gesetz, seine Art und Weise des Sein, die ihm eigen ist und dergemäß es unabänderlich das ist, was es ist. Diese innere Nothwendigkeit, unter welcher allein ein Ding existiren kann, ist die ihm inwohnende Intoleranz; fällt diese, so geht es selber zu Grunde. Man baue einmal ein Haus gegen das Gesetz der Schwere, und es wird einstürzen. Man übertrete ein Gesetz, und in diesem Augenblicke geht der Werth des Gesetzes für uns oder wir gehen für das Gesetz verloren; denn ein Gesetz, das man beliebig befolgen oder über-

treten könnte, wäre kein Gesetz mehr. Wer Gesetz sagt, sagt damit auch zugleich Befehl und Drohung, Strafe und Untergang. Diese allen Gesetzen inwohnende Intoleranz, durch welche sie alles ihrer Existenz Schädliche und Verderbliche von sich abwehren im Interesse der Selbsterhaltung, schafft also Ordnung, Gleichgewicht und Harmonie in der Welt; denn wenn jedes Wesen nicht durch die Nothwendigkeit seiner Gesetze, die ihm inwohnende Intoleranz, gegen die übrigen Wesen geschützt wäre, so würde plötzlich eine allgemeine Verwirrung erfolgen.

Dasselbe gilt denn auch auf dem Gebiete der Religion. Sie soll den Menschen aus seinem natürlichen Elende retten, indem sie seine Beziehungen zu Gott wieder anknüpft, was schon ihr Name sagt. Welches ist also das Loos dessen, der ganz außerhalb der Religion sein will? Er wird dort sein, wo er sich hinstellt; für ihn gibt es keine Beziehung zu Gott, also kein Heil. Gibt es keine Religion, nun, da braucht man freilich die Frage ihrer Intoleranz gar nicht zu erörtern; gibt es aber eine Religion, so ist es Unsinn, wenn man ihr Intoleranz vorwerfen will; denn wenn die Religion in eingebildeter Toleranz zugeben wollte, man könne auch ohne Religion selig werden, so würde sie sich als den Weg des Heils eben selber aufheben. Wenn also ein Toleranzprediger, wie der Philosoph Rousseau z. B., ausrufen will: Gott möge mich hüten, daß ich niemals den Menschen das grausame Dogma der Intoleranz predige, — und damit die katholische Kirche zu treffen meint, so ist das ein Geschoß, das auf den Schützen selber zurückfällt. Es ist dasselbe, als wenn er sagte: Gott möge mich hüten, daß ich niemals von einer Religion predige, sie sei die wahre, oder daß es eine Religion überhaupt gebe! Man muß also nothwendig das Vorhandensein einer Religion läugnen, oder ihre Intoleranz als nothwendige Bedingung ihrer Selbsterhaltung anerkennen.

Aus dem Gesagten, Geliebte, ersehet ihr schon, daß dieser Grundsatz der Intoleranz, der schon in der Existenz eines jeden Wesens als das Gesetz seines Gesetzes enthalten ist und dessen Bestimmung zu wahren hat, in der wahren Religion einen durch-

aus dogmatischen Charakter haben muß, d. h. lediglich auf die Beziehungen der Seele zu Gott beschränkt ist. Die Intoleranz der katholischen Wahrheit ist also keineswegs eine beliebige, und sie entspricht daher durchaus nicht all' dem, was man mit diesem Namen bezeichnet. Es wäre demnach ein ruchloser Irrthum, sie mit der Intoleranz in irdischen und zeitlichen Dingen zu verwechseln, mit der philosophischen, der bürgerlichen und gesellschaftlichen Intoleranz, wodurch die Menschen gegen einander eine Diktatur zu erringen suchen, die nur Gott zukömmt. Nur von Intoleranz in geistigen Dingen ist hier die Rede und auch über diese ist in diesem Augenblicke nur insofern die Sprache, als es sich um ein Princip handelt: die Gesetze der Anwendung oder die Praxis ist wirklich so freisinniger Natur, als diese nur immer möglich ist, wie wir gleich sehen werden.

Diese dogmatische, diese geistige Intoleranz aber muß man einer Religion lassen, sonst geht sie ganz gewiß zu Grunde. Wer den Grundsatz der dogmatischen Toleranz aufstellt und behauptet, man solle über keinerlei Ueberzeugung richten, sondern jede konfessionelle Sonderung als berechtigt anerkennen, der öffnet allen erdenklichen Irrthümern Thür und Thor, sanktionirt das Sektenwesen, und predigt und unterstützt eben dadurch den Untergang aller Religion; denn ein Haus, das in sich selbst uneins ist, wird zerfallen. Aber noch mehr, diese dogmatische Intoleranz führt oft genug zu der grausamsten Intoleranz im bürgerlichen Leben. Und so konnte derselbe Philosoph, der ausrief: „Gott möge mich behüten, daß ich niemals den Menschen das grausame Dogma der Intoleranz predige," die blutdürstigen Worte niederschreiben: „Obwohl der Fürst Niemand zu den Glaubensartikeln der Landeskirche verpflichten kann, so kann er doch Jeden, der sie nicht glaubt, aus seinem Staate verbannen. Wofern aber Jemand, der solche Dogmen öffentlich anerkannt hat, sich in seinem Wandel so aufführt, als glaube er sie nicht, so werde er mit dem Tode bestraft." *) Statt eines geistigen Princips, statt der dogmati-

---

*) Rousseau, Contrat social lib. IV. chap. 8.

schen Intoleranz muß also hier die bürgerliche Intoleranz Schutz und Stütze der Religion sein. Die Geschichte liefert uns auch tausendfache Belege für den Beweis, daß gerade diejenigen, die der dogmatischen Toleranz das Wort redeten, als die Intolerantesten im bürgerlichen Leben gegen die katholische Kirche sich erwiesen. Das ist aber nothwendige Consequenz. Gibt man einmal die Existenz einer Religion zu, so muß man ihr auch das Mittel ihrer Selbsterhaltung bewilligen; dieß ist die Intoleranz, und diese ist entweder eine bürgerliche und zeitliche oder eine dogmatische und geistige: — eine Intoleranz der blinden Gewalt oder der Wahrheit. Gerade diese letztere aber ist das Leibgeding der katholischen Kirche; durch sie allein behauptet sich die katholische Religion, diese ausgebreitetste von allen auf dem ganzen Erdkreise; durch sie allein erhält sie ihre Einheit und so ihren wohlgesicherten Bestand. Nun aber weiß ich recht wohl, was gegen diese Darstellung von Vielen eingewendet wird. Man sagt nämlich: Die Intoleranz der katholischen Kirche ist so geistiger Natur nicht; sie richtet nämlich nicht bloß über die Lehre, sondern verdammt auch die Menschen, die sich nicht zu ihrer Lehre bekennen; sodann hat sie oft genug Andersdenkende mit Feuer und Schwert verfolgt, und noch heute verbannt sie dieselben oder verfolgt sie vor den Gerichten.

II.

Die katholische Kirche nennt sich die allein seligmachende und in Folge dessen besteht der Grundsatz: Außer der Kirche kein Heil. Dieser Satz sieht allerdings sehr schroff aus; allein, man mag dagegen sagen, was man will, das Princip ist richtig und man muß es als richtig anerkennen. Das Christenthum — das anerkennen wenigstens Alle, die auf dem Boden positiver Bekenntnisse stehen — ist absolut nothwendig, ohne Christenthum wäre keine Erlösung denkbar. Nun sagt die katholische Kirche: ich bin das Organ, das von Christus selber gesetzt ist, die Wohlthaten der Erlösung für alle Zeiten bis zum Ende der Tage an das Menschengeschlecht zu vermitteln; ich bin seine auf den Felsen gebaute Kirche, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, eine andere Kirche

hat von Anfang an nicht bestanden und keine andere kann ihren Ursprung bis auf Christus zurückführen; folglich ist es dasselbe, ob man sagt: Außer dem Christenthum ist keine Erlösung, oder außer der Kirche kein Heil. Es kann nicht mehr als einen wahren Glauben, nicht mehr als eine wahre Kirche geben; die verschiedenen Fraktionen des Christenthums mit einander können nicht die Wahrheit in sich vereinigen, denn sie widersprechen und bekämpfen sich einander und schließen einander aus. Unter den bestehenden christlichen Kirchen kann demnach nur eine die wahre sein; gäbe es aber gar keine wahre Kirche, so hätte auch das Christenthum aufgehört und die Verheißungen des Erlösers wären zu Schanden geworden. Ueber dieses Prinzip wird man sich wieder einmal einigen, dieß wird wieder einmal zur Anerkennung kommen müssen, die katholische Kirche hat von jeher daran festgehalten und wird es nie aufgeben. Im Prinzip ist also dieser Satz: Außer der Kirche kein Heil, so richtig wie der: Ohne Christus keine Erlösung.

Aber die Folgerungen, die man aus diesem Satze ableitet, um die katholische Kirche der Verdammungssucht und Unduldsamkeit zu beschuldigen, sind durchaus falsch, und gegen sie muß sich die katholische Kirche aufs feierlichste verwahren. Man will nämlich glauben machen — und leider glauben dieß nur zu Viele — es sei der Satz: Außer der Kirche kein Heil, nicht anders zu verstehen, als: Alle die je geographisch und körperlich außerhalb der katholischen Kirche, wie das Papstthum sie sichtbar darstellt, gestanden haben, alle jene, die unverschuldeter Weise von der Geschichte des Lebens und Todes Jesu und von seiner Lehre nichts wußten, die alten Heiden, die Stämme der Wilden, die Götzenanbeter Indiens, die Muhamedaner und alle getauften Nichtkatholiken, kurz alle diejenigen, welche durch unfreiwillige Verhältnisse mit der katholischen Kirche in sichtbarer Gliederung nicht verbunden sind, seien eben darum verdammt und werden nach Anschauung der katholischen Kirche in die Hölle verstoßen. Es ist dieß der barste Unsinn, den man der katholischen Kirche zumuthet, und es ist nicht abzusehen, wie denn aus dem an sich richtigen Prinzipe: Außer der

Kirche kein Heil, solche schreckliche Folgerungen gezogen werden können. Jener Grundsatz: Wer der Kirche nicht angehört, ist verdammt, enthält augenfällig eine Strafe; er ist also ein Strafgesetz. Jedes Strafgesetz erfordert aber zu seiner Anwendung, daß man schuldig sei; und dazu sind wiederum zwei Bedingungen nöthig, die Thatsache und die Absicht, somit eine Handlung des freien Willens. Es gibt kein Verbrechen ohne Willen, und wir sind vor Gott nicht strafbar, wenn das Herz unschuldig ist. Die christliche Offenbarung ist ein positives Gesetz und es gehört zum Wesen eines Gesetzes, daß es nur dann verpflichten kann, wenn es publizirt und bekannt ist. Wird also ein Ungläubiger vor dem Tribunale Gottes des obersten Richters verdammt, so geschieht das nur deßwegen, weil er das eigene Gesetz, welches sich durch das Gewissen kund gibt, in solchen Punkten übertreten hat, die er wissen konnte und mußte. Was also in den Augen Gottes den Ausschlag gibt, ob man in oder außerhalb der Kirche stehe, ist nicht der geographische oder chronologische Standpunkt, sondern der Standpunkt unseres Willens zum Strahle der Wahrheit, welchen wir empfangen haben.

Um von den Aeußerungen Jesu *) und seiner Apostel **), welche hinlänglich darthun, daß der schlechte Katholik ungleich strenger gerichtet werden wird, als der unwissende Heide, und der, welcher nur sein Gewissen zum Gesetze hatte, nach keinem anderen Gesetze gerichtet werden wird, ganz abgesehen, will ich aus den h. Vätern bloß zwei Stellen herausheben, die uns genugsam sagen, wie sie den Satz: Außer der Kirche kein Heil! auffaßten. So sagt der h. Augustin: „Alle jene, die ihre falsche und verkehrte Meinung nicht mit Hartnäckigkeit und Leidenschaft vertheidigen, zumal wenn sie dieselben nicht aus eigener Vermessenheit und Anmaßung geschöpft, sondern von ihren irregeleiteten Eltern empfangen haben, übrigens aber mit Sorgfalt und Eifer

*) Matth. 11, 21, 8, 40.
**) Röm. 2. Röm. 1.

die Wahrheit suchen und falls sie dieselbe finden, bereit sind, sich zu bessern, alle jene sage ich, sind durchaus nicht unter die Häretiker zu rechnen. *)" Auch Salvian, der sonst am meisten zurückhaltend ist, bekennt sich dennoch zu derselben Lehre. Da, wo er von den Gothen und Vandalen spricht, bemerkt er, daß die Barbaren wenig unterrichtet seien und daß ihr ganzes Gesetz in ihren Traditionen bestehe; dann fährt er fort: „Sie sind also Häretiker, aber ohne es zu wissen. Die Wahrheit ist auf unserer Seite, sie meinen aber, daß dieselbe bei ihnen sei. Darin irren sie, jedoch mit gutem Glauben. Wie, werden sie nun für diesen Irrthum am Tage des Gerichts gestraft werden? Keiner kanns wissen, als Gott allein, der oberste Richter."

Diesen guten Glauben müssen wir vom Standpunkte der christlichen Liebe und der göttlichen Erbarmung bei jedem voraussetzen, der außerhalb der katholischen Kirche steht, und darum richtet die Kirche keinen Menschen noch verdammt sie Jemanden. Gott allein sieht ins Herz; er allein kann beurtheilen, ob Jemand die katholische Wahrheit hätte einsehen und erkennen können, ob er schuldig oder unschuldig sich im Irrthume befindet. Die katholische Kirche sagt also allerdings: Wer aus eigener Schuld ihr nicht angehört, ist verloren; aber auf die Frage: Wer sind diejenigen, die aus böser Absicht, also aus eigener Schuld ihr nicht angehören, gibt sie keine Antwort. Sagt ihr, sie möchte euch aus der Reihe von Millionen, im Laufe der Jahrhunderte einen einzigen Menschen namhaft machen, von welchem sie glaube, daß er sicherlich verdammt sei, sie wird es nicht thun, weil sie es nicht wissen kann. Sie verdammt auch den abgefeimtesten und von aller Welt verworfenen Bösewicht nicht und mag auch sein Tod noch so gottlos und teuflisch gewesen sein, sie betet vielmehr für einen Solchen auch nach seinem Tode. Das ist wahrlich gewiß sehr tolerant; fragt ihr sie aber um die Ursache dieser es aller menschlichen Duldung zuvorthuenden Toleranz, so gibt sie euch zur Antwort, daß

---

*) Epist. 43. ad Glor. c. 1.

das Gericht und die Rache nur Gott zukommen, daß sie für ihren Theil sich begnüge, Warnungen zu geben, einen Nothschrei auszustoßen, das Recht und Prinzip öffentlich bekannt zu machen und zu wahren, daß aber die That sich Gott allein vorbehalten, und daß es keinem Anderen, als diesem einzigen allgewaltigen Richter zukomme, über die Frage der Schuldbarkeit zu erkennen. Darum übernimmt sie gegen jeden, der stirbt, und wenn ihn der Fluch der ganzen Welt treffen sollte, und auch dem Vollkommensten und Heiligsten gegenüber, der ihn etwa zu verdammen wagte, dessen Vertheidigung mit den Worten des Apostels: „Wer bist Du, der Du einen fremden Knecht richtest? Seinem Herrn steht oder fällt er; er aber wird stehen, denn Gott ist mächtig, ihn stehend zu erhalten.*)“

Nun wird man freilich von mancher Seite hören müssen: Diese Theorie ist sehr schön, nur schade, daß ihr die Praxis alle Tage widerspricht. Wer kennt denn nicht jene furchtbaren Exkommunikationen, welche sie über Ungläubige, Häretiker, ja über ihre eigenen Kinder oft ausspricht und wodurch sie dieselben ganz aus dem Kreise der Menschheit ausschließt? Und verschließt sie nicht täglich noch die Pforten ihrer Tempel, versagt sie nicht ihre Ceremonien, ihre Gebete, und selbst die Erde den Selbstmördern, den Duellanten und Andern? Auch hier, Geliebte, zieht man wieder falsche Folgerungen aus einem richtigen Grundsatze. Die Kirche hat eine Strafgewalt und muß sie haben, so gut wie die weltliche Obrigkeit. Aber die ärgste Strafe, über die sie verfügt, ist kein Verdammungsurtheil, sondern nur eine Anschuldigung. Zwischen der Exkommunikation oder dem Bannfluch und der ewigen Strafe ist derselbe Unterschied, wie vor dem weltlichen Gerichte zwischen der Anschuldigung und der Verurtheilung. Alle Bannstrahlen der Kirche überschreiten daher die Schwelle der Ewigkeit nicht. Die Exkommunikation ist ein Blitz, den die Barmherzigkeit entzündet, um den Sünder zu bessern und ein Schutzmittel, um vor Verführung zu warnen und die Gemeinschaft mit dem Bösen zu verhindern. Dieses doppelte

*) Röm. 14, 4.

Interesse ist so lange vorhanden, so lange der Schuldbare auf Erden verweilt und sich nicht bessert. Stirbt er, so bleibt dasselbe Interesse für die Gläubigen bestehen und reicht hin, um die Exkommunikation bezüglich der Beerdigung zu begründen. Also wäre der in der Exkommunikation Verstorbene nicht verdammt? durchaus nicht. Wer getraute sich dieß zu behaupten? Aber warum verweigert man ihm Gebete und Opfer, die ihm alsdann noch nützlich sein könnten? Die Verweigerung des Gebetes verfolgt den Verstorbenen offenbar auch noch vor Gott und bis zu seinem Throne hin! Allein, man darf nicht vergessen, daß nur die öffentlichen Gebete dem Exkommunizirten und in der Exkommunikation Gestorbenen verweigert werden; aber derselbe Priester, der dem Aergernisse die Kirchthüre schließt und die geweihte Erde versagt, um die Gemeinde von unwürdigen Mitgliedern zu reinigen und das gegebene Aergerniß zu sühnen, betet im Innern für den Ausgeschiedenen und auch für Alle, die von dessen irdischen Ueberresten noch Veranlassung nehmen, der katholischen Kirche wegen angeblicher Intoleranz und Verdammungssucht zu fluchen und Haß und Ingrimm gegen die Religion zu schüren. So viel von der Exkommunikation.

Man weist uns ferner auf die spanische Inquisition und ihre Opfer hin; hierauf ist zu erwiedern, daß jene Inquisition keine Kirche, sondern ein politisches Institut war und daß die spanischen Könige wegen ihrer Grausamkeit oft genug von den Päpsten verwarnt wurden. Beiläufig sagen wir aber denen, welche fortwährend auf die spanische Inquisition und Bartholomäusnacht hinweisen, um die Intoleranz und Grausamkeit der katholischen Kirche zu dokumentiren, daß in England unter der toleranten Regierung der jungfräulichen Elisabeth allein mehr Opfer gefallen sind, als durch die spanische Inquisition.

Es ist auch oft die Rede von der heutigen Intoleranz und Verfolgungssucht der katholischen Kirche; besonders in Italien werden die unschuldigsten Leute — angeblich nur wegen Bibellesen und Bibelbesitz — eingekerkert, in Ketten gelegt und verfolgt und verbannt. Diese unschuldigen Leute aber sind nichts anders als

Mitglieder und bezahlte Werkzeuge jener Propaganda, die Italien um seinen katholischen Glauben bringen und ihm das Sektenwesen oder den vagen Unglauben dafür spenden will.

Fassen wir nun Alles zusammen, Geliebte, so müssen wir sagen: Das Prinzip der Kirche, daß sie allein die Wahrheit habe, ist richtig; in dieser Beziehung ist sie intolerant und muß es sein; denn sie kann nicht den Irrthum für sich ebenbürtig erklären; diese geistige Intoleranz ist unerläßlich; allein sie verdammt und richtet damit keine Person; nicht den Irrenden, sondern nur den Irrthum verwirft sie. Den Irrthum, den Unglauben, die Ketzerei, den Aberglauben will sie ausrotten, und sie bittet Gott alle Tage darum, aber nicht den Irrenden. Ist dergleichen dennoch öfter geschehen, so geschah es wahrhaftig nicht durch ihre Zustimmung, viel weniger auf ihre Veranlassung. Es kann ihr also nicht mit Recht vorgeworfen werden, daß sie die Worte des Herrn: Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet, verdammet nicht, damit auch ihr nicht verdammt werdet — mißachte oder ihnen geradezu entgegenhandle.

Es wäre nur sehr zu wünschen, daß man sich an der Kirche ein Beispiel nähme, und daß namentlich Jene, die ihr so gerne den Vorwurf der Intoleranz und der Verdammungssucht machen, ihre vielgepriesene Toleranz nicht bloß im Munde führen, sondern auch im Leben zeigen möchten. Amen.

Predigt

auf den zweiten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns dahingab und auch wir sollen für die Brüder das Leben lassen." I. Joh. 3, 16.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Das Evangelium des Sonntags in der Fronleichnamsoktav handelt von dem großen Mahle, das ein Mensch abhielt und wozu er Einladungen hatte ergehen lassen. Die Kirche wählt diesen Evangelienabschnitt vom Abendmahl gerade wegen der Fronleichnamsoktav, in welcher wir ja das dankbare Andenken an das von dem göttlichen Erlöser eingesetzte kostbare Mahl seines Fleisches und Blutes feiern. Die Kirche hat nun die Ueberzeugung, daß der Herr uns im h. Abendmahle das Kostbarste und Werthvollste, worüber er verfügen konnte, sich selber nämlich, testamentarisch hinterlassen hat; in allen übrigen Sakramenten werden uns nur einzelne Gnaden mitgetheilt, in diesem Sakramente aber kommt der Gnadenspender selber zu uns. Wenn also die übrigen sechs Sakramente schon große Wirkungen im Innern hervorrufen und großen Einfluß auf die Angehörigen der katholischen Kirche üben, so muß dieses Sakrament, als das vornehmste und wichtigste, die gewaltigsten Wirkungen äußern. Worin bestehen nun diese Wirkungen? Offenbar, Geliebte, in der Entfaltung des christlichen Lebens in seiner höchsten Blüthe, in seiner schönsten Vollkommenheit. Das Christenthum aber ist die Liebe; Liebe aber ist Hinopferung seiner

Selbst im Dienste Gottes und des Nächsten. Christus der Herr hat sich für uns hingeopfert; auch wir sollen uns ihm zuliebe für unsere Brüder opfern. Darum sagt der h. Johannes in der Stelle, die ich meiner Predigt als Vorspruch zu Grunde gelegt habe: „Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns dahingab; und auch wir sollen für die Brüder das Leben lassen. Die größtmöglichste christliche Vollkommenheit besteht also in der möglichst großen Liebe, d. h. in der möglichst großen Hingabe seiner Selbst im Dienste Gottes und des Nächsten. Da nun das h. Altarsakrament das vorzüglichste und höchste aller Sakramente ist, so muß diese höchste Entfaltung des christlichen Lebens seine Frucht sein; das Sakrament der Liebe muß wieder die Liebe, als die Vollendung des Christenthums bewirken.

Nun aber, Geliebte, kommt uns eine andere Frage in den Weg. Bekanntlich herrscht nämlich zur Stunde noch die größte Uneinigkeit darin, worin denn das Sakrament des Altars, das Mahl des Herrn, eigentlich bestehe. Was die katholische Kirche davon hält und glaubt, wisset ihr. Aber es gibt eine Fraktion in der Christenheit, welche die katholische Anschauung und Auffassung vom Abendmahle des Herrn ganz und gar verwirft. Sie selber zwar ist wieder in sich stark getheilt; indem ein Theil behauptet, Christus der Herr sei wohl wahrhaft zugegen, aber nur im Momente des Genusses, ein anderer aber die Gegenwart des Herrn ganz läugnet und Brod und Wein nur für ein Bild, ein Zeichen seines Leibes und Blutes erklärt. Diese stimmen mit der katholischen Kirche darin überein, daß das Nachtmahl des Herrn ein Sakrament sei; aber sie verwerfen den Charakter des Opfers, die immerwährende Gegenwart und die Anbetung. Wer hat nun Recht? Welche Auffassung ist die wahre? Ich könnte euch nun aus Schrift und Tradition darthun, daß nur die katholische Lehre die wahre sei; allein diesen Beweis will ich heute nicht führen, sondern einen ganz andern. Ich sage nämlich: dort, wo sich die höchste Entfaltung, die schönste und herrlichste Blüthe des christlichen Lebens, die größte Hinopferung seiner selbst im Dienste Gottes und des Nächsten findet, dort und dort allein ist die wahre Eucharistie, das h.

Sakrament des Altars; denn eine Wirkung läßt sich ohne ihre Ursache nicht denken. Ich führe also heute den Beweis, daß man den Baum an seinen Früchten erkennt. Wo also das h. Sakrament des Altars in Wahrheit ist, in seiner wichtigen Auffassung, in seinem von dem göttlichen Stifter selber gewollten Gebrauche, da muß es auch die höchste Blüthe des christlichen Lebens, den Geist der Hinopferung und Liebe in seiner herrlichsten Entfaltung zur Reife bringen. Nun aber sage ich:

Nur in der katholischen Kirche findet sich die Liebe, der Geist des Christenthums in höchster Entfaltung, folglich hat nur die katholische Kirche die rechte Lehre von diesem größten und heiligsten Geheimnisse, sie allein besitzt das Mahl des Herrn mit der ganzen Fülle seiner Gnaden und Segnungen.

Ich beginne u. s. w.

Der Geist einer jeden Kirche gibt sich zuerst und vor Allem in ihrer Geistlichkeit kund. Vergleichen wir nun hier die katholische Geistlichkeit mit der aller übrigen Konfessionen, so werden wir einen gewaltigen Unterschied gar bald entdecken. Wir geben im Voraus zu, daß alle Züge persönlicher Ehrenhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit, sittlicher Reinheit so wie persönlicher Wohlthätigkeit, sich bei der nichtkatholischen Geistlichkeit gerade so gut vorfinden können und vorfinden, wie bei den katholischen Geistlichen. Wir verlangen nur Eines. Man zeige uns außerhalb der katholischen Kirche den Geist der Aufopferung. Nicht einmal zur Zeit ihres größten religiösen Eifers, den ihre Geschichte kennt, bemerken wir, daß sie die Gabe erhalten hätten, zur Erfüllung der ersten ihrer Pflichten, der Pest zu trotzen. In den Registern des Staatsrathes der Republik Genf vom Jahre 1535—1792 findet sich folgende merkwürdige Angabe: „Im Jahre 1543 traten Geistliche vor den Rath zu Genf und bekannten, daß es allerdings ihre Pflicht wäre, die Pestkranken zu trösten, daß aber Keiner von ihnen den Muth habe, es zu thun und daß sie deßhalb den Rath bitten, ihnen ihre

Schwäche zu verzeihen, indem ihnen Gott nicht die Gnade verliehen habe, die Gefahr mit der nöthigen Unerschrockenheit zu besiegen; bloß Mathias Geneston bot sich an, zu gehen, wenn ihn das Loos träfe." Wie ganz anders ist die Sprache, die fast zur selben Zeit und unter ähnlichen Umständen der Kardinal Karl von Borromä an seine Geistlichkeit führte! So sehr auch, sagte damals der h. Bischof, der beste der Väter zu dieser Zeit der Trostlosigkeit für seine Kinder auf's Zärtlichste besorgt sein muß, so muß doch der Bischof in weit höherem Grade durch seinen Eifer und seine Dienstbereitwilligkeit, auf daß alle übrigen Menschen, entflammt durch sein Beispiel, alle Werke der christlichen Liebe gern thun. Was die Geistlichkeit anbelangt und alle jene, denen die Seelsorge obliegt, so muß von ihnen der Gedanke fern sein, ihre Heerde auch nur des kleinsten Dienstes zu berauben, in einer Zeit, wo sie ihr nothwendig sind. Vor Allem aber müssen sie in dieser äußersten Noth den festen Entschluß fassen, sich von Herzen Allem auszusetzen, selbst dem Tode, ehe sie die ihren Sorgen anvertrauten Gläubigen verlassen, welche Christus durch sein Blut erkauft hat." So spricht ein katholischer Bischof. Und diese Sprache haben sie auch in die That übersetzt. Weder er noch seine Priester, noch so viele arme Mönche, über welche die „Unerschrockenheit" der Hirten zu Genf so bequem spottete, warteten, bis das Loos auf sie fiel, um dem Lager der Pestkranken zuzuspringen. Diese Geistlichen haben für ihren Theil erfüllt das Wort des Apostels: „Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns hingab, und auch wir sollen für die Brüder das Leben lassen." Wo haben Geistliche außerhalb der katholischen Kirche sich je im Dienste der Pestkranken hingeopfert? Dieser Kontrast zeigte sich auch neulich noch, als die Cholera in der alten und neuen Welt so verheerend wüthete und unzählige Opfer forderte. Alle Blätter haben damals von jenen Geistlichen in den vereinigten Staaten gesprochen, welche die Thüren ihres Hauses halb öffneten und zu den Boten, die sie zu den Cholerakranken ihres Bekenntnisses riefen, sagten: Wir können nicht kommen; wir haben Weib und Kind; wendet euch an den katholischen Missionär. Und der Missionär flog zu dem Kranken

und seine hinopfernde Liebe erhält mehr als einmal ihren süßesten Lohn in der Rückkehr so vieler dieser Kranken auf dem Sterbebette. Werfen wir einen Blick in die großen Strafanstalten und Strafkolonien der Länder katholischen und nichtkatholischen Bekenntnisses! Hören wir, daß nichtkatholische Geistliche in diesen Orten des Entsetzens und des Fluches Seelsorge üben oder gar Missionen abhalten? Aber die katholischen Geistlichen besuchen diese Orte und aller Welt ist vor ein paar Jahren die Kunde geworden, von der Mission, welche die Jesuiten den Galeerensträflingen in Toulon abgehalten haben und von der gänzlichen sittlichen Umwandlung, welche diese Mission unter jenen wilden Verbrechern hervorgebracht hat. Es besteht in dieser Beziehung zur Stunde noch eine Thatsache, die wohl zur Kenntniß Europas kommen darf. In Australien, woraus die Engländer ein ungeheures Gefängniß gemacht haben, befindet sich eine Bevölkerung von 50,000 deportirten Verbrechern. Die Insel Norfolk enthält die strafbarsten, also die schlimmsten. Wer sollte es nun glauben? Der anglikanische Bischof und der Staatssekretair der Colonien suchen schon seit Jahren einen Geistlichen für diese Insel; sie konnten aber keinen einzigen aus ihrer Mitte finden, der sich einer solchen Mission unterziehen möchte. Diese Unglücklichen sind bis jetzt nur von einem katholischen Missionär besucht worden. Auf welcher Seite ist da der Geist der Hinopferung und Liebe?

Derselbe Kontrast findet sich überall, wo es nur gilt, den Geist des Christenthums, die sich hinopfernde Liebe in höherem Maaße zu zeigen. Wir dürfen nur unser katholisches Missionswesen mit dem nichtkatholischen vergleichen — welch ein unermeßlicher Unterschied findet hier Statt zwischen den Mitteln und den Erfolgen? Der katholische Missionär wartet nicht, bis ihm die Bahn gebrochen wird durch die weltliche Macht, und der Schutz derselben ihm zur Seite steht; er fürchtet den Tod nicht; aber wo sind denn die Geistlichen außerhalb der katholischen Kirche, die den Tod nicht scheuen, um dem wilden Amerikaner oder dem gebildeten Chinesen die gute Botschaft des Heils zu verkündigen? England mag uns noch so sehr seine Apostel und Bibelgesellschaften rühmen,

es mag uns in stolzen Berichten die Fortschritte des Feldbaues bei den Negern und die Elementarkenntnisse bei den Indiern schildern. Wir kennen diese Comptoir-Missionen, deren einziger Leiter die Politik ist, wie das Gold die einzige Triebfeder; wir wissen, was uns Männer und Zeitungen, die wahrhaftig nicht der katholischen Sache dienen, von diesen Missionen und ihren Erfolgen berichten, Berichte, die alle jene hochtrabenden Missionsberichte Lügen strafen; wir wissen namentlich, was den so gerühmten Erfolgen auf Otaheiti und auf den Sandwichsinseln zu halten ist: wir wollen nicht in deren Details eingehen, um Alles Gehässige zu vermeiden; nur so viel müssen wir zur Steuer der Wahrheit unumgänglich nothwendig im Allgemeinen sagen: Wer nur irgend eine große von einem erhabenen Motiv eingegebene Handlung von einem aus politischer oder krämerischer Berechnung gethanen Schritt zu unterscheiden weiß: der wird einsehen, wie wahr es ist, daß ein unendlicher Unterschied ist, zwischen jenem Bischofe von Tabraca, der unter dem Schwerte der Verfolgung mitten unter seiner Heerde, die sein Muth und sein Schweiß dem Christenthume gewonnen hatte, umkam, und dem methodistischen Missionär, den sein kluger Eifer nur dahinführt, wo sein Leben wenig Gefahr läuft, und der sich nach einem vorausberechneten Gange seine Bekehrten Kopf für Kopf bezahlen läßt. Die Hingebung der katholischen Missionäre übersteigt alle Vorstellung; sie hat allen Arten des Schmerzes und des Todes sich unterzogen. Man hat sie in die Kerker von Konstantinopel versenken, man hat sie, Lobgesänge singend, unter dem Steinbeile der Wilden ausathmen und auf den Kalvarienbergen Japans in großen Strömen das Blut des Erlösers vergießen sehen, welches in ihren Adern floß. Man nenne uns irgend eine Wüste, irgend einen Felsen des Oceans, wohin die Politik und der Handel nicht kommen, und man wird da das Grab irgend eines Martyrers der Liebe zeigen können. Das Martyrerthum der Missionäre und die Sehnsucht nach demselben existirt nur in der katholischen Kirche. Oder, wo ist sonst diese hinopfernde Liebe zu finden?

Aber diese hinopfernde Liebe findet sich nicht bloß im Missionswesen der katholischen Kirche, sondern auch in ihren zahllosen

Congregationen und Orden, deren sämmtliche Glieder, dem Dienste der leidenden Menschheit mit Leib und Seele gewidmet, sich gleichsam selbst zum Almosen hingegeben — eine in gewisser Beziehung noch schönere Hingebung, als das blutige Martyrerthum; denn, erfordert es Muth, sein Leben zu opfern, so gehört fast noch mehr dazu, ein ganzes Leben voll Aufopferungen zu ertragen. Was ist das Leben der Jungfrau, die alle auch noch so reizende Aussicht auf eine schöne irdische Zukunft, Jugend, Schönheit und Vermögen zum Opfer bringt, um als barmherzige Schwester dem Dienste der Kranken Tag und Nacht zu widmen? Was anders, als ein lebenslängliches Martyrerthum? Läßt sich die Diakonissin in Bethanien bei Berlin, die auf einige Jahre ein ähnliches Leben versucht, um später wieder in die Welt zurückzukehren, wenn sie dieses Dienstes satt ist, oder ihr derselbe zu beschwerlich erscheint, der barmherzigen Schwester an die Seite stellen? Läßt hier sich ein Vergleich ziehen mit der hinopfernden Liebe des h. Vincenz von Paul? Oder sollen etwa die Geldbeiträge, die reichen Almosen Einzelner der persönlichen Hinopferung gleichgehalten werden können? Was ist das Geschenk von einigen Goldstücken, wodurch dem Reichen seine Vergnügungen nicht im mindesten verkürzt werden, im Vergleiche zu dem Geschenke seiner selbst? In der That, es ist wohl einiger Unterschied zwischen einem Subscribenten der Bibelgesellschaften und einer barmherzigen Schwester. Uebungen der Wohlthätigkeit finden sich außerhalb der katholischen Kirche; aber die demüthigen Opfer der Liebe, der persönlichen Hinopferung im Dienste der leidenden Menschheit sucht man vergebens, höchst seltene Ausnahmen abgerechnet. Es wäre wohl ein Leichtes, diese hochwichtige Wahrheit noch weiter zu verfolgen; denn es ließen sich Bücher darüber schreiben; ich bemerke nur noch das: diese Thatsache bildet den Hauptunterschied zwischen der katholischen Kirche und allen übrigen Fraktionen des Christenthums. Wohlthätigkeit, reichliches Almosen findet man auch außerhalb ihrer Grenzsteine; allein das blutige und unblutige Martyrerthum, die heldenmüthige Hinopferung seines Selbst im Dienste der Heidenbekehrung, im Dienste der Gefangenen, der Sclaven, der Armen und Kranken und Elen-

den aller Art sucht man draußen vergebens; diese findet man nur in der katholischen Kirche. Gerade hierin aber besteht das vollendete Christenthum, die höchste Vollkommenheit desselben. Christus der Herr verlangt zwar nicht von Allen dieses Opfer, der gewöhnliche Christ entspricht dem Gebote der Liebe, wenn er das Opfer seiner Neigungen und Leidenschaften bringt, wenn er auf gewöhnlichen Wegen wandelt. Wer also nicht das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ablegt, sondern in den Ehestand tritt, wer nicht als Missionär zu den Heiden sich begibt und dort sein Leben zum Opfer bringt, sondern zu Hause sich einem gewöhnlichen Berufe widmet, wer nicht mit dem Opfer seines eigenen Ich dem Dienste der Armen und Kranken sich für sein ganzes Leben widmet, sondern sich begnügt, Almosen zu spenden und sonst den Geboten des Herrn zu leben, der kann ohne Zweifel ein guter Christ sein; allein es gibt einen höheren Grad der christlichen Vollkommenheit, der nicht geboten, wohl aber empfohlen ist, nämlich lebenslängliche Keuschheit und freiwillige Armuth, Verzichtleistung auf alle irdischen Güter und liebende Hingabe seiner selbst zum Wohle des Nächsten, und nur da, wo diese höhere Vollkommenheit sich findet, da ist auch das wahre Christenthum. Diese Blüthe des christlichen Lebens findet sich aber nur in der katholischen Kirche, wie wir gesehen haben. Es ist dieß eine Wahrheit, die selbst der Patriarch allen Ungläubigen, Voltaire, mit den merkwürdigen Worten eingestanden hat: „Die von der römischen Gemeinschaft getrennten Völker haben nur unvollkommen die Liebe nachgeahmt, die sie charakterisirt.“

Woher kommt aber das? Warum gibt es derlei erhabene Erscheinungen nur in der katholischen Kirche? Warum kann nur sie das Wort des Apostels auf sich anwenden: „Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns gab, und auch wir sollen für die Brüder das Leben lassen.“ Welches ist die Quelle der an Wundern so fruchtbaren und über der weltlichen Menschenfreundlichkeit und außerkirchlichen Wohlthätigkeit so hoch stehenden katholischen Liebe? Fraget um die Antwort alle jene Engel im Fleische, welche sich mit Leib und Seele der Linderung menschlichen Elendes weihen, fragt den katholischen Missionär, der

sich unter die Wilden verliert — Alle geben sie euch eine und dieselbe Antwort: Die Quelle aller dieser heldenmüthigen, hinopfernden Liebe ist das h. Altarssakrament. Ja, der Leib des Herrn ist der wahre Herd der wunderbaren Liebe der katholischen Kirche. Wollt ihr den Beweis dafür? Seht euch nur um! Allenthalben, wo man aufhört, an dieses Geheimniß der Liebe zu glauben oder daran Theil zu nehmen, erlischt die Liebe und macht der Selbstsucht Platz. Nur bei den Katholiken, die kommunizìren, gibt es heldenmüthige Aufopferung zum Troste des leidenden Menschen, gibt es Missionäre, die in den Tod gehen, gibt es barmherzige Schwestern. Der nicht kommunizirt, kann wohl ein Menschenfreund sein; sich selbst aber wird er nie geben für die Armen, die Gefangenen, die Heiden; so weit geht seine Religion nicht. Er kann tapfer sein und sein Leben hinopfern in der Schlacht für das Vaterland, er kann muthig sein und sich schnell entschließen, seinem Nächsten in höchster Noth und mit Gefahr seines Lebens beizuspringen in Feuers- und Wassergefahren, bei gewaltigen Angriffen; aber ein Martyrer der Liebe wird er nicht werden. Hiezu gehört eine höhere Bravour und Begeisterung, als die natürliche Nächstenliebe sie einzusaugen vermag, und diese wird nur dem Katholik zu Theil durch die h. Kommunion. Der Katholik, welcher kommunizirt, sagt zu sich selbst: Mein Gott hat sich persönlich für mein Heil aufgeopfert und will sich nun mir geben; für sein Herz verlangt er das meine; was kann ich ihm abschlagen? Für sich selbst braucht mein Heiland Nichts; er tritt seine Rechte den Armen, den Kranken, den Unglücklichen, den Kleinen ab, sie sind seine Brüder, für sie verlangt er mein Herz, verlangt er mein Leben von mir. Und sieh', eine sanfte Stimme ertönt aus der Tiefe der Seele, eine göttliche Lust ergreift ihn, ein siegreicher Eindruck wird fühlbar und der Katholik ist begeistert, sich selbst geben zu können. Und siehe, so ist er, je nachdem es Gott verlangt, ein Missionär, ein Martyrer, eine barmherzige Schwester, eine Magd den Armen, ein Lehrer der Kleinen, ein ganz Leben voll Hingebung und Aufopferung.

Will das Feuer, welches das Brandopfer verzehrt hat,

erlöschen, so zündet es der Katholik wieder am Heerde der Liebe an: er geht wieder zum h. Tische. Das Blut kehrt wieder in das Herz zurück, woraus es gegangen war, und macht es neuerdings warm und rein und bringt in alle Glieder Leben und Wärme: das sind die Wunder der Kommunion in der katholischen Welt. Alle Wunder der Liebe, welche seit neunzehnhundert Jahren die Welt von einem Pole zum andern erfüllen, sind Erzeugnisse der h. Kommunion. Es ist dieß eine Thatsache, die so wenig beachtet wird und doch feststeht. „Wir haben Gott empfangen, Gott ist in unserm Fleische und in unserm Blute; wer kann da noch eine Sünde begehen? oder nur den Gedanken dazu fassen? Es ist unmöglich, ein Geheimniß auszudenken, das die Menschen kräftiger in der Tugend erhält." So sagt ein Voltaire; wenn der größte Spötter im Ernste so von der h. Kommunion spricht, dann muß gewiß ihn die Wahrheit genöthigt haben. Man müßte ganze Bücher schreiben, um alle Wirkungen der Sonne auf die Erde, alle Einflüsse des Herzens auf den menschlichen Leib zu erklären. Was nun die Sonne in der Natur, das Herz im menschlichen Leibe ist, das ist die h. Kommunion in der Gesellschaft; nehmet die Sonne weg und die Natur geht zu Grunde; nehmet das Herz weg und der menschliche Leib zerfällt. Das h. Altarssakrament, Opfer und Opferspeise ist die Grundlage der katholischen Kirche, folglich das Fundament der Gesellschaft, das Lebensprincip des Christenthums.

Und nun, Geliebte, sagt, wie erklärt ihr es euch, wenn ihr in der katholischen Kirche jenes vollendete Christenthum, jene heldenmüthige Hinopferung im Dienste Gottes und des Menschen erblicket, bei Geistlichen und Laien, wie sonst in keiner andern Konfession? Nicht wahr, ihr sagt: das kann nicht anders erklärt werden, als durch die Annahme, daß in der katholischen Kirche allein die wahre Auffassung und der rechte Nutzen und Segen des größten Sakraments der Christenheit sei; denn es ist offenbar, durch dieses gnadenreichste aller Geheimnisse will der menschgewordene Sohn Gottes jeden Einzelnen durchdringen, wie weißglühendes Eisen vom Feuer durchdrungen wird, wie zwei Tropfen Wachs

ineinanderfließen; wie die Speise, die genossen wird, sich in unsere Substanz verwandelt, so wollte diese Engelspeise unsere Natur mit ihrem Wesen durchdringen, uns in die Natur des Herrn umwandeln; das ganze Menschengeschlecht sollte durch die h. Kommunion nach der Absicht des göttlichen Stifters ein zweiter Jesus Christus werden, dessen ewiger Vater, wenn er aus des Himmels Höhen auf ihn herabsieht, sagen kann: Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. Dieser Zweck des h. Sakraments der Liebe, der sich hinopfernden, dem der Opfercharakter und das Opfermahl so ganz entspricht, wird nirgends — das haben wir aus einem kleinen Abrisse gesehen — so erreicht, als in der katholischen Kirche. Hier ist eine Hinopferung unter Geistlichen und Laien wie in keiner andern Konfession, folglich hat sie die rechte Lehre vom h. Abendmahl, und umgekehrt, weil sie das wahre Sakrament mit der Fülle seiner Gnaden und Segnungen hat, ist sie die allein wahre Kirche, in der der Geist des Christenthums, der Geist des Opfers und der opferwilligen und opferfreudigen Hingebung den prägnantesten Ausdruck findet. Ja, der katholischen Kirche allein gilt als Norm der Ausspruch des h. Johannes: Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß er sein Leben für uns dahingab, und auch wir sollen für die Brüder das Leben lassen.

Geliebte Brüder und Schwestern! Lasset uns Theil nehmen an diesem so erhabenen und wirksamen Sakramente der Liebe. Werden wir Christusträger durch würdigen Empfang der h. Kommunion! Wärmen wir unsere Herzen an diesem Feuerstrome der Liebe! Lasset uns schöpfen aus diesem nie versiegenden Quell lebendigen Wassers, auf daß der Geist Jesu Christi, der Geist des Christenthums, der Geist der hingebenden Liebe uns durchdringe und sich in unserm Leben kund gebe! Christus soll in uns Gestalt gewinnen, auf daß Jeder durch ihn ein Adoptivsohn des Allerhöchsten werde und Jeder im Geiste die Stimme vom Himmel hören möge: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein inniges Wohlgefallen habe. Amen.

Predigt

auf den zweiten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Es war ein Mensch, der bereitete ein großes Abendmahl und lud Viele dazu ein.“ Luk. 14, 16.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Die katholische Kirche ist von der innigen Ueberzeugung durchdrungen, daß unser Herr und Heiland Jesus Christus in dem Geheimnisse seines Fleisches und Blutes der Christenheit das Kostbarste hinterlassen habe, was es im Himmel und auf Erden gibt. Je reicher und vornehmer der Herr ist, der ein Testament macht, desto werthvoller ist ja auch das Testament, das er bei seinem Tode den Seinigen hinterläßt. Nun ist Jesus Christus der Sohn des Allerhöchsten, der Herr Himmels und Erden, Gott von Gott, der reichste und mächtigste Herr, den es gibt, gegen den die Könige und Kaiser dieser Erde nur Bettler sind; folglich muß auch das Testament, das er den Seinigen zurückgelassen hat, von unendlichem Werthe sein, er mußte, wenn es ein Testament sein sollte, das seiner würdig war, das Beste und Vorzüglichste, was er besaß, ihnen in diesem Testamente vermacht haben. Und das hat er auch gethan, sagt seine h. Kirche, er hat in diesem Testamente uns Alles vermacht, was er besaß, nämlich sich selber. Ja, er, der lebendige Gott, er, der Heiland der Welt, der menschgewordene Gott ist es, der mit seinem ganzen Wesen, oder, wie die Kirche sagt mit Fleisch und Blut, mit Gottheit und Menschheit sich der Christenheit in seinem Testamente zum Geschenke gemacht hat, und obwohl er in

den Himmel aufgefahren ist und zur Rechten des Vaters sitzt, dennoch in geheimnißvoller Weise im heiligsten Sakramente auf Erden zurückgeblieben ist. Die katholische Kirche, die überreiche Erbin dieses kostbaren Testamentes, das je gemacht worden ist, glaubt deßhalb nicht dankbar genug sein zu können für diese unaussprechliche Gnade und sie bietet deßhalb Alles auf, um dem Herrn in diesem hochheiligen Geheimnisse alle nur erdenkliche Ehre zu erweisen, und so seine Liebe mit aller nur möglichen Gegenliebe zu erwiedern. Der höchste Ausdruck dieses Bestrebens ist die Fronleichnamsprocession, die feierlichste Anbetung des Herrn und deßwegen auch der solennste Akt der Huldigung, Liebe und Dankbarkeit für das Testament, mit dem der Herr seine Kirche bedacht hat.

Wo, fragen wir, wird die Bedeutung dieses Testaments des Welterlösers tiefer gewürdigt, inniger empfunden, als in der katholischen Kirche? Und wenn unser Herr und Heiland Gott ist, und wir ihn anbeten, weil wir glauben, daß er zur Rechten des Vaters sitzt, müssen wir ihn nicht auch anbeten im h. Sakrament, da uns der Glaube lehrt, daß er auch in diesem zugegen ist, wenn gleich in anderer Weise?

Und doch wird es sonderbarer Weise der katholischen Kirche zum Vorwurf gemacht, daß sie mit dieser ihrer Anbetung und mit ihrer Fronleichnamsprocession viel zu viel thue, daß ihre Auffassung des h. Abendmahles eine ganz falsche sei, indem sie mehr aus demselben mache, als es eigentlich sei, als ein bloßes Mahl. Aber noch sonderbarer ist der entgegengesetzte Vorwurf, daß die Kirche das Mahl des Herrn verkümmere und so sein Testament verstümmle. Dieß soll dadurch geschehen, daß die Kirche das Mahl des Herrn nur unter Einer Gestalt ausspendet. Ich will nun heute nicht darauf eingehen, euch zu zeigen, wie ungegründet der erste Vorwurf ist, als ob die Kirche durch den Glauben an die fortwährende Gegenwart, durch Aussetzung des hochwürdigen Gutes, durch feierliche Anbetung und Herumtragen desselben in Procession zu viel thue, aber den Vorwurf, daß die Kirche zu wenig thue, daß sie das Mahl des Herrn verkümmere, indem sie die h. Communion nur unter Einer Gestalt spende, will

ich, weil im heutigen Evangelium vom Mahle des Herrn die Rede ist, in seiner Grundlosigkeit euch darstellen. Ich sage demnach:

Es ist in der h. Schrift nicht geboten, die h. Communion unter beiden Gestalten auszuspenden, sondern es ist freigestellt, sie unter einer oder beiden Gestalten zu spenden, I. Th.

Hiemit stimmt auch die Praxis der Kirche seit ihrem Bestehen überein, II. Th.

Ich beginne u. s. w.

I. Theil.

Es wird von denen, welche der katholischen Kirche Verkümmerung des Abendmahls zum Vorwurfe machen, aufs bestimmteste behauptet, daß das h. Abendmahl unter beiden Gestalten gereicht werden müsse; denn augenscheinlich verlange dieß der Wortlaut der h. Schrift. Erstens habe Jesus das Abendmahl unter beiden Gestalten eingesetzt, und hierin dürfe kein Mensch etwas ändern; zweitens habe der Herr gesagt: Trinket Alle daraus; folglich müsse der h. Kelch jedem Christen gereicht werden; drittens habe Christus noch ausdrücklich gesagt: „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben;" nimmt man also das Abendmahl nicht in beiden Gestalten, so kann man das Leben nicht in sich haben; endlich redet auch der Apostel Paulus ausdrücklich von Brod und vom Kelche, folglich ist die Communion unter Einer Gestalt eine Verstümmlung. Wir wollen nun diese Texte prüfen, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß in allen denselben ein Gebot, das Abendmahl unter zwei Gestalten zu reichen und zu empfangen, nicht enthalten sei.

Was fürs Erste die Einsetzung anbelangt, so bekennen wir gerne, daß der Herr das h. Abendmahl unter zwei Gestalten eingesetzt habe; allein in der Einsetzung unter zwei Gestalten liegt noch keineswegs ein Gebot, es unter zwei Gestalten zu reichen und zu empfangen. Zwischen Einsetzung und Gebot ist ein großer Un-

terschied. Christus hat auch den Ehestand eingesetzt; allein darin liegt noch kein Gebot, daß Jedermann in den Ehestand treten müsse; er hat das Predigtamt eingesetzt; allein darin liegt noch kein Gebot, daß Alle predigen müssen. Es ist Christi Beispiel nicht allemal ein Gebot für uns; so z. B. hat Christus uns das Beispiel lebenslänglicher Keuschheit und freiwilliger Armuth durch sein Leben gegeben; ist dieses Beispiel deßwegen schon ein Gebot? Dann dürfte kein Mensch heirathen und kein Mensch Geld und Gut besitzen. So z. B. hat der Herr vor dem Abendmahl seinen Aposteln die Füße gewaschen und dann gesagt: „Wenn nun ich als Herr und Meister euch die Füße gewaschen habe, so sollet ihr auch Einer dem Andern die Füße waschen; denn ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit ihr, wie ich euch gethan habe, ihr auch thun sollet.“ Ist das nicht ein klares und ausdrückliches Gebot? Waschen nun diejenigen, die uns einen Vorwurf daraus machen, daß wir die Communion gegen den Befehl des Herrn unter Einer Gestalt geben, ihren Communikanten die Füße? Keineswegs, sie weichen also von der Einsetzung und dem Beispiel Christi ab. Wenn sie nun wegen der zwei Gestalten so sehr auf die Einsetzung und das Beispiel Christi sich berufen, warum nicht auch wegen der Fußwaschung? Und da sie ohne Bedenken dieses Gebot übertreten, und die Fußwaschung unterlassen, wie dürfen sie uns zum Vorwurfe machen, daß wir nicht nach Christi Einsetzung handeln? Unbestreitbar ist es: wer Christi Einsetzung und Beispiel für ein Gebot hält, der muß nicht bloß auf der Communion unter beiden Gestalten bestehen, sondern auch auf der Fußwaschung jedesmal vor der Communion. Wer dabei dieß Gebot nicht für verbindlich erachtet, der hat kein Recht, uns einen Vorwurf daraus zu machen, daß wir von der Einsetzung, bezüglich den zwei Gestalten, abweichen.

Aber noch mehr! Wenn man das Abendmahl gerade so feiern muß, wie es der Herr eingesetzt hat, dann kommen noch ganz andere Umstände in Betracht, die gleichfalls nicht übergangen werden dürfen, wenn nicht die Einsetzung und das Beispiel des Herrn übergangen werden soll. Christus der Herr hat das Abend-

mahl gehalten zur Osterzeit; er hat es gehalten Abends nach dem Nachtessen, er hat es gehalten, nachdem die Apostel das Osterlamm gegessen hatten, also nicht mehr nüchtern waren, ferner, nachdem er seinen Aposteln die Füße gewaschen hatte; er hat keiner Frauensperson, keinem Kranken, sondern allein den Aposteln, den Gesunden seinen Leib und sein Blut gereicht; Christus lag zu Tisch, als er den Aposteln das Abendmahl gab, und die Apostel ebenfalls; er gab ferner den Aposteln das Abendmahl in die Hände. Alles dieß geschah an einem Donnerstag, in einem Speisesaale. Nun frage ich: Wird ein vernünftiger Mensch behaupten wollen, man dürfe das Abendmahl nur zur österlichen Zeit empfangen, nur an einem Donnerstag, nur liegend oder sitzend, nur nachdem man zuvor ein Lamm gegessen hat, also nicht mehr nüchtern ist, nur indem man es in die Hand nimmt? man dürfe es ferner keiner Frauensperson und keinem Kranken reichen? In der That, dieß lehrt Niemand. Die ganze christliche Welt feiert das Abendmahl am Morgen und genießt es nüchtern, es wird Kranken und Frauenspersonen gereicht; ein Beweis, daß man die Einsetzung mit all ihren Umständen für kein Gebot hält. Mit welchem Rechte wirft man uns nun vor, wir verstümmeln das Abendmahl, weil wir bezüglich der beiden Gestalten nicht an die Einsetzung halten? Wenn wir es verstümmeln, dann verstümmeln es auch diejenigen, die uns diesen Vorwurf machen, weil sie in gar vielen andern Punkten gleichfalls von der Einsetzung abweichen, die Fußwaschung unterlassen, am Morgen und nüchtern das Abendmahl feiern, nicht am Donnerstage, und es Frauen und Kranken reichen.

Was folgt nun daraus? Dieß folgt, daß die Einsetzung mit all ihren Umständen kein Gebot sei, sonst müßte vor Allem die Fußwaschung mit der Abendmahlsfeier verbunden werden; denn ist die Einsetzung Christi in einer Beziehung Gebot, so ist sie es in jeder andern. Man könnte nur noch das einwenden: die beiden Gestalten gehören nicht zu den Umständen, sondern zum Wesen des Abendmahles; allein wer hat das Recht zu entscheiden, was im Abendmahle wesentlich oder unwesentlich ist? Hat Jemand das Recht, die Fußwaschung, die ausdrücklich geboten ist, für etwas

Unwesentliches zu erklären? Der Einzelne ist gewiß nicht befugt, hier zu entscheiden, was wesentlich zum Abendmahle gehöre und was nicht. Diese Entscheidung steht nur der Kirche zu, welcher der Herr seinen Beistand versprochen hat, und wie diese hier entschieden hat, werden wir später noch hören.

Wir gehen zum zweiten Texte über, in welchem man ein Gebot erblicken will, die h. Communion unter beiden Gestalten zu reichen und zu genießen. Die Worte dieses Textes lauten: „*Trinket Alle daraus!*“ Hier, heißt es, gebietet der Herr ausdrücklich, daß *Alle* aus dem h. Kelch trinken sollen, wie mag sich demnach die kath. Kirche unterfangen, dem ausdrücklichen Befehl des Herrn zuwider, den Laien den Kelch zu entziehen und so das Mahl des Herrn zu verkümmern?

Allein auch diese Stelle beweist nicht im mindesten das, was man damit beweisen will. Wir wollen vorläufig annehmen, es sei der Sinn dieser Worte: *Alle* Christen sollen den Kelch des Herrn trinken; dann sind darunter aber auch die unmündigen Kinder gemeint, so wie auch jene Erwachsene, die einen Eckel vor dem Weine haben; auch diese gehören unter die „*Alle*“. Allein so verstehen diesen Text unsere Gegner nicht einmal, denn den unmündigen Kindern, und denen, die Abscheu vor dem Weine haben, geben auch sie das Abendmahl nicht und glauben doch, daß sie selig werden können; also diese Auslegung nehmen sie selber nicht an, folglich haben diese Worte keine Beweiskraft mehr für das, was sie damit beweisen wollen. Indeß die Worte des Herrn haben auch diesen Sinn gar nicht, unser Herr hat mit den Worten: Trinket *Alle* daraus, lediglich die anwesenden Apostel gemeint. Der Herr wollte lediglich dieß sagen, was der Evangelist Lukas berichtet: „*Nehmet hin und theilet ihn unter euch.*“ Die Apostel sollten alle aus dem einzigen ihnen dargereichten Kelch trinken; der Herr hatte nämlich das konsekrirte Brod in Stücklein gebrochen und jedem eines gegeben, auch vom heiligen Kelch sollte jeder seinen Theil bekommen und es sollten ihn nicht etwa ihrer sechs mit einander austrinken, sondern ein Jeder sollte davon seinen Theil bekommen; daher der Befehl: Trinket Alle daraus, oder theilet ihn

unter euch, wie der h. Lukas berichtet. Es sind also lediglich die Apostel gemeint mit den Worten: Trinket Alle daraus. Damit wir aber nicht im geringsten zweifeln können, daß der Herr nur die Apostel meinte, mit den Worten: Trinket Alle daraus, finden sich beim Evangelisten Markus ausdrücklich die Worte: Und sie tranken Alle daraus." Es hatte also der Herr die Apostel aus dem angeführten Grunde gemeint, aber nicht, als sollten alle Christen den h. Kelch trinken. Die Gegner der katholischen Kirche aber, welche behaupten, daß der Herr sagen wollte, allen Christen soll auch der h Kelch gereicht werden, thun Unrecht, weil sie den Kindern und jenen Erwachsenen, die Eckel vor dem Weine haben, den Kelch nicht reichen; denn jedenfalls gehören diese auch zu allen Christen. In Wahrheit aber beweist diese Stelle, mit der man so gerne gegen die Communion unter Einer Gestalt zu Felde zieht, gar Nichts. Es ist übrigens sonderbar genug, daß man auf diese Stelle so viel Gewicht legen mag, da ja der Stifter der neuen Lehre selber im Jahre 1528, also eilf Jahre nach seiner Auflehnung gegen die katholische Kirche, sie gerade so auslegt, wie sie in der katholischen Kirche ausgelegt wird. Es ist interessant, seine Worte zu kennen. Sie lauten also: „Ich halte dafür, daß Beiderlei, da Matthäus allein unter allen andern schreibt: Trinket alle daraus und Markus auch allein unter allen andern: und sie tranken Alle daraus, darum geschrieben sei, daß die zwei Evangelisten haben anzeigen wollen, wie die Jünger allzumal haben aus diesem Becher getrunken, nicht um ihren Durst zu stillen, wozu andere Trünke vielleicht geschehen sind, und wobei man mehrmals hat einschenken müssen, ehe er herumgegangen ist, sondern daß sie diesen Becher haben herumgehen lassen sollen und also mäßig daraus getrunken, daß sie Alle daraus trinken konnten, gleichwie Lukas auch schreibt, daß er diesen Letzttrunk also gegeben hat, daß sie Alle aus einem Becher tranken, da er spricht: theilet diesen Becher unter euch. Als wollte er sagen: Es waren wohl mehr Becher über Tisch, die ein Jeglicher für sich austrank, oder ein Becher ward mehr denn einmal eingeschenkt; aber dieser Becher zur Letze ward gegeben, daß sie Alle aus demselben tranken, damit dem alten

Osterlamm Valet gesagt würde. Also mag Matthäus und Markus von diesem sonderlichen Becher auch verstanden werden, daß die Apostel sonst über Tisch jeglicher für sich einen Becher gehabt oder doch ja mehr denn ein Becher da gewesen sei. Aber hier, da er einen neuen, sonderlichen Trank seines Blutes gibt, heißt er sie Alle aus diesem einzigen Becher trinken... denn das Brod konnte er wohl, ja er mußte es so austheilen, daß ein Jeglicher sein Stück für sich bekam. Aber den Wein konnte er nicht so austheilen, sondern mußte ihn in einem Becher lassen für sie Alle, und anzeigen mit Worten, daß es ein gemeinsamer Trank für sie Alle wäre, und nicht einem oder zwei oder drei allein vorzusetzen und von ihnen auszutrinken wäre, wie die andern Becher über Tisch zu trinken frei stunden Jeglichem nach Belieben.*)" Man sieht diese Auslegung ist ganz katholisch, nach diesem Vorgange aber ist nicht einzusehen, wie der nämliche Mann selber sich so sehr widersprechen und wie seine Anhänger die Worte: Trinket Alle daraus, so verstehen konnten, als sei damit von Christus gesagt worden, alle Christen sollen daraus trinken. Die dritte Stelle, in welcher man ein Gebot finden will, die h. Communion unter beiden Gestalten zu reichen, enthält die Worte des Herrn: „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben.**)" Auch diese Stelle ist von den Gründern der neuen Lehre aufgegeben worden, sie haben sogar mehrfach behauptet, im ganzen sechsten Kapitel bei Johannes sei vom h. Altarssakrament gar keine Rede; deßungeachtet glaubte man sie später gut brauchen zu können, um die Rechtmäßigkeit der Communion unter Einer Gestalt zu bekämpfen. Also auch diese Stelle enthält kein Gebot, das Abendmahl unter beiden Gestalten zu empfangen; denn der Herr befiehlt wohl die h. Communion, er redet wohl von Fleisch und Blut, aber nicht von zwei Gestalten. Des Herrn Leib und Blut ist unter jeder Gestalt ganz gegenwärtig,

---

*) In der Bekenntniß vom Abendmahle Christi 1528.

**) Joh. 6, 54.

weil ein lebendiger Leib gar nicht ohne Blut gedacht werden kann. Essen und Trinken ist bei geistigen Speisen ein einziger Akt. So z. B. wird die Gerechtigkeit von dem Herrn Speise und Trank zugleich genannt, indem er sagt: Selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. So sagt die göttliche Weisheit: „Die mich essen, werden wieder Hunger und die mich trinken, werden wieder Durst nach mir haben. *)“ Und so heißt auch Christi Fleisch essen und sein Blut trinken so viel als den Herrn ganz empfangen, was aber sowohl unter der einen als unter der andern Gestalt geschehen kann. Daß der Heiland mit diesen Worten nicht den Genuß seines h. Leibes und Blutes unter beiden Gestalten gebieten wollte, erhellt aus zwei Stellen desselben Kapitels, wo der Herr bloß sagt: „Wer dieses Brod ißt, wird leben in Ewigkeit. **)“ „Wenn Jemand von diesem Brode ißt, so wird er leben ewiglich.“ Der Herr redet also hier vom Genusse des Brodes allein und schreibt ihm dieselbe Wirkung zu, nämlich das ewige Leben. Zuerst hat er gesagt: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben“ und jetzt sagt er: Wer von diesem Brode ißt, wird leben ewiglich — es muß also ganz dasselbe sein, ob man Christum den Herrn unter beiden oder nur unter Einer Gestalt empfängt, denn beidemal wird das ewige Leben verheißen.

Endlich wird auch noch der h. Paulus zu Hülfe gerufen, auch er soll Zeugniß ablegen, daß die Communion unter beiden Gestalten geboten sei; allein aus seinen Worten läßt sich vielmehr das Gegentheil erweisen. Der h. Paulus erzählt nämlich die Einsetzung des h. Abendmahles wie der Evangelist Lukas. Der Herr sprach: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Thut das zu meinem Andenken! Bis hieher ist der Bericht des h. Paulus und Lukas ganz gleich; aber nun kommt ein merkwürdiger Unterschied. Während Lukas nach den Worten: „Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blute, welches für euch

---

*) Ekklr. 24, 29.
**) Joh. 6, 59 u. 6, 52.

wird vergossen werden", nichts mehr beifügt, erzählt der Apostel Paulus, daß der Herr noch folgende Worte gesprochen habe: „Dieß thut, so oft ihr trinken werdet zu meinem Andenken". Was ist nun das für ein sonderbarer Zusatz: so oft ihr davon trinken werdet? Oben, beim Brode, heißt es ganz absolut: dieß thut zu meinem Andenken. Es steht nicht dabei: so oft ihr davon essen werdet, aber hier beim Kelche steht: „dieß thut, so oft ihr trinkt," zu meinem Andenken. Warum redet der Apostel anders bei Darreichung des gesegneten Brodes, warum anders bei Darreichung des gesegneten Kelches? Ist dieß vielleicht ganz zufällig? O gewiß nicht, in einer so hochwichtigen Sache, wie die ist, um die es hier sich handelt, ist gewiß kein Wörtlein ohne Bedeutung. Welches ist demnach der Sinn dieser Worte? Er ist frei gestellt, das h. Abendmahl ist unter einer oder beiden Gestalten zu empfangen, das Andenken an den Herrn ist geboten, man mag ihn unter einer oder beiden Gestalten empfangen. Empfängt man die h. Communion unter der Gestalt des Brodes, so soll man an den Herrn denken. Und es ist kein halbes verstümmeltes Andenken, sondern das ganze und volle, daher ohne allen Beisatz nach den Worten: das ist mein Leib: thut das zu meinem Andenken; den gesegneten Kelch aber auch zu nehmen, ist nicht nöthig; darum heißt es: „so oft ihr trinket;" das Andenken an den Herrn ist geboten, so oft man trinke, aber nicht das Trinken, ein Beweis, daß auch die h. Communion unter der Gestalt des Brodes hinreicht, das Gedächtniß des Herrn zu feiern. Wenn ein Herr zu seinen Gästen sagt: So oft ihr trinket, denket an mich, oder trinket auf mein Wohl, so ist wohl das Andenken an ihn befohlen, aber nicht das Trinken; ebenso wenn eine Mutter zur Tochter sagt: So oft du in die Kirche gehst, so nimm ein Gebetbuch mit; hier ist das Letzte wohl geboten, aber nicht das Kirchegehen. Der h. Paulus beweist also auch nichts für die Rechtmäßigkeit der Communion unter Einer Gestalt; denn mit den Worten: so oft ihr trinket, wollte er deutlich genug zu erkennen geben, daß die h. Communion auch ohne den gesegneten Kelch hinreiche, das Andenken an den Herrn zu begehen.

Aus dem bisher Gesagten geht zur Genüge hervor, daß ein Gebot, die h. Communion unter beiden Gestalten zu reichen oder zu empfangen, in keiner der erwähnten Stellen zu finden sei, daß sie also gegen die Praxis der katholischen Kirche nichts beweisen. Vielmehr erhellt aus den eigenen Worten des Herrn: Wer dieses Brod ißt, wird leben in Ewigkeit, und aus den Worten des Apostels Paulus: so oft ihr diesen Kelch trinket, — daß die Communion unter Einer Gestalt das ewige Leben gebe und auch zum Andenken an den Herrn ausreiche. Es ist also ganz gleich, ob man die h. Communion unter Einer oder unter beiden Gestalten empfange.

Und weil dieß ganz gleich ist, deßhalb hat auch seit dem Bestehen der Kirche, nach Umständen, bald die oder eine andere Praxis Statt gefunden.

II. Theil.

Schon unser Heiland selber hat mit den beiden Jüngern zu Emaus nur das Brod gebrochen, von dem Kelche ist keine Rede. Daß das Brod brechen, an welchem die beiden Jünger den Herrn erkannt haben, die Feier des h. Abendmahls war, das ist die Meinung der h. Väter; auch Huß und später Melanchthon sind dieser Meinung. So z. B. sagt Huß*): „Sie haben ihn erkannt in Brechung des Brodes, und nicht eines gemeinen Brodes, sondern des ehrwürdigen Leibes Christi. Hiemit stimmen überein wahrhafte Zeugen, der große Augustinus, Gregor und Andere." Und Melanchthon sagt**): „Wir verwerfen nicht die Meinung der Alten, welche dafür halten, Christus habe jenen zwei Männern das Sakrament seines Leibes und Blutes gereicht." Obwohl also Christus der Herr das h. Abendmahl unter beiden Gestalten eingesetzt hat, hat er drei Tage später zu Emaus seinen Leib und sein Blut den Aposteln nur unter der Gestalt des Brodes gereicht. So genossen auch nach dem Berichte der Apostelgeschichte die ersten Christen die h. Communion bald unter beiden, bald unter einer Gestalt. Von beiden Gestalten aber redet der h. Paulus, wenn er sagt: „So

---

*) In Evang. fer. 2. Pasch.

**) Ad reg. Ang. etc.

oft ihr dieses Brod essen und den Kelch trinken werdet, sollt ihr den Tod des Herrn verkünden, bis er kommt." — Nur von einer Gestalt ist die Rede, wenn der h. Lukas von den ersten Christen sagt: „Sie verharrten in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft des Brodbrechens und im Gebet;" und im 20. Capitel: „Am ersten Wochentage, eben da wir zusammen gekommen waren, das Brod zu brechen." Daß unter dem Brodbrechen die Feier des h. Abendmahles zu verstehen sei, darüber herrscht nur Eine Stimme bei den h. Vätern sowohl, wie auch bei den Gegnern der katholischen Lehre vom Abendmahle. Und wie es zur Zeit der Apostel gebräuchlich war, die h. Communion bald unter einer, bald unter zwei Gestalten zu spenden, so war dieß Brauch durch alle folgenden Jahrhunderte. Daß man die Communion unter Einer Gestalt in dem ersten Jahrhundert hatte, sie für vollständig und recht hielt, ist gewiß; denn erstens ist es unbestreitbar, daß man in dem ersten Jahrhundert das h. Sakrament in der Kirche aufbewahrt hat; es geschah dieß aber nur wie heute in Gestalt des Brodes, weil sich die Gestalten des Weines nicht lange halten; es ist zweitens unbestreitbar, daß die ersten Christen die h. Communion mit sich nach Hause trugen, sie zu Hause aufbewahrten und sich zur Marter stärkten, wenn die Verfolger unversehens kamen. Es ist drittens unbestreitbar, daß die h. Communion von den Einsiedlern in die Wüste hinausgetragen wurde, daß man sie auf Reisen zu Land und zu Wasser mitnahm, daß man sie den Kranken in die Häuser brachte. Das Alles geschah aber größtentheils nur unter der Gestalt des Brodes. Unmündigen Kindern gab man mehrere Tropfen von konsekrirtem Weine, weil sie die Gestalt des Brodes noch nicht hätten genießen können. Es ist ferner ein uralter Gebrauch, daß der Priester am h. Charfreitag nur unter einer Gestalt kommunizirt, und daß die Priester mit Ausnahme des Hochamt feiernden Priesters auch nur in Einer Gestalt kommunizire n. In den ersten fünf Jahrhunderten war also die Communion unter Einer Gestalt sehr gebräuchlich, und Niemandem ist es eingefallen, diesen Gebrauch zu tadeln oder gar von einer Theilung und Verstümmelung des h. Mah-

les zu reden. Man kennt keinen Papst, keinen Bischof, kein Concilium, welche die h. Communion unter Einer Gestalt geboten oder verboten, oder die Communion unter beide Gestalten geboten hätten. Man kann Niemand namhaft machen, der die Communion unter Einer Gestalt eingeführt hätte, was sogar von dem Hauptgegner der katholischen Lehre selber zugestanden wird *). Merkwürdig genug haben auch die Griechen, die seit ihrer Trennung sorgfältig Alles aufgesucht haben, was sie der römischen zum Vorwurf machen konnten, nie mit einer Silbe die Kirche beschuldigt, daß sie die Communion unter beiden Gestalten abgeschafft und die unter Einer eingeführt haben; ein Beweis, daß die Griechen von Anfang an dieselbe Praxis hatten und die h. Communion unter Einer Gestalt für rechtmäßig und genügend halten. Nur ein einziger Fall kommt vor in der Kirchengeschichte, daß die Communion unter beiden Gestalten befohlen wurde. Es war dieß unter Papst Gelasius I., der vom Jahre 492—496 auf dem Stuhle Petri saß. Damals existirte nämlich die Sekte der Manichäer, der einst auch der große Augustinus angehört hatte. Diese hielten den Wein für ein Gewächs des Teufels. Da es eben Sitte war, die Communion unter Einer Gestalt zu empfangen, so gingen die Manichäer mit den Katholiken zum Tisch des Herrn und die Communion unter Einer Gestalt war ihnen ganz erwünscht, weil sie sich doch katholisch stellen konnten. Um nun für die Zukunft diese Heuchelei unmöglich und die Katholiken von den Manichäern kennbar zu machen, verordnete Papst Gelasius: die Katholiken sollten in Zukunft nie mehr unter beiden Gestalten die h. Communion empfangen. Jetzt blieben die Manichäer weg, weil sie den Wein verabscheuten, und nun wußte man, wer Katholik oder Manichäer war. — Als die Sekte der Manichäer erloschen war, kam auch der alte Brauch wieder auf, die h. Communion nur unter Einer Gestalt zu empfangen. Die Kirche hat in der That aus den ehrenwerthesten und triftigsten Gründen es so gehalten, nämlich wegen der Gefahr, den h. Kelch zu verschütten oder zu entweihen. Besondere

---

*) Tom. 6. Jen. 368, 6.

Veranlassung hiezu gaben die Kreuzzüge. Wo wäre da einmal so viel Wein aufzubringen gewesen, um diesen Massen den h. Kelch zu reichen, und dann, wie hätte auf der hohen See die Vertheilung des h. Kelches geschehen können ohne die größte Gefahr der Verschüttung? Es hat auch Niemand hierin eine Verstümmelung des h. Mahles erblickt und erst Huß und Hieronymus von Prag fanden in der Communion unter Einer Gestalt eine Verstümmelung, und später dann die Reformation bis auf den heutigen Tag.

Allein es ließen sich nicht wenige Stellen aus den Werken der Reformatoren selber so wie neuerer Akatholiken anführen, in denen zugestanden wird, daß in der h. Schrift die Communion unter beider oder unter einer Gestalt weder geboten noch verboten ist, und daß deßhalb auch die Praxis der Kirche je nach Erforderniß der Umstände wechselte; allein die leidenschaftlichste Befangenheit hat immer wieder die richtige Erkenntniß getrübt, dieselbe in die schreiendsten Widersprüche hineingetrieben; hat ihren entschiedensten Ausdruck gefunden in der den ganzen Streit hinlänglich charakterisirenden Aeußerung: „Wenn ein Concilium beide Gestalten beschließen würde, wollten wir nur eine oder gar keine gebrauchen und Alle verfluchen, die aus Gewalt dieses Conciliums und seines Befehles beiderlei Gestalten brauchen würden. Wir fahren fort wider sie zu lehren und zu thun, weil wir wissen, daß es ihnen wehe thut.“ Diese einzige Stelle gibt hinlänglichen Aufschluß über die nichts weniger als edle Beharrlichkeit, mit der man sich der als rechtmäßig wahr erkannten Praxis der katholischen Kirche widersetzte.

Der Ursprung der neuen Lehre aber und die damit verbundene Forderung der Communion unter zwei Gestalten in steter Begleitung des Vorwurfes, daß die katholische Kirche das Sakrament verstümmle, liegt tiefer. Sie hängt nämlich aufs innigste mit der ganzen außerkirchlichen Anschauung vom Abendmahle des Herrn zusammen. Während nämlich die katholische Kirche sagt, daß unser Herr und Heiland das unblutige Opfer des neuen Bundes eingesetzt habe und also zur Feier des Opfers, um die Trennung des Blutes vom Leibe darzustellen, die

beiden Gestalten wesentlich nothwendig sind, hat die neue Lehre den Opfercharakter verworfen, und nun mußte sie mit allem Nachdrucke auf den beiden Gestalten bestehen; allein die Kirche unterscheidet wesentlich Opfer und Opfermahl. Das Opfer kann nur mit beiden Gestalten gefeiert werden; aber zur Communion reicht auch der Genuß der Einen Gestalt hin, weil Christus der Herr nicht zerrissen werden kann, sondern unter jeder Gestalt ganz gegenwärtig ist.

Aus meinem ganzen heutigen Vortrage mögt ihr daher, Geliebte, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Vorwurf der Verstümmelung des h. Sakramentes die katholische Kirche nicht im mindesten trifft; denn die Communion unter Einer Gestalt ist in der h. Schrift nicht geboten, sondern es finden sich in ihr Belege für die Communion unter Einer wie unter beiden Gestalten, eine Praxis, die sich von den Zeiten der Apostel durch die ganze Kirchengeschichte hindurchzieht. Es wäre auch wirklich ein mehr als seltsamer Widerspruch, wenn die katholische Kirche, die auf einer Seite die Bedeutung des Abendmahles überschätzen soll, wie ihr vorgeworfen wird, auf der andern es unterschätzen und geradezu verstümmeln sollte. Nein, die Kirche hat, wie in allen Sachen des Glaubens, auch hier die wahre und apostolische Lehre fortwährend festgehalten. Der Vorwurf der Unterschätzung, der Verstümmelung fällt aber mit aller Wucht auf jene zurück, von denen er ausgeht; denn es wird nicht bloß der Opfercharakter verworfen, die wahre Gegenwart entweder ganz geläugnet oder nur auf den Augenblick des Genusses beschränkt und so die dem Herrn schuldige Anbetung beseitigt, sondern durch die Verwerfung des Priesterthums ist die Consekration selber ganz und gar unmöglich gemacht und so das Heiligste und Inhaltvollste in der That zu einer leeren Hülse gemacht worden.

Darum freuen wir uns, Geliebte, daß wir im vollständigen Besitze und Genusse des Vermächtnisses sind, das unser Herr und Heiland den Seinigen am Abende vor seinem Leiden hinterlassen hat! Für die Erhaltung dieses Testamentes in seinem ganzen un-

endlichen Werthe hat die Kirche gesorgt und sorgt noch dafür. Darüber können wir ganz ruhig sein; unsere Sorge hat lediglich dahin zu gehen, daß wir durch würdigen Genuß als würdige Testamentserben erfunden werden. Amen.

Predigt

auf den zweiten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Es war ein Mensch, der bereitete ein großes Abendmahl und lud Viele dazu ein." — Luk. 14, 16.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Es war am Abende vor seinem Leiden, als der Herr, nachdem er das Osterlamm mit seinen Jüngern nach der Vorschrift des Mosaischen Gesetzes genossen, das Opfermahl des neuen Bundes zur Erinnerung an sein Leiden einsetzte und dasselbe bis zu seiner Wiederkunft zu feiern befahl. Seitdem besteht denn auch in der Christenheit die Feier des heiligen Abendmahls und insbesondere ist es unsere heilige Kirche, welche seit sechshundert Jahren eine bestimmte Zeit im Jahre festgesetzt hat, die Fronleichnamsoktav, um mit größter Pracht das höchste Geheimniß der christlichen Religion zu feiern.

O wie erhebend und rührend ist diese Feier! Unter der unscheinbaren Brodesgestalt wird unser Herr und Heiland durch die festlich geschmückten Straßen getragen, um alle Welt zu segnen und Huldigung, Dank und Anbetung in Empfang zu nehmen für die unaussprechliche Liebe, die er uns durch dieses sein Testament erwies, in welchem er sich selber als Speise uns zurückgelassen hat. Die Könige und Großen dieser Erde wetteifern an diesem Tage, dem König Himmels und der Erde mit allen weltlichen Ehren zu huldigen, und was die Frömmigkeit des Glaubens Großes, Schönes und Sinniges zu erfinden und aufzubieten vermag, das wird zur

Verherrlichung des Fronleichnams aufgeboten. Die ganze Christenheit ist trunken von Freude und Wonne ob dem seligen Gefühle, ihren Herrn und Gott so nahe bei sich zu haben, und weiß nicht, wie sie dem, der seine Freude hat, unter den Menschenkindern zu sein, ihre Freude und ihren Dank hinlänglich zu erkennen geben soll. Doch ich habe zu viel gesagt, wenn ich sagte: die ganze Christenheit ist freude- und wonnetrunken an diesem Tage, ich muß mich leider korrigiren und sagen: Nur die katholische Christenheit; denn leider ist das Fest, welches der katholischen Kirche so hoch und heilig gilt, und von ihr mit einer äußeren Solennität gefeiert wird wie keines im Jahre, ein Stein des Anstoßes für Millionen andere Christen geworden, nachdem über das Testament des Herrn selber ein eben so bedauerungswürdiger als würdeloser und erbitterter Streit entstanden war. Und noch klafft die tiefe Wunde der Uneinigkeit, gerade über das Heiligste, was die Christenheit hat, und was sie einigen sollte, am Körper der christlichen Welt, die Gegensätze bestehen noch immer, obwohl sie die Schroffheit und Bitterkeit der Form, Gott Lob, verloren haben, und wenn je wieder eine Einigung der Konfessionen, die wir Alle von Herzen wünschen und unablässig vom Himmel erflehen, zu Stande kommen soll, so müssen vor Allem im Heiligsten und Höchsten die Gegensätze schwinden und man muß zur Ueberzeugung kommen, daß man Unrecht gethan und dieses Unrecht nicht anders gutmachen kann, als daß man auch hierin wieder, wie in so vielen andern Punkten zum Glauben der Kirche zurückkehrt. Man hat bei der Trennung geglaubt, ein gutes Werk zu thun, man wähnte, die Kirche hätte das Heiligste entstellt, verstümmelt und unter einem Schutt von Mißbräuchen vergraben, man meinte, die katholische Kirche hätte auf einer Seite unnütze oder gar schädliche Anhängsel gemacht, indem sie das Meßopfer und die fortwährende Gegenwart annahm, auf der andern Seite sich aber einer gründlichen Verstümmelung schuldig gemacht, weil sie das Mahl des Herrn nur unter Einer Gestalt gab, und so glaubte man durch Beseitigung des Opfers und Verwerfung der immerwährenden Gegenwart einerseits und durch die Feier der Kommunion unter zwei Gestalten andrerseits

die vermeintliche Einfachheit und Würde des Nachtmahls des Herrn wieder herzustellen. Nun sind mehr als dreihundert Jahre über diesem Reformationsversuch verflossen und jetzt ist es gewiß möglich, mit Ruhe und Unbefangenheit herauszubringen, ob es ein Nutzen oder Schaden war, daß man in dieser Weise mit dem Nachtmahl des Herrn umgegangen. Das wollen wir denn heute thun, und zu diesem Ende beantworte ich folgende Fragen:

War es von Nutzen, die Gegenwart des Herrn ganz zu läugnen?

War es von Nutzen, die Gegenwart des Herrn auf den Moment des Genusses zu beschränken?

War es von Nutzen, die Kommunion unter beiden Gestalten einzuführen?

War es von Nutzen, das Opfer zu verwerfen, und lediglich den Charakter des Mahles festzuhalten?

Ich beginne u. s. w.

I.

Es ist schwer zu glauben, wenn man liest, auf wie vielerlei Weise sich die Worte des Herrn: das ist mein Leib, das ist mein Blut, deuten lassen mußten. Eine dieser Deutungen ist: Christus der Herr wollte sagen: dieß Brod, das ich in Händen habe, ist ein Bild meines Leibes, es bedeutet meinen Leib, und der Wein bedeutet mein Blut. Nach dieser Auffassung ist der Heiland nicht gegenwärtig, sondern sein Leib ist vom Brode so weit entfernt, wie der Himmel von der Erde. Wer also das Abendmahl empfängt, erhält weiter nichts als Brod und Wein und dabei denkt er an den Tod des Erlösers. Was hat nun diese Auslegung und Auffassung für einen Vorzug? Welchen Gewinn hat die Welt durch diese neue Entdeckung gemacht? Etwas hat sie allerdings für sich, nämlich, es ist jede Schwierigkeit und Unbegreiflichkeit der Art und Weise, wie Christus der Herr gegenwärtig sein kann, gründlich beseitigt. Wenn man die wesentliche Gegenwart kurzweg läugnet,

dann hat man freilich keine Muße, sich die Art dieser Gegenwart zu denken oder zu erklären. Wer alle Wunder läugnet, braucht sich freilich den Kopf nicht mehr zu zerbrechen, wie ein Blinder plötzlich das Gesicht bekommen kann. Das ist nun freilich eine sehr bequeme Manier, sich Schwierigkeiten vom Halse zu schaffen. Der Doktor, der seinen Patienten umbringt, hat freilich nicht mehr nöthig, ihm verschiedene Recepte zu schreiben und seine Krankheit zu studiren. Aber nun entsteht die andere Frage und diese enthält auch eine Schwierigkeit und zwar die größte: Wenn Christi Worte so zu deuten sind, daß er uns weiter nichts hinterlassen hat, als den Befehl, daß wir etwas Brod und Wein im Hinblicke auf seinen Tod genießen sollten: was ist dann noch an dem ganzen Testament? Ist das ein Vermächtniß, eines Gottmenschen würdig? Ist das ein Beweis der unendlichen Liebe, mit der er die Seinen bis in den Tod lieben wollte? War es wohl der Mühe werth, da zu sagen: Mit Sehnsucht habe ich darnach verlangt, dieses Pascha zu essen, bevor ich leide? Und wenn nichts hinter dem ganzen Abendmahl ist, als Brod und Wein, wie kann man sich dann am Fleische und Blute des Herrn versündigen? Wie kann man sich das Gericht hineinessen und trinken durch unwürdigen Genuß? Und wenn lediglich Brod und Wein mit Aufblick zum Herrn genossen wird, wie ist das noch eine gottesdienstliche Handlung? Wozu geht man da noch in eine Kirche, da Brod und Wein mit einem guten Tischgebet Jeder zu Hause genießen kann? Welchen Nutzen hat also die Läugnung der wirklichen Gegenwart gebracht? Keinen, es müßte denn das ein Nutzen sein, daß diese Auslegung das Testament des Herrn ganz und gar ausgehöhlt und nichts mehr übrig gelassen hat, als die leere Hülse, als bloßes Brod und Wein. Aber liegt denn das nicht auf flacher Hand, daß die Läugnung der wirklichen Gegenwart den Werth des Abendmahles nicht erhöht und dasselbe in den Augen des Volkes nicht ehrwürdiger macht? Man sollte es meinen — allein, Geliebte, in Zeiten leidenschaftlicher Aufregung zieht man nicht Besonnenheit und Vernunft zu Rath, und so geschah es auch damals. Es handelte sich darum, um jeden Preis das Meßopfer und seine Folgen: die Anbetung

und besonders das Fronleichnamsfest aus dem Bekenntnisse wegzubringen; nun frug es sich, wie das am besten bewerkstelligt werden könne; ein Theil der Getrennten meinte, dieser Zweck werde erreicht, wenn man die Gegenwart des Herrn auf den Moment des Genusses beschränke; allein der konsequentere Theil behauptete mit Recht: So bald ihr nur einen Augenblick die Gegenwart des Herrn annehmt, so müßt ihr ihn in demselben Augenblicke anbeten, und die katholische Kirche ist in ihrem vollen Rechte; denn ihr seid nicht befugt, die Dauer der Gegenwart willkürlich zu beschränken; darum ist hier nicht anders zu helfen, als durch gänzliche Läugnung der Gegenwart. Und so, Geliebte, gibt es heute noch viele Tausende, welche getauft sind, aber die Gegenwart des Herrn im Nachtmahle nicht glauben. Aber sie werden nicht sagen können, daß dem Christenthume durch ihre leeren Altäre und kahlen Wände ein besonderer Nutzen zugegangen sei, sie werden nicht behaupten wollen, daß sie nun freudiger und würdiger zum Tisch des Herrn gehen, seitdem sie wissen, daß sie dort nichts bekommen als Brod und Wein; sie werden auch nicht behaupten wollen, daß ihr Gottesdienst anziehender und einladender geworden ist und die Leute sich absonderlich gedrängt fühlen, in ihre Kirchen zu gehen.

II.

Aber ist vielleicht der Christenheit dadurch ein Nutzen zugegangen, daß man zwar die wesentliche Gegenwart bestehen ließ, sie aber lediglich auf den Moment des Genusses einschränkte oder vielmehr eingeschränkt wissen wollte? Auch dieß Auskunftsmittel ist zu dem Endzwecke erfunden worden, die Messe und die Anbetung mit dem Fronleichnamsfeste wegzubringen; denn wenn der Herr nur in dem Augenblicke des Genusses gegenwärtig ist, so sucht er uns gleichsam zu entwischen; er kommt um keine Stunde früher, um ja sich nicht anbeten lassen zu müssen. Wird aber durch eine solche Auffassung die Liebe des Herrn in einem glänzenderen Lichte uns dargestellt? Und werden wir ihn eifriger lieben, wenn wir glauben, er wolle nur eine Sekunde bei uns zugegen sein und er geize so sehr mit seiner Zeit, daß er sie nur auf die Minute uns

knapp zumesse, um ja unserer Anbetung sich zu entziehen? Entspricht diese Auffassung den Worten der göttlichen Weisheit, die eben der Sohn Gottes ist: Meine Freude ist es, unter den Menschenkindern zu sein? Wer steht nach dieser Auffassung begnadigter da, das Judenthum mit seiner Bundeslade, über welcher die Herrlichkeit des Herrn immerwährend thronte, wohin sich Moses jeden Augenblick im Gebete wenden konnte, um sich Raths zu erholen, welches in Procession herumgetragen wurde zum Schrecken der Feinde und zum Schutze des begnadigten Volkes Gottes, oder das Christenthum mit der minutenlangen Gegenwart Christi in, unter und mit dem Brode, der gewissermaßen es vermeiden will, in längerem Verkehr mit uns zu stehen? Oder lösen sich etwa durch diese Auffassung leichter die Schwierigkeiten, sich Christum gegenwärtig zu denken? Man hat so oft die katholische Lehre verlacht, weil sie eine Wesensverwandlung annimmt und weil sie die Gestalten von Brod und Wein fortbestehen läßt, obwohl sie lehrt, daß das Wesen verwandelt sei; — nun ist etwa die andere Lehre, welche annimmt, Christus sei in, unter und mit dem Brode zugegen und es trete keine Verwandlung ein, leichter denkbar? Wie soll man es sich denken, daß der verklärte Leib des Herrn mechanisch mit dem Brode verbunden sei? Das läßt sich aber auch nur durch ein Wunder denken, das zum mindesten so groß ist, als das Wunder der Wandlung; folglich ist keine Schwierigkeit beseitigt, sondern an die Stelle der einen eine andere und zwar ungleich größere gesetzt. Was wurde also mit dieser Lehre gewonnen für das Christenthum? Nichts, gar nichts, ganz abgesehen davon, daß sie ganz unerhört ist, und in den vorausgehenden Jahrhunderten des christlichen Bewußtseins nicht den mindesten Anhaltspunkt findet; denn es ist eine ebenso bekannte als unläugbare Thatsache, daß in frühester Zeit die Gläubigen den Leib des Herrn mit nach Hause nahmen und aufbewahrten, daß das h. Sakrament auf Reisen mitgenommen und zu den Kranken getragen wurde, daß man dasselbe nicht genoß, ohne es vorher angebetet zu haben. Das Alles könnte nicht geschehen sein, wenn das christliche Alterthum nur eine augenblickliche Gegenwart im Moment des Genusses geglaubt hätte. Es

hat somit diese so hochwichtige Lehre des Christenthums weder an Klarheit noch an Würde gewonnen, nein, durch diese unerhörte Auffassung steht dieses Geheimniß weit hinter seinem Vorbilde, der Bundeslade des alten Bundes, zurück; denn über derselben thronte die göttliche Majestät nicht etwa nur einen Augenblick, sondern immerwährend, so daß also der Gott der Juden herablassender, gnädiger, liebevoller und wohlwollender erscheint, als der Christengott; was ganz gewiß ein Irrthum ist.

III.

Man hat aber insbesondere vorgegeben, daß die katholische Kirche das Nachtmahl des Herrn verstümmelt habe, indem sie den Laien den gesegneten Kelch vorenthalte, während doch Christus der Herr das Abendmahl unter beiden Gestalten einsetzte. Also wenigstens hierin scheint das Verdienst der neuen Lehre unbestreitbar. Allein auch das ist nicht der Fall. Die katholische Kirche hat je nach Umständen unter zwei oder auch nur unter Einer Gestalt das h. Abendmahl ertheilt. In den ersten Zeiten hielt man es für hinreichend, die h. Kommunion unter Einer Gestalt zu geben; bis im dritten und vierten Jahrhundert eine Sekte auftauchte, welche erklärte, der Wein sei ein Geschöpf des Teufels. Diese Gattung Christen ging nun aber doch mit den Katholiken zum Tische des Herrn und empfing die h. Kommunion nur unter der Gestalt des Brodes. Da erließ Papst Gelasius die Verordnung, daß in Zukunft die Katholiken die h. Kommunion unter beiden Gestalten empfangen sollten, um sie von den Anhängern der Irrlehre unterscheiden zu können, indem nun Letztere, die den Wein als Teufelsgewächs verabscheuten, von der Kommunion wegblieben. Als aber später in Folge der Kreuzzüge die Gefahr, den h. Kelch bei dem Schwanken der Kriegsschiffe zu verschütten, es räthlich machte, die h. Kommunion nur mehr unter der Gestalt des Brodes zu ertheilen, da wurde der uralte Brauch wieder eingeführt und besteht seitdem in Kraft. Von einer Verstümmelung des h. Abendmahles aber kann bei diesem Brauche um so weniger die Rede sein, weil ja der Leib des Herrn nicht zerrissen werden kann, sondern unter

jeder Gestalt, ja dem kleinsten Theil derselben ganz zugegen ist. Aber wie kam es denn, fragen wir, daß nun so eifrig auf die Kommunion unter beiden Gestalten gedrungen wurde? Dieß kam daher, weil man das unblutige Opfer verworfen hatte. Beim Opfer selber sind die beiden Gestalten wesentlich nothwendig, weil eben nur durch sie die Trennung des Blutes vom Leibe, worin das Opfer besteht, bewerkstelligt und dargestellt werden kann; der Priester kann daher das h. Opfer nicht feiern ohne die beiden Gestalten; wenn er aber nicht das Opfer darbringt, sondern nur kommunizirt, wie am grünen Donnerstag der größte Theil der Priesterschaft, so empfängt auch er die h. Kommunion nur unter Einer Gestalt, wie die Laien. Es ist daher durch die neue Lehre nichts vervollständigt worden, weil die katholische Kirche nichts verstümmelt hatte. Auch hat durch die Kommunion unter beiden Gestalten die Liebe zu derselben außerhalb der katholischen Kirche nicht zugenommen, so wenig sie in der katholischen Kirche abgenommen hat, obwohl die Kommunion nur unter Einer Gestalt gespendet wird. Auch in dieser Beziehung also ist der Christenheit kein Nutzen durch die neue Lehre zugegangen.

IV.

Aber war es vielleicht ein Gewinn, daß das unblutige Opfer des neuen Bundes verworfen wurde? Gerade dadurch ist der Religion der größte Nachtheil zugestoßen, und warum? Weil, wo das Opfer nicht besteht, lediglich die Predigt die Hauptsache des Gottesdienstes geworden ist. Wie nun aber, wenn die Predigt weder in ihrem Inhalte noch in ihrer Form entspricht? Die Erbauung ist hier lediglich von der Person und den Fähigkeiten des Predigers abhängig; der objektive Gottesdienst, d. h. der geheimnißvoll und gnadenreich gegenwärtige Heiland, an dem sich das gläubige Gemüth festhält, welcher die Quelle der tiefsten Andacht und Erbauung ist und bleibt, die Persönlichkeit des Priesters möge dann sein, welche sie wolle, ist verschwunden, wo das Opfer nicht mehr gefeiert wird, und somit der eigentliche und wahre Gottes-

dienst. Was soll nun die Leute noch in die Kirche ziehen, sobald ein Prediger nicht mehr oder nicht entspricht, sei es aus was immer für Gründen? Daher die großen Klagen über Leere der Kirchen, daher die Bemühungen, mittelst weltlicher Hülfe den Kirchenbesuch wieder zu heben. Durch die Abschaffung des h. Opfers ist also nicht nur kein Gewinn erwachsen, sondern eine furchtbare Wunde geschlagen, unendlicher Schaden angerichtet worden, um gar nichts zu reden von der schuldigen Anbetung, die unserm Herrn und Erlöser entzogen wird.

Ueberschauen wir das Ganze, beurtheilen wir den Baum nach seinen Früchten, wie sie jetzt seit den traurigen Tagen der Trennung vorliegen, so müssen wir sagen, daß durch die neuen Auffassungen von dem, was der Herr am Abende vor seinem Leiden gethan hat, der christliche Gottesdienst in seinem innersten Marke angegriffen worden ist und deßhalb auch in seinem Einflusse auf das Leben der Gemeinden furchtbar gelitten hat. Es hat das Verständniß dieser hochwichtigen Lehre nicht gewonnen, es hat die Erbauung und die Andacht nicht gewonnen, es hat die Liebe zum Kirchenbesuche nicht gewonnen, noch weniger die Liebe zu dem h. Altarsgeheimnisse selber. Wie wäre es auch möglich, da man es entweder ausgehöhlt oder zerrissen hat! Diese Erkenntniß muß Platz greifen und Gott Lob, nicht wenige Stimmen lassen sich bereits vernehmen, die den bisherigen Mangel fühlen und somit als Vorläufer einer bessern Zukunft, einer künftigen Wiedervereinigung begrüßt werden dürfen.

Mit welch innerer Befriedigung und Freude können wir Katholiken da auf die Geschichte unserer Kirche schauen und auf das freudige Leben und Regen in ihr! Mit welchem Ernste, mit welcher Würde und Sorgfalt hat unsere heilige Kirche stets das Nachtmahl des Herrn, dieses kostbarste Vermächtniß unsers göttlichen Erlösers, in allen seinen Theilen geachtet und geschätzt! Wie ist das heilige Opfer von jenen Zeiten an, als die Apostel es feierten in den Häusern unter der Benennung Brodbrechen, als die ersten römischen Martyrer es feierten in den Katakomben, bis auf den heutigen Tag der Mittel- und Brennpunkt aller Andacht und Erbauung gewesen!

Mit welcher Entschiedenheit trat die Kirche nicht auf, als es im 9. Jahrhunderte zum erstenmale, zum Staunen der ganzen Welt, ein gewisser Berengar wagte, die Gegenwart Christi im h. Altarssakramente zu läugnen! Welche zarte Sorgfalt hat sie nicht aufgeboten, dem göttlichen Erlöser für die in diesem heiligen Sakramente ihm zugefügten Unbilden die möglichste Entschädigung, Genugthuung und Abbitte zu leisten! Ist ja doch die öftere Aussetzung des Allerheiligsten und die Einsetzung des Fronleichnamsfestes selber der sprechendste Beweis hievon. An der katholischen Kirche hat es also wahrlich zu keiner Zeit gefehlt! Sie hat den geheimnißvoll im Sakramente gegenwärtigen Heiland von Anfang an — Zeuge sind die zahllosen Aussprüche der h. Väter — für das Höchste und Heiligste erklärt, was sie besitzt, sie hat das Testament des Herrn seinem Willen gemäß fortwährend auf's gewissenhafteste vollstreckt, sie hat es von Jahrhundert zu Jahrhundert unversehrt überliefert — da gab es also nichts zu reformiren, nichts zu verbessern; alle getroffene Aenderung konnte nur zur Verstümmelung und Entwürdigung führen. Wenn je die Kirche den h. Geist bei ihren Entscheidungen haben mußte, wenn die ihr gemachten Verheißungen, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen und der Tröster sie in aller Wahrheit lehren würde, nicht eitel Wind sein sollten und sind, so mußte die Kirche namentlich hierin von Anfang an wissen, was sie im Nachtmahl des Herrn hatte, und sie muß auch entscheiden können, was man sich darunter zu denken hat, und was nicht; es übersteigt denn doch alle Begriffe des Möglichen, daß man nach vollen 1500 Jahren noch nicht wissen sollte, oder nicht mit Bestimmtheit sollte entscheiden können, was das Testament des Herrn eigentlich für einen Inhalt habe, ob wir Etwas bekommen haben oder Nichts, ihn selber, oder Brod und Wein; ob er fortwährend gnadenreich und liebevoll zugegen oder nur im Augenblick des Genusses gegenwärtig sei; ob eine Verwandlung der Substanzen vorgehe oder nicht; ob man Brodanbeter und Götzendiener sei, wenn man das Sakrament anbetet, oder ob man die dem Herrn schuldige Anbetung entzieht; ob der christliche Gottesdienst in nichts Anderem bestehe, als in Predigt

und Gesang, oder ob der Hauptbestandtheil desselben das unblutige Opfer ist. Das Alles muß ganz gewiß mit aller Bestimmtheit entschieden werden können und ist auch entschieden worden; denn seid überzeugt, der Herr hat uns in seinem letzten Vermächtniß, dem Mahle seiner Liebe, gewiß das Beste hinterlassen, was er uns geben konnte und nicht ein unentwirrbares Räthsel oder einen ewigen Zankapfel. Nein, den Zankapfel hat erst der Teufel in die Christenheit geworfen, und leider ist es ihm nur zu sehr gelungen die Christen über dem Testamente des Herrn in die Haare zu bringen und aneinander zu hetzen. Wir Katholiken können aber in diesem Punkte vollständig beruhigt sein. Die Kirche ist alleinige kompetente Richterin in Glaubenssachen; nicht die h. Schrift entscheidet über sie, sondern sie, das lebendige Organ des h. Geistes, entscheidet über den richtigen Sinn der h. Schrift; sie allein weiß also, wie die Einsetzungsworte des Nachtmahles zu verstehen sind, sie hat entschieden über deren Sinn und somit ist für uns der Streit geschlichtet; denn die Kirche, die lebendige und unfehlbare Autorität hat gesprochen. Wenn einst die Einigung wieder erfolgen soll — und wir hoffen und erflehen dieß von der göttlichen Erbarmung — so kann dieß nur auf Grund der kirchlichen Entscheidung geschehen. Von einem Modificiren, Reformiren oder einer andern Auffassung des Altargeheimnisses aber kann keine Rede sein; was die Kirche gerne thun wird, wenn die Einigung zu Stande kommen sollte, das ist die Austheilung der h. Kommunion unter beiden Gestalten, unter der Bedingung jedoch, daß man dieselbe nicht für absolut nothwendig halte. Unsere Sorge bis dahin sei das inbrünstige Gebet, daß diese Einigung erfolgen möge; unsere Sorge sei insbesondere die bestmöglichste Reformation *unserer selbst!* Das ist die Hauptsache, Geliebte! *da fehlt es!* Nicht am h. Sakramente fehlt es, nicht an der Kirche; *die* Sorge, die Kirche möchte uns das Testament des Herrn nicht ungeschmälert überliefert haben, darf wahrlich die allergeringste sein, darüber können wir ganz ruhig schlafen; was uns aber beunruhigen und bekümmern muß, das sind *wir selber*, unsere Unwürdigkeit, bei der Feier der h. Geheimnisse des Fleisches und Blutes unsers

Herrn! Darauf gehe demnach unser ganzes Augenmerk! Da, in unserm Herzen, reformiren und bessern wir unablässig, auf daß das Brod des Lebens uns nicht zum Tode, das Unterpfand der Seligkeit uns nicht zum Gerichte und zur Verdammniß werde. Amen.

Predigt

auf den dritten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Dieser da nimmt die Sünder auf und ißt mit ihnen." — Luk. 15, 2.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Das heutige Evangelium gestattet uns einen Blick in das Herz Gottes und das Herz der Menschen. Der göttliche Erlöser erwies sich nicht nur als der wohlwollendste Freund der Armen, der Tröster der Betrübten, der Arzt der Kranken, sondern auch als der Freund und Herbergsvater der Sünder. Er ging zu den Sündern hin, ließ sich von ihnen einladen zum Essen, und wenn sie kommen, nahm er sie freundlich auf. Er machte also keinen Unterschied zwischen Reich und Arm, Vornehm und Gering, noch weniger zwischen Sündern und Gerechten — ja gerade um der Sünder willen war er gekommen, sie suchte er. Hätte man nun nicht denken sollen, daß solche herablassende Liebe von allen Zeitgenossen in der dankbarsten Weise anerkannt und gerühmt würde? Mußte nicht alle Welt die Zeit segnen, die einen Mann ans Licht brachte, der sich gerade der verkommenen Volksklasse, der Sünder und Zöllner annahm, weil auf diese Weise durch die sittliche Besserung dieser Individuen der Gesellschaft selber der größte Dienst geleistet wurde? Allein zu unserm Erstaunen ersehen wir das Gegentheil. Diese herablassende Freundlichkeit zu den Sündern, dieser vertraute Umgang mit ihnen, diese Liebe zu den Sündern wurde

dem Herrn sehr übel ausgelegt. Und von wem? Etwa von unverständigen Leuten, denen es an Urtheilskraft fehlte, die also nicht im Stande waren, die segensreichen Folgen einer solchen Herablassung zu sittlich verkommenen Menschen zu würdigen? Durchaus nicht. Die Pharisäer waren die Gebildeten des Judenvolkes, in Bibel und Wissenschaft wohl bewandert; an Verstand fehlte es ihnen wahrlich nicht, wohl aber an gutem Willen. Sie waren die hochmüthigsten und von dem Bewußtsein eigener vermeinter Rechtschaffenheit aufgedunsesten Menschen, die man sich denken kann. Die wenigen Worte des Evangelisten: die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten darüber, sprechend: Dieser da nimmt die Sünder auf und ißt mit ihnen, — charakterisiren ihren eckelhaften Hochmuth und ihre Anschauungsweise von sich selber und Andern hinlänglich. Eigenmächtig zogen sie eine willkürliche Linie zwischen Gerechten und Sündern, erklärten sich für die Gerechten, und was nicht ihrem Anhange angehörte und ihnen nicht den Schlepp nachtrug, klassifizirten sie unter die Sünder. Woher wußten sie denn so gewiß, daß nur sie allein die Gerechten waren, alle Andern aber Sünder? Und gesetzt auch, es wäre so gewesen: welche Lieblosigkeit verräth es nicht, an der Besserung eines Menschen zu zweifeln; welchen Hochmuth, sich selber für den zu halten, der der Gnade zum Guten gar nicht bedarf und vom Pfade der Gerechtigkeit nie abweichen wird? Welchen Hochmuth verräth es einerseits, daß sie verlangten, der Herr sollte nur mit ihnen umgehen, weil sie allein seines Umganges würdig seien, weil es sich der Herr ohne Zweifel zur Ehre anrechnen sollte, ihres Umganges gewürdigt zu werden; welche Lieblosigkeit beweist es anderseits, die Sünder für unverbesserlich zu halten und sie deßhalb zu meiden und zu verabscheuen!

Aber der Herr zergliedert es ihnen heute in eben so liebenswürdiger als beschämender Weise, daß Gott, der Barmherzige, ganz anders denke als sie. Zu diesem Ende macht er ihnen die erbarmende Liebe Gottes zu den Sündern in drei herrlichen Gleichnissen anschauend, in den Gleichnissen vom verlornen Schafe, vom verlornen Groschen und vom verlornen Sohne. Wir wissen nicht,

welchen Eindruck diese Belehrung auf die Pharisäer gemacht hat, aber das wissen wir, Geliebte, daß die Vorstellungen von Gottes Barmherzigkeit mit den Sündern heute noch theilweise ebenso verkehrt sind wie die der Pharisäer und die Sünder unserer Zeit gegen Gottes Barmherzigkeit sind, die wir heute kennen lernen wollen, um sie zu vermeiden. Zu diesem Ende sage ich: Es gibt auch in unsern Tagen

Solche, die einen pharisäischen Unterschied feststellen zwischen Sündern und Gerechten, I.;
Solche, die Gottes Barmherzigkeit nur für einen bestimmten auserwählten Theil gelten lassen, II.;
Solche, die zu viel, III.; und
Solche, die zu wenig auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen, IV.

Ich beginne u. s. w.

I.

Es ist unsere feste Ueberzeugung, daß die katholische Religion allein die volle Wahrheit des Christenthums enthält, und weil die Wahrheit allein selig macht, so kann man nur in der katholischen Kirche allein selig werden; deßwegen heißt auch die Kirche mit Recht die alleinseligmachende. Ich habe aber bei einer andern Gelegenheit schon auseinander gesetzt, daß, so richtig und wahr dieses Prinzip ist, deßwegen durchaus kein Schluß auf eine einzelne Person gestattet sei, weil wir Niemandem ins Herz sehen und nicht wissen, ob er aus eigener Schuld oder nicht die katholische Wahrheit nicht besitze. Nur Gott allein, der Herz und Nieren durchforscht, bleibt das Gericht überlassen; Jeder steht und fällt seinem Herrn. Es wäre daher die größte pharisäische Engherzigkeit, hier eine willkürliche Scheidelinie zwischen Gerechten und Ungerechten ziehen und behaupten zu wollen, Gottes Barmherzigkeit erstrecke sich nur auf die Rechtgläubigen, also auf die Katholiken, und nicht auch auf alle jene, welche Heiden, Juden, Muhamedaner und nichtkatholische Christen sind. Es wird wohl keinen vernünftigen

Katholiken geben, der in solchen engherzigen pharisäischen Anschauungen befangen wäre und sich derartig gegen Gottes Barmherzigkeit versündigte. Aber es fehlt nicht an Solchen im Schooße der katholischen Kirche selbst, welche von diesem pharisäischen Hochmuthe befangen sind, wenn es ein Urtheil gilt abzugeben über Solche, die gewissen Brüderschaften, Vereinen und Bündnissen angehören. Alle die Brüderschaften, Vereine und Bündnisse, wie sie die katholische Kirche seit Jahrhunderten hat bis auf jene, welche die Bedürfnisse der neuesten Zeit ins Leben gerufen haben, sind an sich gut und nützlich; aber unter einer unverständigen engherzigen Leitung können sie wahre Pflanzschulen des Hochmuthes, der Lieblosigkeit und Verdammungssucht werden. Und in der That fehlt es nicht an solchen Erscheinungen. Es fehlt nicht an Solchen, die sehr geneigt sind, sich, als Mitglieder solcher Bündnisse und Vereine, für die allein Gerechten und Auserwählten auszugeben und sich berechtigt glauben, nicht nur andere diesen Vereinen nicht angehörigen Katholiken verachten, sondern sogar den Stab über sie brechen zu dürfen. Das ist purer Pharisäismus, pharisäische Engherzigkeit und Lieblosigkeit, die der göttlichen Gerechtigkeit in der widrigsten und hochmüthigsten Weise Schranken setzen will und sie in ganz kleine Kreise, die die Anmaßung haben sich für auserwählt zu halten, einzuengen. O möchten diese hochmüthigen Menschen das heutige Evangelium lesen und recht wohl beherzigen! Vielleicht, daß sie bei Lesung desselben sich getroffen fühlen und ihnen ihr Gewissen sagt: diese Pharisäer sind *wir*!

II.

Es gibt aber hinwiederum eine andere Art Versündigung gegen die göttliche Barmherzigkeit und diese besteht in dem Wahne, Gottes Barmherzigkeit habe von jeher eine bestimmte Anzahl Menschen zur ewigen Seligkeit bestimmt, die andern aber müßten unfehlbar zu Grunde gehen. Man sollte nicht meinen, daß eine so entsetzliche Lehre geglaubt werden könnte, und doch gibt es Tausende von Christen, sage von Christen, die das glauben. Man hört nicht selten diesen Wahn in den Worten ausdrücken: Es ist

Diesem und Jenem schon so aufgesetzt von Gott; er kann nicht anders. Die Folge eines solchen Wahnes ist entweder Verzweiflung oder Gleichgültigkeit gegen sein ewiges Heil und zuletzt natürlich die größte Immoralität; denn wer zum Himmel bestimmt ist, der wird nach dieser Lehre in denselben kommen, er mag leben wie er will, und wer nicht dazu bestimmt ist, der mag wieder thun was er will, es wird ihm alles Mühen doch nichts helfen. Diese Lehre macht den heiligen und gerechten Gott zu einem parteiischen Menschen, zu einem Tyrannen, der nach Willkür seine Gnaden vertheilt und ebenso auch seine Ungnade. Dieser Wahn steht im grellsten Widerspruche zum Wesen Gottes und seinem ganzen Verhältnisse zu uns Menschen; denn: 1) es ist Glaubenssatz, daß Gott will, daß alle Menschen selig werden und daß er jedem Menschen die hiezu hinreichende Gnade gibt, eine Anschauung, die allein seinem Wesen, seiner Liebe entspricht; 2) Gott gebietet das Gute und verbietet das Böse und belohnt die Guten und bestraft die Bösen; er fordert also Rechenschaft von einem jeden Menschen wegen seinen guten und bösen Thaten; wenn aber Jemand von Ewigkeit zur Seligkeit oder Verdammniß bestimmt wäre: so hätte der Mensch keinen freien Willen und somit könnte ihn Gott nicht zur Rechenschaft ziehen; denn er wäre die Ursache des Bösen, wie des Guten, er hätte den David zur Buße und den Judas zum Selbstmorde getrieben. Gott verböte also auf einer Seite die Sünde und strafte sie, auf der andern aber reizte er selber den Menschen unwiderstehlich zur Sünde — ein Widerspruch, der sich nicht lösen läßt. —

Wie aber ist es möglich, daß ein Christenmensch auf eine ebenso alberne als schreckliche Ansicht verfällt? Wie zu so vielen Dingen, so hat auch hiezu die h. Schrift den Vorwand geben müssen; man hat einzelne Sätze herausgerissen und diese so erklärt, daß die Heiligkeit, Gerechtigkeit, Liebe und Barmherzigkeit Gottes dabei in Trümmer ging. Es steht nämlich in der h. Schrift, und hierauf berief man sich zuerst, daß Gott das Herz Pharaos verhärtete; also, so wird geschlossen, hat Gott ihn zur Verdammniß bestimmt von Anfang an. Allein es drängt sich sogleich die Frage

auf: Wenn Gott es war, der das Herz Pharaos verhärtete, wie konnte er Pharao für seine Verstocktheit strafen, da er ja nicht mit freiem Willen dieselbe herbeiführte, und wie konnte Gott immer größere und größere Wunder vor ihm thun lassen, mit der Aufforderung, das Volk ziehen zu lassen, also seine Verstocktheit aufzugeben? Es wäre ja doch der entschiedenste Widerspruch in der Handlungsweise des Allerhöchsten gewesen, wenn er Pharao immer verstockt und doch nebenbei immer größere Wunderkraft aufgeboten hätte, um ihn von seiner Verstocktheit zu heilen! Daraus geht klar hervor, daß der Satz: Gott verhärtete das Herz Pharaos, nicht den Sinn haben könne: Gott war unmittelbare Ursache seiner Verstocktheit; sondern anders verstanden werden müsse. In einem gewissen Sinn kommt allerdings die Sünde von Gott, insofern sie nämlich Gott zuläßt, und so ist dieß auch von der Verhärtung Pharaos zu verstehen. Wie die Sonne nicht bloß Wein und Weizen und andere köstliche Früchte zur Reife bringt, sondern auch Krokodilseier ausbrütet und giftiges Gewürm erzeugt, das ohne sie nicht entstehen und nicht leben könnte, so bringt Gott der Herr Gutes und Böses hervor; aber es sind zwei Faktoren, die hier zusammenwirken und zusammen gehören, wie man sieht; nämlich es kommt auch auf die Eigenschaft einer Sache an, auf die die Sonne ihren Einfluß übt; das Wachs schmilzt in der Sonne, die Erde aber verhärtet. Und so kann das Herz des Menschen unter dem Einflusse der göttlichen Gnadensonne erweichen oder verhärten, je nachdem guter oder böser Wille vorhanden ist. Pharao sollten die Wunder rühren; das war die Absicht Gottes, allein er setzte den immer mehr andrängenden Gnaden immer größeren Widerstand entgegen, also brachte die Gnadensonne die gegentheilige Wirkung hervor, und insofern kann Gott sagen: Ich habe das Herz Pharaos verhärtet; die Schuld lag aber nicht bei Gott, sondern im bösen Willen Pharaos; denn Gottes Absicht war, ihn durch jene außerordentlichen Thaten zu rühren. Daß aus den Krokodilseiern nicht Tauben hervorkamen, sondern eben nur Krokodille, daran ist nicht die Sonne schuld, sondern die innere Natur und Wesenheit dieser Eier; und so trägt nicht Gott die Schuld der

Verhärtung Pharaos, sondern der stolze Wille, mit dem er Gottes Gnade entgegentrat, mit der Frage: Wer ist der Gott, dem ich gehorchen soll? Es ist also eine ganz falsche Auslegung, auf die so Viele ihre Sünde gegen Gottes Barmherzigkeit gründen.

Eben so falsch ist die Auslegung mehrerer Stellen im Römerbriefe, auf welche man sich beruft, um zu beweisen, daß Gott nur gegen einen Theil der Menschen barmherzig sei, den andern aber von Ewigkeit her verdammt habe. Im Römerbriefe sagt nämlich (9.) der Apostel Paulus: „Ich erbarme mich, wessen ich mich erbarmen will und ich erzeige Barmherzigkeit, wem ich Barmherzigkeit erzeigen will; also liegt es nicht an Jemandes Wollen oder „Laufen, sondern an Gottes Erbarmen; denn die Schrift spricht zu „Pharao: Eben dazu habe ich dich erweckt, um an dir meine Kraft „zu zeigen, damit mein Name auf der ganzen Erde verkündigt „werde. Also erbarmet er sich, wessen er will und verstockt, wen „er will. Du sagst mir nun: Warum beklagt er sich noch? Denn „wer kann seinem Willen widerstehen? O Mensch, wer bist du, „daß du mit Gott rechten willst? Spricht etwa das Werk zu seinem Meister: warum hast du mich so gemacht? Hat der Töpfer „nicht Macht über den Thon, aus derselben Masse ein Gefäß zur „Ehre, ein anderes aber zur Unehre zu machen? Wenn Gott, „indem er seinen Zorn zeigen und seine Macht kund thun wollte, „die Gefäße des Zornes, die da zur Verdammniß bereitet waren, „in großer Geduld ertrug, um den Reichthum seiner Herrlichkeit an „den Gefäßen seiner Barmherzigkeit zu zeigen, die er zur Herrlichkeit vorbereitet hat — was sollen wir da sagen, daß die „Heiden, die nicht nach der Gerechtigkeit strebten, Gerechtigkeit erlangt haben, nämlich die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben ist; „Israel aber, welches dem Gesetze der Gerechtigkeit nachstrebte, „das Gesetz der Gerechtigkeit nicht erlangt hat?“ Aus dieser Stelle nun hat man herausgefunden, daß der Mensch von Gott jeglicher Freiheit entbehre, Gott aus dem Menschen mache, was er wolle, wie der Töpfer aus seinem Thon, daß er von Ewigkeit her einen Theil der Menschen als Gefäße der Gnade, einen andern als Gefäße des Zornes erschaffen habe. Gegen diese ewige Vor-

herbestimmung darf der Mensch so wenig etwas einwenden, wie der Thon dem Töpfer gegenüber fragen darf, warum er aus ihm ein Gefäß der Ehre oder Unehre macht. Es ist zudem auf das Beispiel Pharaos Bezug genommen und ganz klar und offen gesagt: Also erbarmt er sich wessen er will, und verstockt wen er will.

Allein es kann diese ganze Rede des h. Paulus unmöglich diesen schrecklichen Sinn haben, den man ihm unterlegt; denn wir dürfen nie vergessen, daß Gott kein Tyrann ist, der nach Willkür und Laune handelt, und den Menschen ohne Rücksicht auf seine Werke zum Himmel oder zur Hölle bestimmt, oder gar zum Bösen antreibt. Es muß also diese Stelle einen ganz andern, einen rechten Sinn haben und dieser ist folgender: die Juden glaubten nämlich, als das auserwählte Volk Gottes hätten sie vor Allen Anspruch auf das messianische Reich und die Auserwählung. In diesem stolzen Gedanken glaubten sie als Nachkommen Abrahams Vorzug zu haben vor den Heiden, namentlich auch wegen der Werke ihrer Gerechtigkeit, weil sie nach dem Mosaischen Gesetze lebten; dieser Wahn nun mußte ihnen jetzt gründlich genommen werden. Darum sagt ihnen der Apostel: Die Berufung zum Reiche Gottes ist lediglich Gottes Gnadensache und der Mensch kann da durch seine Werke oder Abstammung nichts thun, um sich diese Gnade zu verdienen; diese erste Gnade ist eine durchaus unverdiente und auf das Wollen und Laufen kommts nicht an. Menschliche Kraftäußerung vermag nicht Würdigkeit und somit ein Recht auf Gottes Liebeserweis zu begründen. Daß jedoch der Mensch auch dem Rufe Gottes entgegen kommen, daß er auch wollen und laufen müsse, das lehrt derselbe Apostel an andern Orten deutlich genug; aber hier läßt er diese Thätigkeit des Menschen aus dem Spiele, weil er lediglich die freie Gnade Gottes dem geträumten Privilegium den Juden gegenüber hervorheben wollte. Um ihren Stolz recht zu demüthigen, braucht er sogar das Gleichniß von einem Töpfer. Mit diesem Gleichnisse will der Apostel sagen, daß der Mensch sich unbedingt den Wegen Gottes überlassen, daß er durchaus keinen Anspruch auf die Gnade der Berufung habe, sondern sie als reines Geschenk seiner Gnade an-

sehen müsse. Er will mit diesem Gleichnisse nicht sagen, daß Gott einen Theil der Menschen zur Seligkeit, den andern zur Verdammniß geschaffen habe, wie der Töpfer gute und schlechte Geschirre nach Belieben schafft, sondern nur: wir sollen nicht widersprechen und vorwitzig fragen, wenn wir sehen, wie der Eine auserwählt, der Andere verworfen wird, sondern uns demüthig und willig fügen wie der Thon in der Hand des Töpfers, weil, was Gott thut, immer ein Ausfluß seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit zugleich ist. Der Apostel begegnet sogleich dem Einwurf, der ihm wegen des Gleichnisses vom Töpfer gemacht werden konnte; die Juden konnten nämlich fragen: Wenn lediglich Gottes Wille es ist, der die Menschen erwählt oder verdammt, wie kann er das Böse strafen? Es ist hier derselbe Fall, sagt Paulus, wie bei Pharao; Pharao war auch berufen zu glauben und dem Herrn des Himmels die Ehre zu geben. Gott hatte ihn ermahnen, ihm drohen und eine Strafe nach der andern über ihn kommen lassen und so äußerlich und innerlich auf seine Erkenntniß und Willen gewirkt, so viel als hinreichend gewesen wäre, daß er hätte anderer Gesinnung werden können; auch gewann es den Anschein, als wollte er sich bessern; immer fiel er aber in seine Verstocktheit zurück, und darum ward er endlich sich selbst und seinem bösen Willen überlassen. Gott zog sich von ihm zurück, und so wurde er ganz verstockt. So, will der Apostel sagen, hat Gott auch die Juden berufen und sie durch häufige Gnadenbezeigungen zum Glauben führen wollen; allein sie wollten nicht und darum zog sich Gott zurück; die Heiden wurden berufen und sie verworfen. Wenn nun die Verhärtung Pharaos, wie die Verhärtung der Juden Gott zugeschrieben wird, so heißt das nicht anders, als: Gott hat ihnen seine Gnade zuletzt entzogen, weil sie diese Gnade stets mißbrauchten; sie selbst tragen also die Schuld ihrer Verhärtung, weil jene, die er verhärtet, es verdienen, daß sie verhärtet werden, sagt der h. Thomas von Aquin. Daß diese Verhärtung Gott zugeschrieben wird, kommt daher, weil seine Barmherzigkeit wie seine Gerechtigkeit auf seinen Willen Einfluß haben, wobei man aber nicht vergessen darf, daß Gott nichts wollen kann, als was recht

und gut, weise und billig ist. Wie an einer Sonnenuhr der Schatten eigentlich durch das Eisen bewirkt wird, aber doch auch durch die Sonne, ja ohne die Sonne der Schatten nicht denkbar ist, so wird Gott die Verhärtung und Verwerfung des Menschen zugeschrieben, obwohl es eigentlich der verstockte eiserne Wille des Menschen ist, der diese Verhärtung erzeigt.

Ihr sehet demnach, Geliebte, welch' eine Sünde gegen die göttliche Erbarmung es ist, wenn man behauptet, Gott wolle nicht das Heil aller Menschen, sondern habe von Ewigkeit her willkürlich einen Theil der Menschen zur Seligkeit, den andern zur Verdammniß vorherbestimmt. Eine schreckliche Lehre fürwahr, die Gott zum Urheber der Sünde macht und willkürlich den Menschen verdammt, obwohl die Sünde nicht seine Schuld ist! Möchte deshalb kein Katholik je dem Versucher Gehör geben, wenn ihm dieser in die Ohren flüstert: Es ist dem Menschen so aufgesetzt; er ist ja nur Thon in der Hand des Töpfers, Gott selber verhärtet ihn oder macht ihn selig! Wir haben bereits gesehen, wie diese Ausdrücke zu verstehen sind.

III und IV.

Wir kommen endlich zu den zwei letzten Sünden gegen die göttliche Barmherzigkeit, die darin bestehen, daß man entweder vermessentlich auf Gottes Barmherzigkeit sündigt oder an seiner Barmherzigkeit verzweifelt. Vermessen schwer sündigt schon derjenige, welcher da spricht: Was soll es denn sein, wenn ich diese oder jene Sünde begehe? ich kann ja wieder beichten! Vermessentlich aber sündigen insbesondere jene, die absichtlich böse bleiben wollen, weil Gott gütig und barmherzig ist, die immer den Mund voll haben von den Erbarmungen Gottes, nie aber etwas wissen wollen von seiner strengen Gerechtigkeit, die sich und Andere bloß um der unendlichen Verdienste Jesu Christi willen die Seligkeit versprechen, indem sie meinen, sie könnten gar nicht verdammt werden, wenn sie nur auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen; dabei aber Sünde auf Sünde begehen. Gott ist ja gütig und barmherzig und verzeiht wieder; also warum soll ich nicht thun

was mich gelüstet? Er schlägt nicht sogleich darein, läßt schon Etwas hingehen und verzeiht gerne, wenn man ihn nur um Verzeihung bittet. Die Bosheit dieser Sünde liegt am Tage; denn was würde man sich von einem Diener denken, der da sagen würde: Ich will meinen Herrn beleidigen; denn er ist gütig, langmüthig und versöhnlich. Schon der h. Gregor von Nazianz beklagt es mit tiefster Wehmuth, daß es so viele Menschen gibt, welche sündigen, weil Gott barmherzig ist und Gottes Sohn für sie sein Blut vergossen hat. Ich bin aufs tiefste entrüstet, ruft er aus, daß ich dich, meinen gekreuzigten Heiland, eben deßhalb verachten und beleidigen sehe, weshalb man dich um so mehr lieben und ehren sollte. Wie Viele gibt es nicht auch noch in unsern Tagen, die da sagen: Wenn ich einmal alt bin, bessere ich mich schon! So machte es Amon, der Sohn des gottlosen Königs Manasses. Er wollte es machen wie sein Vater, der sich auch erst in seinen letzten Lebensjahren bekehrt hatte. Allein der Sohn täuschte sich; er regierte nur zwei Jahre, und seine eigenen Diener tödteten ihn in seinem eigenen Hause. Und so sterben viele unbußfertig dahin, die da sagen, daß sie sich in spätern Jahren bekehren wollen, obgleich Keiner weiß, ob er auch alt wird.

In die entgegengesetzte Sünde fallen dann Jene, die an der Barmherzigkeit Gottes verzweifeln. Der Vermessene hofft zu viel; der Verzweifelnde hofft zu wenig. Nicht selten aber reichen sich die beiden Sünden die Hände; denn vor der Sünde spiegelt der Satan die Barmherzigkeit Gottes groß, die Sünde leicht vor, damit man keck sündige; wer aber lange vermessentlich auf Gottes Barmherzigkeit gesündigt, kommt zuletzt dahin, daß er an der Gnade Gottes verzweifelt. Die Extreme berühren sich auch hier. Lange hält der Sünder Gott den Herrn für einen barmherzigen Vater, der nur verzeiht, er mag sündigen so viel er will; zuletzt aber sieht er nur mehr den unerbittlichen Richter. So straft sich die eine Sünde durch die andere.

Und nun, Geliebte, bitte ich euch: Gebet keiner dieser Sünden gegen die göttliche Barmherzigkeit Raum in euren Herzen! Gebet nicht Raum jenem Pharisäismus, der da Alles über einen

Kamm scheeren will! Betheiligt euch nicht an den Sünden derer, die da meinen, Alle, die nicht dieselben Andachtsübungen mitmachen, denselben Brüderschaften und Bündnissen angehören, so oft wie sie zum Beichtstuhle und zum Tische des Herrn gehen, seien verdammt; nur sie seien das Häuflein der Auserwählten! Setzet ferner der Barmherzigkeit Gottes, etwa mit Berufung auf einzelne mißverstandene Bibelstellen, keine willkürlichen Schranken, indem ihr wähnet, Gott der Herr habe nur einen bestimmten Theil der Menschen zur Seligkeit berufen, sondern bedenket, daß Gott das Heil aller Menschen will, und daß, wer zu Grunde geht, sich selber die Schuld beizumessen hat! Gott hat nur darum von Ewigkeit her die Einen als Gefäße der Gnade und die Andern als Gefäße des Zornes vorherbestimmt, weil er weiß, welchen Gebrauch Jeder von seiner Gnade macht. Niemand ist zur Verdammniß oder Seligkeit vorherbestimmt, der nicht mit freiem Willen Verdammniß oder Seligkeit verdient. Der dich erschaffen hat ohne dich, sagt St. Augustin, will dich nicht selig machen ohne dich.

Endlich aber meiden wir insbesondere die zwei letzten Sünden gegen Gottes Barmherzigkeit: das vermessentliche Sündigen auf dieselbe und das Verzweifeln an derselben. Machen wir uns jetzt schon in gesunden Tagen die göttliche Erbarmung zu Nutzen, bereuen und bekennen wir unsere Sünden und wandeln wir die Pfade der Gerechtigkeit, damit nicht am Ende die Sünden wie Wellen über unserm Haupte zusammenschlagen und wir zu verzweifeln anfangen. Ich schließe mit dem trostvollen Zuruf St. Augustins: Keiner verzage! Keiner verzweifle an seinem Heile! Amen.

Predigt

auf den vierten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und Nichts gefangen; aber auf dein Wort hin, will ich das Netz noch einmal auswerfen." Luk. 5, 5.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Die Thatsache des wunderbaren Fischfanges, die uns im heutigen Evangelium erzählt wird, ist ungemein lehrreich nach zwei Seiten hin. Einmal erblicken wir in derselben eine Beziehung zur Kirche, und dieß ist die sogenannte höhere Bedeutung, welche dieses wunderbare Ereigniß hat, wie überhaupt alle die Wunder und Thaten des Herrn eine solche höhere Beziehung nicht bloß zulassen, sondern wirklich beabsichtigen; dann aber ist dieses Ereigniß auch, wie es geschehen ist, als solches lehrreich genug, und seine Beziehungen zum menschlichen Thun und Treiben und dem Verhalten Gottes diesem gegenüber, verdienen unsere volle Beachtung und Beherzigung. Diese Thatsache der anfangs erfolglosen, dann aber so sehr belohnten Arbeit, der galiläischen Fischer, sagt uns nämlich, daß alles Arbeiten und Schaffen des Menschen, und wenn es auch von den tüchtigsten Leuten und unter den günstigsten Umständen unternommen ist, für sich allein nichts ist und keinen Erfolg hat, wenn nicht eine höhere Hand dieses menschliche Schaffen segnet. Die Arbeit des Menschen steht also nicht für sich allein da, es kommt nicht allein auf seine Fähigkeiten und Arbeitskraft an, sondern immer ist ein Anderer bei der Hand, Niemand Geringerer,

als Gott selber, und er ists, der die Arbeit entweder segnet oder nicht. Schon das ist ein Punkt, den man in unserer Zeit nicht genug beherzigen kann, die so gerne auf ihre Produkte, auf ihren Erfindungsgeist und ihre schaffende Kraft stolz sein möchten und nur zu gerne geneigt ist, die Arbeit von Gott zu trennen und sich um seinen Segen wenig zu bekümmern. Nur gar zu gerne vergöttert sie die Werke ihrer Hände und sich, die solche Schöpfungen hervorzurufen vermögen, mit ihnen.

Ein anderes wohl zu beherzigendes Moment im heutigen Evangelium liegt darin, daß man nicht verzagen, nicht kleinmüthig werden soll, wenn eine Arbeit nicht gelingt, sondern daß man im Vertrauen auf den Beistand dessen, der die Arbeit wider Vermuthen segnen kann, unverdrossen aufs Neue daran gehen soll, wenn auch anscheinend noch so wenig Aussicht auf Erfolg vorhanden ist.

Da alle Welt angewiesen ist zur Arbeit, der Mensch zur Arbeit von Gott geschaffen ist und der Mensch sein ganzes Leben lang in Arbeit zuzubringen hat, so ist es gewiß sehr nothwendig, daß er die Arbeit vom richtigen Gesichtspunkt auffasse, um nicht zuletzt sich sein ganzes Leben lang geplagt zu haben, doch zuletzt das Netz leer herauszuziehen. Daß man die menschliche Thätigkeit sehr materiell auffassen, überhaupt sie von einem ganz falschen Gesichtspunkte anschauen könne, unterliegt keinem Zweifel, da ja die Erfahrung alter und neuer Zeit dieß zur Genüge beweist. Es ist bekannt, daß das Heidenthum die Arbeit für einen puren Sklavendienst angesehen hat, also nicht würdig eines freien Mannes, und ebenso gewiß ist es, daß auch in unserer Zeit die Arbeit von einem ganz falschen Gesichtspunkt aufgefaßt worden ist; daher die socialistischen Theorien von Organisation der Arbeit, von Recht auf Arbeit u. dgl. Ist ja deßwegen die Arbeiterfrage zur brennenden Frage des Tages geworden. Es ist deßhalb sehr nothwendig, daß man diese Frage von ihrem einzig wahren, vom christlichen Standpunkt, ins Auge fasse, und dieß ist der Zweck der heutigen Predigt. Ihre Bestandtheile werden sein:

Das Verhältniß des Menschen zur Arbeit, I.
Das Verhältniß Gottes zur Arbeit, II.

Ich beginne u. s. w.

I.

Es kommt Alles darauf an, daß man die Arbeit vom richtigen Gesichtspunkte auffasse. Von diesem Gesichtspunkte aus ist aber die Arbeit vor Allem ein Bußwerk. Der Mensch war von Anfang an zur Thätigkeit bestimmt, aber diese war ihm nicht lästig, sondern sie machte einen Theil seiner Glückseligkeit aus. Nach der Sünde aber wurde die Arbeit ein Theil seiner über ihn verhängten Strafe; denn jetzt änderte sich das ganze Verhältniß, in welchem der Mensch zur Erde und zu den Geschöpfen stand. Beide traten ihm jetzt feindselig gegenüber und sträubten sich, ihm zu dienen. Die Erde ward mit dem Fluch belegt, so daß sie auch bebaut ihren Schooß nicht öffnen wollte. Distel und Dornen, sprach Gott, soll sie dir tragen. Seit dieser Stunde ist das Leben auf Erden nichts als ein Aufenthalt der Mühe und der Beschwerlichkeit; die Welt ist ein Thal der Thränen geworden. Wie der Mensch gegen Gott sich empörte, so lehnte sich jetzt die ganze Schöpfung wider ihn auf. Die Kreaturen, die anfänglich zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit des Lebens erschaffen waren, sind jetzt Werkzeuge der strafenden Gerechtigkeit Gottes und der Herr bedient sich ihrer nicht selten, um Bestürzung und Schrecken über den Erdboden auszubreiten und die Früchte unserer Arbeit zu vereiteln. Die Folgen des ausgesprochenen Fluches, der unsere Arbeit zur Beschwerde macht und nicht selten vereitelt, fühlen wir Alle; denn bald ruft Gott stürmische Winde, welche die Früchte herunter wehen und die Bäume entwurzeln, die Häuser einstürzen oder die Abgründe des Meeres aufwühlen und die Schiffe, welche sich auf demselben befinden, verschlingen; bald schickt er die Wasser des Himmels in solchem Uebermaße herab, daß sie die Felder verheeren, überschwemmen und zur unfruchtbaren Sandbank machen; oder er befiehlt der Sonnenhitze, daß sie Alles mit ihrer Glut verbrenne, oder er schickt Hagel und Schlossen hernieder und läßt Blitze zün-

den und die ungeheuersten Verheerungen anrichten. Was sollen wir erst von der Geißel des Krieges sagen, die so viele Früchte des Fleißes und der Arbeit vernichtet; was von Erdbeben, gewaltigen Erschütterungen und Ausbrüchen feuerspeiender Berge, die ganze Städte verschütten und Länderstrecken veröden; was von der Fäulniß, die er über die Früchte schickt, daß Felder und Weinberge dastehen wie Besenreiser und Brandstätten?

Alle Jahre sehen wir es, wie die Natur mehr oder minder feindlich der Arbeit des Menschen entgegentritt und den Fleiß seiner Hände vernichtet. Es liegt also ein Fluch auf der Arbeit des Menschen, der in gewisser Weise sich durchgehends fühlbar macht, oft aber in der schrecklichsten und empfindlichsten Weise zu Tage tritt. —

Dieser Fluch, der auf der Arbeit lastet, zeigt sich aber in dem Mißbehagen, das zu gewissen Zeiten auch der fleißigste und arbeitsamste Mensch an und bei der Arbeit empfindet. Es sind die Dornen und Disteln, die im eigenen Herzen wachsen. Gehet alle Stände durch, vom Könige angefangen, bis zum armseligsten Bettler herab, und zeigt mir eine Stelle, ein Amt, einen Dienst, eine Kunst, ein Gewerbe, in welchem ihr nicht Unzähliges antreffet, was ermüdet, mißfällt und mit Eckel und Verdruß erfüllt! Das ist die Folge der Sünde. Die Arbeit, die früher süß und angenehm gewesen wäre, ist jetzt voll Beschwerde und Bitterkeit, denn sie ist uns nach dem Falle als Buße aufgelegt. Seht, das ist der erste und höchst wichtige Gesichtspunkt, von dem aus die Arbeit des Menschen betrachtet werden muß.

II.

Aber, könnte man sagen, das ist eine sehr traurige Wahrnehmung, nicht geeignet, den Menschen aufzumuntern, sondern ihm alle Lust und Liebe zur Arbeit zu verleiden! Allerdings dient diese Wahrnehmung vor Allem dazu, den Menschen zu demüthigen; denn das hat er gar sehr nothwendig; er soll es vor Allem wissen, daß er ein Sünder ist und als Verbannter auf der Erde lebt, er soll es wissen, daß die Speise, die ihn nährt, nicht das Werk

seiner Hände ist, sein Verdienst, sondern das Gnadenbrod, das er aus der Hand seines Herrn und Gottes von der mit dem Fluche belegten Erde empfängt; Er soll es wissen, daß es keine Schuldigkeit ist, daß seine Arbeit einen Erfolg habe, sondern lediglich Gnade Gottes. Der Mensch soll es wissen, daß er wohl schuldig ist, zu arbeiten; denn er ist ein Sünder und seine Arbeit ist Bußwerk; allein Gott ist nicht schuldig sie zu lohnen. Diese Erwägung, Geliebte, ja noch mehr das volle Durchdrungensein von dieser allerdings sehr demüthigenden Wahrheit ist vor Allem nöthig, um den menschlichen Stolz zu bändigen, den Menschen zum Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit zu bringen, es ihm so recht vor Augen zu stellen, welche Rolle er auf Erden spielt, daß er nicht da sei, als Herr, sondern als Sünder; daß nicht er es ist, der durch das Werk seiner Hände lebt, sondern Gottes Segen seine Arbeit begleiten muß; daß er zur Arbeit in einem bestimmten Verhältnisse steht. Eine solche Demüthigung ist um so nothwendiger zu einer Zeit, die nur zu sehr geneigt ist, Gott zu vergessen und sich mit dem Wahne zu tragen, daß ihre Industrie und ihre Erfindungen es sind, die Wohlstand schaffen und die Erde in ein Paradies umwandeln. Sieh' da kommt die Strafruthe Gottes und die Fabriken werden geschlossen, die Maschinen stehen still, und die reichsten Leute verarmen. Und warum denn? Weil sie ihre Arbeit nicht als Bußwerk ansahen, sondern nur Schätze sich sammeln, nur einen großen Namen sich machen wollten, weil sie glaubten und glauben machen wollten, ihre Arbeit und nur sie allein schaffe Brod und Wohlstand. Da kommt dann das Gericht und zeigt den stolzen Herren dieser Welt, daß das Werk ihrer Hände Nichts sei und daß sie nicht Ursache hätten darauf stolz zu sein. Hier geht dann jedesmal in Erfüllung das Wort des Herrn, das er uns durch seinen Propheten Isaias sagen läßt: „Ich will des Hochmuthes der Ungläubigen ein Ende machen und den Uebermuth der Gewaltigen demüthigen.*)" Wir haben viele Beispiele aus der Geschichte vom Stolze der Monarchen auf

*) Is. 13, 11.

ihre Kriegsheere und vom Hochmuthe handeltreibender Städte und industrieller Nationen, die sich im Vertrauen auf die Werke ihrer Hände von Gott abkehrten, die in der Arbeit nur ein Mittel sich zu bereichern und groß zu machen sahen, dafür aber auch gestürzt wurden; ja gerade auf dem Gipfel ihres Reichthums, des Wohlstandes und der Civilisation erreichte sie der Blitz der göttlichen Gerechtigkeit. Erinnert euch nur an die Weissagungen der Strafgerichte, die über die reiche und üppige Weltstadt Tyrus ergingen. „Heulet ihr Meeresschiffe", ruft ihr der Prophet Isaias weissagend zu, „denn eure Veste ist zerstört; heulet ihr Meeres„schiffe, denn das Haus ist verwüstet, aus dem sie zu kommen „pflegten! Der Same des Nils, die Ernte des Flusses aus vielen „Wassern war ihre Frucht; zum Markte der Welt ist sie geworden! „Wandert über das Meer, heulet, ihr Bewohner der Insel! Ist „das eure Stadt, die in der Urzeit schon sich rühmte ihres Alters? „Wer hat dieß nun beschlossen über Tyrus, die weiland Gekrönte, „deren Kaufleute Fürsten, deren Händler Herrliche auf Erden waren? „Der Herr der Heerschaaren hat es beschlossen, um den Stolz alles „Herrlichen zu stürzen, um verächtlich zu machen alle Vornehmen „auf Erden. *)" Noch ausführlicher beschreibt der Ezechiel die Herrlichkeit und den Reichthum dieses Londons der alten Welt, aber auch ihren Untergang. *) Auch dem Könige des weltbeherrschenden Tyrus wurde dasselbe Schicksal prophezeit und zwar aus demselben Grunde: „Menschensohn", sprach Gott der Herr zum Propheten Ezechiel, sage dem Fürsten zu Tyrus: „So spricht Gott „der Herr, weil du erhoben dein Herz und gesprochen: Ich bin „Gott, und sitze auf dem Throne Gottes im Herzen des Meeres, „da du doch ein Mensch bist und nicht Gott und weil du dich „ausgibst, wie für Gott (siehe du bist weiser als Daniel, kein „Geheimniß ist vor dir verborgen; durch deine Weisheit und Klug„heit bist du stark geworden, hast Gold und Silber in deinen „Schatz gebracht, durch die Größe deiner Weisheit und deinen

*) Is. 23, 1, 7, 8, 9.
**) Ezech. 27.

„Handel hast du gemehret deine Macht, und dein Herz hat sich „erhoben um deiner Stärke willen): darum spricht so Gott der „Herr: Weil du dich erhoben hast, als wärest du Gott; sieh, da„rum will ich Fremde, die Gewaltigsten der Völker, über dich „herbei führen, die sollen ihre Schwerter zucken über deine schöne „Weisheit und deine Zierde verunreinigen; sie werden dich tödten „und herunterziehen, daß du sterbest den Tod der Erschlagenen im „Herzen des Meeres. *)" Ein ähnliches Schicksal hat der h. Johannes, in seiner geheimen Offenbarung, dem stolzen heidnischen Rom, in welches die Schätze von drei Welttheilen wanderten, geweissagt, und diese Weissagung ist auch an dem großen Babylon, wie er es nennt, in Erfüllung gegangen. Die Prophezeiung des Sehers auf Pathmos lautet: „Ihre Sünden sind bis „zum Himmel gestiegen und Gott hat gedacht ihrer Ungerechtigkeiten; „vergeltet ihr, wie auch sie euch vergolten hat und gebet ihr das „Doppelte nach ihren Werken; in den Becher, den sie euch einge„schenkt hat, schenkt ihr doppelt ein. Wie sehr sie sich herrlich ge„macht und in Lüsten gelebt hat, so viel gebt ihr Leid und Qual; „denn sie spricht in ihrem Herzen: Ich throne als Königin, Wittwe „bin ich nicht, Trauer werde ich nicht sehen. Darum werden ihre „Plagen an einem Tage kommen, Tod, Trauer und Hunger und „mit Feuer wird sie verbrannt werden; denn stark ist Gott, der „sie richten wird. Und weinen und wehklagen werden über sie „die Könige der Erde, die mit ihr gebuhlt und in Lüsten gelebt „haben, wenn sie sehen werden den Rauch ihres Brandes. Von „ferne werden sie stehen vor Furcht ihrer Qual, und sagen: Weh, „weh, die große Stadt Babylon! die mächtige Stadt! In Einer „Stunde ist dein Gericht gekommen! Die Kaufleute der Erde „werden weinen und wehklagen über sie; denn ihre Waaren kauft „Niemand mehr; die Waaren des Goldes und Silbers, Edelsteine, „Perlen, Byssus und Purpur, Seide und Scharlach, allerlei köst„liches Holz und Gefäße von Elfenbein, allerlei Gefäße von kost„barem Stein und Erz und Eisen und Marmor, Zimmet und

*) Ezech. 28.

„Rauchwerk, Salben und Weihrauch, Wein und Oel, Semmelmehl „und Waizen, Lastvieh und Schafe, Rosse und Wagen, und Sklaven „und Menschenseelen. Und die Baumfrüchte, die Lust deiner Seele „sind von dir gewichen und Alles, was fett und vortrefflich war, „ist von dir verschwunden und man wird es hinfort nicht mehr „finden. Die Kaufleute dieser Waaren, die reich geworden sind, „werden von ferne stehen, aus Furcht ihrer Qual, und weinen „und wehklagen und sagen: Weh, weh, die große Stadt, die be- „kleidet war mit Purpur und feiner Leinwand und Scharlach, be- „deckt mit Gold und Edelsteinen und Perlen: in Einer Stunde war „all der große Reichthum dahin. Und jeder Steuermann und Segler „und alles Schiffsvolk und Alle, die auf dem Meere fuhren, stan- „den von ferne und schrieen, da sie sahen ihre Brandstätte und „sprachen: Welche Stadt ist dieser großen Stadt gleich gewesen? „Und sie warfen Staub auf ihre Häupter und schrieen weinend „und trauernd und sprachen: Weh, weh, die große Stadt, in wel- „cher reich geworden von ihren Kostbarkeiten Alle, die Schiffe auf „dem Meere hatten: in Einer Stunde ist sie verwüstet worden.*)"

Wir wissen, Geliebte, wie diese Weissagung durch den Hunnenkönig Alarich an dem heidnischen Rom in Erfüllung ging, der die Stadt verbrannte; denn das neue christliche Rom ist größtentheils auf dem außerhalb der heidnischen Stadt liegenden Moosfelde erbaut. So beweist uns also die Geschichte, durch mehr als ein Beispiel, wie Gott der Herr ganze Städte und Völker strafte, wenn sie stolz waren auf ihren Handel, ihre Industrie und den Aufschwung ihrer Gewerbe, wenn sie darüber Gott vergaßen, wenn ihnen die Arbeit, statt ein Bußwerk zu sein, ein Mittel zur Verweichlichung, zum Müssiggange und allen Lastern wurde. Es kann diese erschütternde Wahrheit in unsern Tagen nicht genug beherzigt werden; denn es sind schon Stimmen laut geworden, die nur zu sehr an jenen Hochmuth erinnern, der in Tyrus und Rom herrschte und beide Städte zum Falle brachte: Handel und Industrie, haben diese Stimmen ihren Zeitgenossen in die Ohren geraunt, sind allein

---

*) Offenb. 17.

noch der der Aufmerksamkeit unseres Jahrhunderts würdige Gegenstand; das Christenthum aber, mit seinen Dogmen und seiner Konfession, gehört in die Rumpelkammer der Vergangenheit und kein Mensch kümmert sich mehr darum.

So hat die Sprache noch im Jahre 1851 gelautet, bei der ersten Industrieausstellung; seit dem hat jedes Jahr seine Ausstellung; aber jetzt haben wir auch den Krieg und noch ist so viel wie Nichts geschehen, und dennoch hat Handel und Industrie schon unberechenbaren Schaden erlitten.

O möge deßhalb unsere Zeit an Tyrus und Rom denken, möge sie sich nicht überheben, nicht Abgötterei treiben mit ihrer Arbeit, mit den Werken ihrer Hände! Möge sie Gott die Ehre geben und ihn, den Urheber alles Guten, Schönen dabei nicht vergessen!

Wie aber soll das geschehen? Das geschieht erstens dadurch, daß wir alle Talente und Gaben, durch die der Mensch in Industrie und Erfindung solche gewaltige Fortschritte macht, nicht uns, sondern Gott zuschreiben und ihm dafür danken. Was hast du, o Mensch, daß du nicht empfangen hast? hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen? Dieses Wort des großen Apostels darf namentlich in unsern Tagen sehr beherzigt werden, weil man nur zu sehr geneigt ist, sich und seinem eigenen Scharfsinn Alles zuzuschreiben, was die Gegenwart Staunenswerthes aufzuweisen hat. Wir haben eine Prophezeiung aus dem vorigen Jahrhundert, die da sagt, daß sich die Menschen sehr übernehmen werden, in dieser Zeit. „Man kann zu selbiger Zeit, heißt es, einen Bauer von dem Grafen nicht unterscheiden; die Hoffart und Welteitelkeit werden ihres Gleichen nicht kennen; ja es kommt so weit, daß man Gott nicht mehr danken wird für die Speisen. Der Menschenwitz wird Wunder schaffen, weßhalb sie Gott immer mehr vergessen werden. Sie werden Gottes spotten, weil sie allmächtig zu sein wähnen von wegen den Wägen, die da durch alle Welt laufen, ohne von lebendendigen Geschöpfen gezogen zu werden, also daß man die Wegstrecken nach der Vögel Flug ausrechnet." Für diesen Stolz ist dann ein großes Gericht Gottes

in Aussicht gestellt. Mag man nun von dieser Prophezeiung, die jedenfalls sehr merkwürdig ist und von einem Manne*) herrührt, der im Jahre 1783 starb, halten was man will; so viel ist gewiß, daß Hochmuth vor dem Fall kommt; diese Prophezeiung steht im Evangelium, ist also ganz gewiß wahr und ist schon oft genug in Erfüllung gegangen. Der Mensch muß bei seiner Arbeit Gott die Ehre geben, sonst zerbricht sie der Herr.

Zweitens gehört dann dazu, daß der Mensch bei seiner Hände Arbeit nicht die Absicht haben soll, sich den Aufenthalt auf der Erde zum Himmel umzuwandeln, mit Verzichtleistung auf ein jenseitiges ewiges Leben und Wegwerfung des Glaubens an dasselbe. Gewiß ist den Menschen erlaubt, sich so wohnlich als möglich auf Erden einzurichten, nach Wohlstand zu streben und Reichthümer zu sammeln. Ist ja all dieses als zeitlicher Segen von Gott selber bezeichnet, und zeitliches Glück und Wohlstand Einzelner wie ganzen Völkern verheißen, wenn sie auf den Wegen des Herrn wandeln. Aber es ist immer damit die Warnung verbunden, sich von Glück und Reichthum nicht blenden und verführen und sein Herz nicht von Gott abwendig machen zu lassen. Daher die Ermahnung des Apostels Paulus an Thimotheus: „Den Reichen dieser Welt gebiete, nicht hochmüthig zu sein, nicht zu vertrauen auf ungewissen Reichthum, sondern auf den lebendigen Gott.“ **) In unsern Tagen aber ist die Versuchung sehr groß, und eine Menge reiche Leute gibt es, die ihr Herz an ihr Geld und Gut hängen und Gott dabei vergessen. Es gilt von ihnen, was schon im Alterthume von den Agrigentinern in Sicilien ein Schriftsteller sagt: Sie bauen, als ob sie immer leben und leben, als ob sie nimmer sterben wollten; daher die leidige Sitte, die sich jetzt Gott Lob doch nach und nach verliert, jeden Tag zum Arbeitstag zu machen und also an Sonn- und Festtagen ohne Noth gerade so zu arbeiten, wie an Werktagen. Was heißt denn diese Sonntagsarbeit ins Deutsche übersetzt anders, als: „Wir brauchen keinen

*) Spielhähn, bearbeitet von Schrattenholz, Bonn 1829.

**) I. Tim. 6, 17.

Gott und erwarten nichts von ihm. Wir leben von unserer Arbeit und nicht von den Sonn- und Festtagen. Jeder Tag, an dem wir nicht arbeiten, ist ein verlorner Tag; darum können wir keine Feiertage brauchen." Die Sonntagsarbeit, die nicht von der unvermeidlichen Noth geboten ist, ist daher nichts anders, als die größte Verachtung Gottes und seines Segens.

Aber all diesen Frevlern, die mit den Werken ihrer Hände Götzendienst treiben, wird es noch immer früh genug klar werden, daß sie eine ganz falsche Rechnung gemacht haben. Die Arbeit steht nicht für sich allein da, sondern Gott steht dabei, er ist es, der sie segnet oder ihr flucht. Es mag Einer Jahre lang ohne Gott fortarbeiten und sich ein namhaftes Vermögen erobert haben; allein der Zahltag bleibt nicht aus, das Unglück bricht oft schnell herein und mit Einem Schlage ist alle Frucht einer vieljährigen Arbeit vernichtet.

Darum, Geliebte, merken wir es uns: Wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute umsonst! Vor Allem erwägen wir und verstehen wir es recht, was denn die Arbeit eigentlich ist. Die Erde ist eine Strafanstalt, wir sind Sträflinge auf ihr, und die Arbeit ist ein Bußwerk. Wir dürfen also nicht arbeiten ohne Gott, sondern weil Gott es will; wir dürfen nicht arbeiten um Gott zu vergessen; wir dürfen nicht stolz sein auf unsere Arbeit, sondern müssen Alles als Gottes Gabe ansehen, alle Talente und Fähigkeiten; wir müssen den Herrn um seinen Segen flehen bei der Arbeit und daher nur zur rechten Zeit arbeiten. Ist das nicht der Fall, so wird es trotz aller Arbeit, aller Industrie und Erfindungen immer schlechter, statt besser; denn auf der Arbeit liegt dann der Fluch. So werfen wir also das Netz unserer Thätigkeit im Namen des Herrn aus und es wird gesegnet sein. Amen.

Predigt

auf den fünften Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Rächet euch nicht selbst, Geliebte, sondern stellt es der Strafgerechtigkeit Gottes anheim; denn es steht geschrieben: Mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr.“ — Röm. 12, 14.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Es ist eigenthümlich, daß man vom Standpunkte der höheren Bildung aus unbedingt den Stab bricht über die Rauflust und die Excesse des Landvolkes, über die Rohheit, schlechte Gesittung und tiefe Bildungsstufe des gemeinen Volkes, die derlei Ausbrüche der Wuth und Rachsucht verrathen, deßungeachtet aber eine mit diesen Raufexcessen sehr verwandte Unsitte, das Duell nämlich, gerade von den sogenannten Gebildeten noch immer in Schutz nehmen sieht, oder wenigstens dieselbe zu entschuldigen sucht. Als ob der Zweikampf etwas anderes wäre, als eine Rauferei, eine unerlaubte Selbsthülfe, ein Akt der Rachgier, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß hier nach den Regeln der Kunst und auf Kommando gerauft, d. h. gehauen, gestochen und geschossen wird, aber zu dem eingestandenen Zweck, den Gegner zu verwunden oder gar zu tödten. Man hat zwar in neuerer Zeit die Zahl der Duelle eingeschränkt, und ist von der unsinnigen Duellwuth zurückgekommen; aber die Nothwendigkeit des Duells für einzelne Fälle, namentlich beim Militärstande, wird noch immer festgehalten und behauptet. Zu diesem Zwecke bestehen eigene Ehrengerichte, welche bei vorkommenden Beleidigungen zu entscheiden haben, ob der Fall eines Duells

gegeben sei und der Offizier sieht sich hiedurch in die traurige Alternative versetzt, entweder der ganzen Strenge der Strafgesetze zu verfallen, falls das Duell wirklich vor sich geht, oder im Falle der Weigerung als Feigling aus seinem Corps ausgestoßen zu werden. So besteht auch unter den Studirenden die Unsitte des Duells fort, und man drückt von Seite der Obrigkeit ein Auge zu über die „unschuldige" Schlägerei, wenn diese mit einer leichten Körperverletzung ausgeht. Ja, es fehlt nicht an Solchen, die da behaupten, es sei sehr gut, wenn die Studirenden sich Verbindungen anschlössen, deren Existenz mit der Unsitte des Duells wesentlich zusammenhängt; auf diese Weise werden sie der Gemeinheit, dem Besuche von obscuren Kneipen und liederlichen Gesellschaften und Häusern entzogen. Was soll der Mann von Bildung, namentlich der Militär und der Studirende thun, ruft man aus, wenn er, ohne die mindeste Veranlassung gegeben zu haben, tief gekränkt und beleidigt, wenn er vielleicht mit einer Ohrfeige traktirt wird? Soll er sich herumbalgen und schlagen, wie gemeine Bursche, oder soll er gar eine solche Beleidigung hinnehmen, als ob nichts geschehen wäre? Es ist also, so wird geschlossen, der Zweikampf in manchen Fällen unvermeidlich, ja absolut nothwendig, es besteht kein anderes Mittel, um Satisfaktion erlangen zu können. Und so besteht denn die Unsitte des Duells trotz der großen und schweren Strafen, die von geistlicher und weltlicher Obrigkeit verhängt sind, fort, und kein Jahr vergeht, daß nicht diesem barbarischen Gebrauche Menschenleben zum Opfer gebracht werden, oder daß wenigstens eine Menge schwerer oder geringer Körperverletzungen in Folge des Duells vorkommen. Es wird auch voraussichtlich diese Unsitte sobald noch nicht aus der Gesellschaft verschwinden, zu sehr hat sich dieselbe festgewurzelt; wie denn überhaupt das Böse sich weit leichter Eingang verschafft und weit schwerer sich ausrotten läßt, als das Gute sich anpflanzt und erhält. Deßungeachtet aber kann man nicht oft und nicht laut genug gegen diese Unsitte seine Stimme erheben als gegen einen wahren Krebsschaden unserer vielgerühmten Civilisation, die so gerne über die Rohheit und Barbarei des Mittelalters den Stab bricht, aber gerade für diese Ausgeburt des

mittelalterlichen Faustrechts mit sophistischen Waffen in die Schranken tritt. Ich werde deßhalb heute, obwohl die Mehrzahl meiner Zuhörer weder aus Militärpersonen noch aus Studirenden der Hochschule besteht, dennoch von der Unsitte des Duells predigen, weil dasselbe unter den gebildeten Ständen überhaupt noch seine Vertheidiger oder Entschuldiger findet, und zu diesem Ende behaupte und beweise ich:

Die Unsitte des Duells verdammt sich selber vom Standpunkte des Christenthums, des gemeinen Rechts und der gesunden Vernunft aus. I. Theil.

Nichts vermag dasselbe zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. II. Theil.

Ich beginne u. s. w.

I. Theil.

Wir Christen bekennen uns zu einer Religion, die an ihre Bekenner sehr hohe sittliche Anforderungen stellt, indem sie nicht bloß die böse That, sondern auch das böse Wort und den bösen Gedanken verpönt. Das ist der Grundgedanke der berühmten Bergpredigt und namentlich jenes Theiles derselben, der den Text des heutigen Sonntagsevangeliums bildet. Darum die Worte des Herrn: „Den Alten ist gesagt worden: du sollst nicht tödten. Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der seinem Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Raka! wird des Rathes schuldig sein; wer aber sagt: du Narr, wird des höllischen Feuers schuldig sein." Es ist ein Hauptprincip des Christenthums, dem Uebel nur passiven Widerstand entgegenzusetzen, auf alle Rache und Selbsthülfe zu verzichten, die zu segnen, welche uns fluchen und denen zu verzeihen, die uns beleidigt haben. Diese Grundsätze hat Christus nicht bloß gelehrt, sondern sie durch sein eigenes Leben bethätigt, und den Gipfelpunkt der praktischen Durchführung derselben bildet sein Gebet am Kreuze für seine Mörder. Auch die Apostel fordern uns auf, auf alle

Rache zu verzichten und diese lediglich dem Herrn anheimzugeben; daher die Worte des Weltapostels Paulus, die ich mir zum Vorspruche gewählt habe: „Rächet euch nicht selber, sondern stellet es der Strafgerechtigkeit Gottes anheim; denn es steht geschrieben: Mein ist die Rache; ich will vergelten, spricht der Herr. Wenn also dein Feind hungert, so speise ihn, wenn ihn dürstet, so tränke ihn! Thust du das, so wirst du glühende Kohlen auf seinem Haupte sammeln. Laß nicht das Böse dich überwinden, sondern überwinde du das Böse durch Gutes.“ *)

Und nun frage ich euch, Geliebte, wie sollte vor solchen Grundsätzen die Blutrache, die eigenmächtige Selbsthülfe, die dem Duell zu Grunde liegt, bestehen können? Man hat daher auch meines Wissens noch nicht den leisesten Versuch gemacht, das Duell aus den Principien des Christenthums zu rechtfertigen oder zu entschuldigen; man fühlt es nämlich nur zu sehr, daß dieß eine absolute Unmöglichkeit wäre. Wenn man nun aber dennoch an dieser Unsitte wenigstens in der Theorie festhält, sie zu rechtfertigen oder zu entschuldigen sucht — ist das nicht ein förmliches Aufgeben der wesentlichen Principien des Christenthums? heißt das nicht die Religion, zu der man sich zu bekennen vorgibt, förmlich verläugnen und sich auf den Standpunkt des Heidenthums stellen? Es ist wahr, es ist dem Christenthum, trotz seines weltumwandelnden Einflusses, nie ganz gelungen, diese Unsitte zu verscheuchen; allein darf man deßhalb zu den Feinden des Christenthums überlaufen und diesem seine Arbeit noch mehr erschweren, um etwa gar noch hinterher einen Vorwurf ihm daraus zu machen? Die Principien des Christenthums waren zu allen Zeiten unwandelbar dieselben, da es aber dem Teufel gelang, dieses heidnische Unkraut in den Garten des Christenthums herüberzupflanzen: so finden wir auch die h. Väter im Kampfe gegen dasselbe begriffen. „Man hat sogar die Kunst erfunden,“ sagt St. Cyprian, morden zu lehren. Das Verbrechen wird nicht nur geübt, sondern auch gelehrt. Wie kann man Grausameres und Unmenschlicheres pflegen? Damit man morden

---

*) Röm. 12.

könne, ist eine Schule da; und morden gereicht zur Ehre."[1]) Wir sehen, daß der Begriff der Ehre damals schon so gut wie heute mit dem Duell in Verbindung gebracht wurde; allein die Väter konnten in der Verwundung und Ermordung eines Menschen nach den Regeln der Kunst nichts Ehrenvolles finden. Damit man ferner sehe, was die Väter von diesem blutigen Mittel, sich Genugthuung zu verschaffen, dachten, will ich folgende Aeußerung des Apologeten Laktantius anführen. „Ein weiser und rechtschaffener Mann," sagt er, „hat keine Lust, sich in Streit und Gefahr einzulassen, weil der Sieg nicht in unserer Gewalt steht, und jeder Kampf an sich mißlich ist. Hingegen liegt es im Charakter eines braven und weisen Mannes, sich zu bestreben, nicht sowohl den Gegner aus dem Wege zu räumen, was ohne Verbrechen und Gefahr nicht möglich wäre, als vielmehr den Streit selbst beizulegen, was leicht geschehen kann und nützlich und recht ist."[2]) Und Tertullian sagt: „Der Herausforderer und der Herausgeforderte sind beide als Beleidiger dem Herrn verfallen, der alle Uebelthat wie verbietet, so auch verdammt."[3]) In diesem Sinne und Geiste, nur oft noch mit weit größerem Nachdrucke, haben sich die Organe der Kirche gegen den Zweikampf ausgesprochen; denen insbesondere, die eine so große Heldenthat in der Besiegung des Gegners sehen, möchte ich mit dem h. Bernhard zurufen: „Unglücklicher Sieg, der du einen Menschen überwindest, aber einem Laster unterliegst; du rühmst dich vergebens, einen Menschen überwunden zu haben, wenn du vom Zorne beherrscht wirst."[4]) Endlich hat die Kirche Gottes selber auf der letzten großen Kirchenversammlung zu Trient noch in folgender sehr energischer Weise sich gegen das Duell ausgesprochen: „Der verabscheuungswürdige Gebrauch des Zweikampfs, durch Betrieb des Teufels eingeführt, um durch den blutigen Mord des Leibes auch den Untergang der Seele zu bezwecken, soll gänzlich

[1]) Ep. 2 ad Donat.
[2]) Instit. div. 6, 16.
[3]) Lib. de patientia c. 10.
[4]) Ad. milites templi.

aus der christlichen Welt ausgetilgt werden. Daher sind sowohl die Fürsten und Herrn, welche zum Zweikampfe in ihren Ländern Plätze einräumen, als die, welche den Kampf bestehen, und ihre Sekundanten, in die Strafe der Exkommunikation und ewigen Ehrlosigkeit verfallen, die für immer des kirchlichen Begräbnisses ermangeln sollen. Selbst diejenigen, welche zum Zweikampfe anrathen oder bereden, so wie die Zuschauer sollen mit dem Bande der Exkommunikation und immerwährenden Fluches gebunden sein, ohne daß eine auch seit undenklicher Zeit eingeführte verkehrte Uebung davon freispreche."*) Das sind die Grundsätze des Christenthums, und schärfer, wahrhaftig, als der Kirchenrath von Trient sie ausgesprochen und entschiedener wird man sie wohl kaum darlegen können. Was thun also diejenigen, die dennoch den Zweikampf vertheidigen oder sich in solchen einlassen und Kenntniß haben von dieser Entscheidung der Kirche? Sie verachten die Kirche, sie sagen sich los von allen Principien des Christenthums, um unter ein barbarisches Vorurtheil sich zu beugen und zeitliches und ewiges Leben aufs Spiel zu setzen.

Auf diese Grundsätze des Christenthums sich stützend, hat demnach auch die weltliche Gesetzgebung das Duell überall verpönt und mit den schwersten Strafen belegt. Von Friedrich dem Großen wird erzählt, daß, als einmal zwei Offiziere um die Erlaubniß nachsuchten, ihren Streit mit dem Degen ausfechten zu dürfen, er hiezu die Erlaubniß mit der Bedingung gab, daß der Scharfrichter als Zeuge dabei erscheine und sogleich demjenigen, welcher den Andern würde getödtet haben, den Kopf vor die Füße hinlege. Diese sonderbare Erlaubniß wirkte mehr, als jedes noch so strenge Verbot, und der Zweikampf unterblieb. Es muß also, wie es scheint, etwas sehr Verbrecherisches und Unvernünftiges in dem Zweikampf liegen; denn aus Respekt vor dem Christenthume oder gar vor dem Concilium zu Trient hat gewiß Friedrich der Große nicht in eben so origineller als strenger Weise sich gegen das Duell erklärt. Und in der That, Geliebte, vom Standpunkte der gesun-

---

*) Sess. 25. cap. 19.

den Vernunft aus wird das Duell so gut verdammt, wie vom Standpunkte des Christenthums und des weltlichen Rechts. Oder kann es etwas Unvernünftigeres geben, als Behufs der Satisfaktion zu einem Mittel seine Zuflucht zu nehmen, das nichts weniger als zu dem gewünschten Ziele führt? Wie Viele sind schon auf's schwerste gekränkt und beleidigt worden und als sie sich im Zweikampfe Genugthuung verschaffen wollten, blieben sie entweder auf dem Platze, oder sie wurden mehr oder minder schwer verwundet! Waren sie jetzt für die ihnen zugefügte Beleidigung entschädigt? Derlei Fälle kommen noch alle Tage vor, daß der Beleidigte im Duell den Kürzern zieht, und doch ist nach den Regeln des Duells der Ehrenhandel geschlichtet und der Beleidigte hat seine Genugthuung. Gibt es etwas Unvernünftigeres? Wäre die Sache nicht so furchtbar ernst, man könnte sie wirklich herzlich dumm nennen. Bekanntlich verdankt eine Menge von Zweikämpfen dem Worte „dumm" seine Entstehung, und doch ist das Duell selbst die größte Dummheit. Hier ist also die Dummheit im Kampfe gegen die Dummheit begriffen, und doch nimmt dieser Kampf kein Ende, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil gegen die Dummheit selbst die Götter vergebens kämpfen. Aber dennoch will man das Unsinnige des Duells nicht zugestehen, sondern bringt sogar sogenannte Vernunftgründe bei, um das Duell für gewisse Fälle wenigstens zu rechtfertigen oder doch zu entschuldigen. Diese müssen wir noch in ihrer Gehaltlosigkeit kennen lernen im

II. Theil.

Derjenige gilt für ehrlos und feige, der den Zweikampf verweigert. Dieß ist ein Satz, der Vielen für eine ausgemachte Wahrheit gilt, für ein Postulat der Vernunft, und deßwegen werden Offiziere, die sich nicht schlagen wollen, für ehrlos und feige erklärt und aus ihrem Corps ausgestoßen. Wir könnten nun einfach sagen: Dieser Satz kann unmöglich richtig sein, sonst würde nicht göttliches und menschliches Recht sich gegen das Duell erklären. Es wird hiemit dem Christenthum und den Staatsgesetzen der Vorwurf gemacht, daß beide für die Ehrlosigkeit und Feigheit

sich erklären und für sie in die Schranken treten, was ein Unsinn ist. Indeß wir wollen diese kecke Behauptung im Lichte der Vernunft näher beleuchten, und wir werden dann sogleich erkennen, wo denn eigentlich die Ehrlosigkeit und Feigheit liegt. Möge zu diesem Ende folgende Begebenheit sprechen! Der Pfarrer von Maubeuge in der Diözöse Cambrai ging einst an einem einsamen Orte spazieren, als er auf einmal ein Geklirr hörte, wie es aneinanderstoßende Waffen hervorbringen. Schnell eilte er nach der Gegend hin, woher das Getöse kam und erblickte daselbst zwei Offiziere, die sich mit einander schlugen. Erschreckt von einem so unerwarteten Besuche und betroffen von dem ehrwürdigen Aeußern des frommen Pfarrers stellten sie den Kampf ein, und Einer von den Duellanten fragte im Tone der Wuth und Aufregung: was er denn hier wolle? Ruhig und mit der herzlichen Theilnahme eines Freundes antwortete der würdige Geistliche: „Ich bin hieher gekommen, um euch die Thorheit eures Unternehmens zu zeigen. Ihr duellirt, um euch dadurch als ehrenhafte und tapfere Männer zu erweisen. Ich sage euch aber, wer sich in einen Zweikampf einläßt, ist weder ein tapferer Mann noch ein ehrenhafter Bürger; er ist vielmehr feige und schlecht. Feige; denn er beugt seinen stolzen Nacken unter ein barbarisches Vorurtheil, dem die Stirne zu bieten er nicht das Herz hat. Er ermangelt des einzigen Muthes, der den Menschen wahrhaft ehrt, des Muthes der Verzeihung; er zeigt sich als Sklave der niedrigsten Leidenschaften, des Stolzes, des Grolles, der Grausamkeit. Er ist aber auch schlecht; denn er spielt zur Sättigung einer persönlichen Rache mit einem Gute, das nicht ihm gehört, mit dem Leben, das der Gesellschaft, der Familie, Gott gehört; er verletzt frech das erste Gesetz jeder Gesellschaft, das dem Einzelnen verbietet, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen; er tritt alle Moralität mit Füßen, um nur das Thierrecht als das höchste Recht anzuerkennen, indem er als Grundsatz aufstellt: die Ehre liege in der Spitze des Degens oder in der Kugel einer Pistole.“ Nach diesen kräftigen Worten bat und beschwor sie der fromme Diener Gottes im Namen ihrer Eltern und im Namen des Gottes des Friedens, von

einem Kampfe abzustehen, der ein Opfer oder vielleicht zwei auf einmal kosten könnte. Ergriffen von diesen eindringlichen Worten ließen die Duellanten ihre Degen fallen und stürzten versöhnt einander in die Arme. Ich fordere nun keck alle Vertheidiger des Duells heraus, ob sie gegen die Wahrheit dieser Worte etwas Stichhaltiges vorbringen können, und ich bin es sicher, Niemand wird sie umstoßen. Wo ist also die Feigheit und Ehrlosigkeit? Und wie sieht es mit dem gleißenden Sophisma aus: Wer nicht duellirt, wenigstens in gewissen Fällen, der ist feige und ehrlos!

Aber, sagt man, was soll der Offizier, der Mann von Ehre thun, wenn er gröblich beleidigt wird? Soll er wieder beleidigen oder raufen und schlagen wie ein gemeiner Bursche? Das ist in der That noch die einzige Schanze, hinter welcher sich die Freunde des Duells vertheidigen, und gerade deßwegen bestehen sogenannte Ehrengerichte, welchen die Entscheidung, ob der Fall eines Duells gegeben sei, obliegt. Allein ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß jedes Ehrengericht, welchem die Kompetenz eingeräumt ist, zu entscheiden, daß der Fall eines Duells gegeben sei oder nicht, von vornherein den Charakter der Ungesetzlichkeit an sich trage; denn das Duell ist in keinem Falle zuläßig. Aber wie soll sich der beleidigte Offizier Genugthuung verschaffen, wenn nicht mit Säbel oder Pistole? Wir fragen entgegen: Wie verschafft er sich dann Genugthuung, wenn sein Beleidiger sich auf die Führung von Waffen gar nicht versteht oder wenn er den Gegner ganz und gar unebenbürtig findet, ihn der Ehre des Zweikampfes aus gewissen Rücksichten gar nicht würdigen kann? Soll er ihn nun in gemeiner Weise schlagen oder schlagen lassen? Hat er denn gar keinen Weg, sich Genugthuung zu verschaffen, außer den Weg zur Mensur? Wahrhaftig dann stände der Militärstand wehrlos da, und das Gesetz, das alle Bürger und Bewohner eines Staates zu schützen hat, würde ihn allein nicht schützen. Das wird aber kein vernünftiger Mensch behaupten wollen. Der Militär ist geschützt durch das Gesetz wie der Civilist, und wird er beleidigt, so hat er den Schutz und die Satisfaktion da zu suchen, wo ihn jeder Staatsangehörige zu suchen hat. Keiner aber darf

sich selbst Genugthuung verschaffen, Keiner Richter in eigener Sache sein. Der Offizier trägt den Degen nicht zur eigenmächtigen Selbsthülfe, sondern zur Vertheidigung des Vaterlandes. Er hat das Gesetz so gut zu achten wie ein Anderer, und wenn auch der Militär mehr als ein Anderer auf den Ehrenpunkt zu sehen hat, so besteht doch darin der Vorzug der militärischen Ehre nicht, daß ihm das Privilegium der Selbsthülfe zusteht, das sonst keinem Menschen eingeräumt ist. Ehre hat jeder Staatsangehörige, und je höher er steht, desto größer ist die ihm zugefügte Beleidigung. Nun ist es weder einer geistlichen noch weltlichen, wenn auch noch so hoch gestellten Person gestattet, sich im Falle auch der gröbsten Beleidigung eigenmächtig Genugthuung zu verschaffen; soll etwa die Ehre eines Militärs eine Ausnahmsstellung begründen? Nein, der Militär hat wie jeder andere Mensch den Schutz der Gesetze anzurufen — für ihn gibt es keine Ausnahme.

Wenn man nun sogar noch behaupten möchte, daß es besser sei, wenn die Studirenden Verbindungen angehören, die das Duell als nothwendig erklären und oft wegen der geringsten Kleinigkeit muthwillig Duelle provociren, als daß sie in gemeinen Kneipen herumlungern und in schlechte Gesellschaften gerathen: so ist wahrhaftig der innere Zusammenhang dieser Behauptung nicht einzusehen. Vor Allem entsteht die Frage, ob denn bewiesen ist, daß das solchen Verbindungen Angehören wirklich vor Gemeinheit und dem Besuche schlechter Gesellschaften und Häuser schützt? Oder soll gar die Theilnahme an solchen Verbindungen deßhalb den jungen Menschen vor Gemeinheit schützen, weil das Duell die Grundlage dieser Vereine bildet? Eine solche Behauptung ist wirklich mehr als gewagt; denn so viel ist gewiß: wenn den Studirenden der Hochschule nichts anders vor einem unwürdigen Leben schützt, als das bekannte Verbindungsstudentenleben, dann sieht es sehr traurig aus. Glücklicherweise ist es nicht so. So wenig der Offizier feig und ehrlos ist oder wird, der sich nicht schlägt, so wenig bewahrt das Verbindungsleben vor Gemeinheit; will der ihm angehörige akademische Bürger rein wandeln, so braucht er einen ganz andern sittlichen Halt, als ihm diese Verbindung zu geben vermag; und eben so wenig

ist derjenige größern sittlichen Gefahren ausgesetzt, der diesen Verbindungen nicht angehört; verfällt er in Gemeinheit, so liegt die Schuld ganz anderswo, als in dem Fernebleiben vom Leben der Studentengesellschaften, denen das Duell Ehrensache ist.

Man mag sagen, was man will, das Duell läßt sich in keinem Fall entschuldigen und alle die Entschuldigungsversuche, die man anwendet, sind lediglich eitel Sophismen. Mit Freude muß man daher die Antiduellvereine begrüßen, die sich namentlich unter den Studirenden bilden; möchte nur das Duell bald endlich ganz aus der ganzen Gesellschaft verschwinden! Das ist freilich ein frommer Wunsch, dessen Erfüllung noch nicht so nahe steht; allein im Interesse des Christenthums und des Rechts, wahrer Bildung und Humanität, und vom Standpunkt der gesunden Vernunft aus ist dringend zu wünschen, daß diese barbarische Unsitte, die den Staat und die Familie schon in die tiefste Trauer versetzt hat, endlich verschwinden möge. Amen.

Predigt

auf den sechsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Mich jammert des Volkes." Mark. 8, 2.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wie liebevoll und menschenfreundlich steht Jesu nicht vor unserm Blicke! Sieh', er begnügt sich nicht, dem nach höherer Nahrung hungernden Volke das Brod des ewigen Lebens zu brechen; nein, er ist auch für die leibliche Nahrung besorgt und darum die bekümmerte Rede: Mich jammert des Volkes; denn schon drei Tage haben sie bei mir ausgeharret und haben nichts zu essen; wenn ich sie ungespeiset nach Hause gehen lasse, werden sie auf dem Wege verschmachten. Und nun wirkt er zur Sättigung dieser großen Volksmenge ein augenscheinliches Wunder, das als sprechender Beweis für die Gottheit dessen dasteht, der es gewirkt hat. Was in der Natur im Verlaufe eines ganzen Jahres vor sich geht, das ist hier das Werk eines Augenblicks; wer anders wäre im Stande eine solch außerordentliche Vermehrung der Brode zu bewerkstelligen, als Gott allein? Herrlicher aber als das Wunder selber ist das Motiv zu demselben; der Herr thut das Wunder nämlich darum, weil ihm die Noth des Volkes zu Herzen geht, weil ihn das Volk jammert. Und derjenige, Geliebte, der solch ein mitleidiges Herz hat und so sehr besorgt ist auch für das zeitliche Wohl des Volkes, dem der Hunger der Armen selber wehe thut, derjenige thront im Himmel zur Rechten des Vaters, und ist unser Gott. Wie,

wird er sich da droben um die Noth des Volkes nicht mehr bekümmern? Jammert ihn des Volkes nicht mehr, wenn es hungert? Waren es nur jene Viertausende, deren Hunger ihm zu Herzen ging? Nein, Geliebte, diese Viertausend sind nur ein Sandkorn am Meeresstrande, ein Tropfen im großen Ocean der Menschen; Millionen Menschen wollen alltäglich gespeist sein, sie hungern und schreien nach Brod, und wenn sie es nicht bekommen, müssen sie verschmachten. Und die Sorge für alle diese hat unser Herr und Gott, derselbe Herr, den jene Viertausende dauerten und die er wunderbar sättigte. Er ist es, der jetzt noch sagt: Mich jammert des Volkes, und deshalb wirkt er noch immer dasselbe Wunder, das er während seines irdischen Wandels zweimal gewirkt hatte, das Wunder der Brodvermehrung. Diese Brodvermehrung erscheint uns zwar nicht mehr als Wunder, weil wir zu sehr schon daran gewöhnt sind; allein sie ist und bleibt dennoch ein Wunder. Auf dieses Wunder und die sich darin kundgebende göttliche Erbarmung und Liebe will uns die Kirche gerade zu dieser Zeit, wo die Saaten in schönstem Flore stehen und Reich und Arm einer glücklichen Ernte entgegen sieht, aufmerksam machen; darum läßt sie dieses Evangelium von der Brodvermehrung in dieser Zeit vortragen. Schon am vierten Fastensonntage wird uns das Wunder der ersten Brodvermehrung zu Gemüthe geführt; aber die Kirche hat in jener Zeit, wo Ostern nahe ist, die Absicht, auf die wunderbare Brodvermehrung in der h. Communion hinzuweisen. Hatte ja der Herr selbst dieses Wunder zu dem Ende gewirkt, um von diesen Wunderbroden die Gedanken seiner Zuhörer auf das lebendige Brod, das vom Himmel gekommen ist, auf sein Fleisch und Blut, das er ihnen zu essen geben wollte, hinüber zu leiten. Dießmal aber, bei der Losung der zweiten Brodvermehrung, hat die Kirche eine andere Absicht. Wir stehen jetzt mitten im Sommer, und die Ernte steht bevor. Da will uns die Kirche auf das jährlich sich wiederholende Wunder der Brodvermehrung aufmerksam machen und auf die Liebe und Erbarmung, die auch heute noch diesem Wunder zu Grunde liegt. Dieser Absicht der Kirche wollen wir denn auch entsprechen und zu diesem Ende näher betrachten:

Die Güte und Erbarmung Gottes in dem alljährig wiederkehrenden Wunder der Brodvermehrung und der täglichen Speisung.

Ich beginne u. s. w.

Wenn in einem einzelnen Dorfe oder in einem unbedeutenden Marktflecken die wenigen hundert Menschen, die sich da vorfinden, sich mit leichter Mühe ernähren, so finden wir das begreiflich; allein lassen wir unsern Blick einmal in größere Umkreise hinausschweifen, bedenken wir, wie oft Tausende, ja Hunderttausende in einer einzigen Stadt beisammen wohnen, die nichts aussäen, nichts einernten, nichts in die Scheune sammeln, ja denken wir an die nahezu tausend Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen und alle Tage Nahrung brauchen, möchten wir da nicht ausrufen: Wer wird in der Wüste da Brod schaffen für so Viele? Aber sieh' da die Erde, so unfruchtbar und unkultivirbar sie an so vielen Stellen ist, sei es daß Wasser oder Gebirge oder Wüsteneien, Moose und Haiden den Anbau verhindern oder unmöglich machen, ist dennoch im Ganzen so fruchtbar, daß sie weit mehr hervorbringt, als ihre Bewohner aufzuzehren vermöchten. Und alle Tage ist der Tisch gedeckt, an welchem die Hunderte von Millionen essen, und in der Regel essen sie reichlich; ja es bleiben noch viele Körbe voll übrig. Und wer veranstaltet dieß Alles, wer gibt der Erde Fruchtbarkeit, wer sorgt für die Menschen, die zerstreut auf der Erde leben, hier einsam in der Wüste, dort zu Hunderttausenden beisammen? Es ist das derselbe Herr und Gott, der in der Wüste die Brode vermehrte, wunderbar die viertausend Mann speiste. Derselbe ist es, der die Brode segnet und vermehrt und dadurch alltäglich das ganze Menschengeschlecht sättigt. Nichts Neues schaffte er durch seine Allmacht, nein, er vermehrt nur das Vorhandene, er segnet das einmal Geschaffene und vervielfältigt es fast bis ins Unendliche. Wie, ist das nicht Liebe, nicht Gnade und Erbarmung? Dieses tägliche Wunder der Speisung von Millionen Menschen ist es nicht die gnadenreiche, erbarmungsvolle Fortsetzung des Wunders, von dem das heutige Evangelium berichtet?

Und gerade das liebe Brod, das wir allen andern Speisen und Nahrungsmitteln vorziehen, das die Hauptspeise des Menschen bildet, gedeiht am reichlichsten, und zwar auch wieder in der wunderbarsten Weise. Samenkörner werden in den Acker gestreut und ruhen darin eine Zeit lang; dann fangen sie zu keimen an, überwintern ohne zu erfrieren und treiben dann im Frühling in die Höhe — die herrlichste grüne Saat bildet sich zu Halmen, die Halmen tragen die Aehren, in jeder Aehre zwanzig, dreißig, vierzig und oft noch mehr Körner. Der Acker gleicht einem Aehrenwalde. Was der Säemann mit leichter Mühe selbst auf den Acker trug, kommt jetzt auf schwer beladenem Wagen heim in die Scheune, und Viele sättigen sich viele Tage von dem, was in der Aussaat kaum für Einen so lange ausgereicht hätte. Ist das nicht das Wunder der Brodvermehrung, das sich alljährlich vor unsern Augen erneuert? Und ist nicht die göttliche Erbarmung und Liebe, die sich hierin kund gibt, mit Händen zu greifen? Wer möchte meinen, daß gerade die beste und nothwendigste Speise, das Brod, unter diesen Umständen, unter denen sie wirklich gedeiht, heranwachsen könne? Wer möchte meinen, daß ein so zartes Ding, wie ein Samenkorn einen ganzen langen harten Winter hindurch Lebensfähigkeit im erstorbenen und zu Stein erfrorenen und erharteten Erdreiche bewahren könne? Und sieh', gerade so muß es sein! Im Herbste muß die Aussaat von Korn und Weizen geschehen, aus dem uns das gute schmackhafte Brod erwächst! Und einen ganzen Winter hindurch muß dieses kostbare Samenkorn in der Erde liegen! Welche Stürme und Wetter heulen nicht über die Felder hin, wenn kaum die Saat aus der Erde sprießt! Aber sieh' da, da breitet der gütige Brodvater im Himmel eine wohlthätige Schneedecke über die Saaten, unter welcher sie wohlgeborgen schlummern, und sie, die dem Anscheine nach derselben Verderben und Tod bringt, sie ist das wohlthätige Winterkleid, das die kostbare Hinterlage vor dem Tode des Erfrierens beschützt. Allmählig legen dann die Felder im Frühjahr ihr Winterkleid ab und nun beginnt es sich froh und emsig zu regen im Schooße der Erde und die Saat schießt in die Höhe. Aber neue Feinde bedrohen sie. Da

kommen die Nachzügler des Winters, der es nicht verschmerzen kann, daß er weiter ziehen muß; wahre Banden, die sengen und brennen; die Frühlingsfröste, die das Leben der zarten Saat bedrohen im April und selbst im sogenannten Wonnemonat noch, da kommen versengende Reife, kalte Regenschauer, schreckliches Aprilunwetter mit Donner und Blitz, mit Schnee und Hagel und argen Regengüssen; dann erst kommen die argen Gewitter und Stürme, welche die junge hoffnungsvolle Saat von Grund aus zu vernichten drohen. Allein der Brodvater im Himmel oben hat es so gefügt, daß „im Sturme reift die Saat“ und endlich nach langem Hoffen und Bangen sie in die sichere Scheune gebracht wird. Und gerade so muß es sein und solche Abwechslung von Hitze und Kälte, Wind und Regen, Sommer und Winter, Sturm und Wetter muß sein, damit etwas Tüchtiges aus der ausgestreuten Saat werde! Wehe, wenn im Winter keine Schneedecke die Felder schirmend zudeckt! Wehe, wenn nur Tröckne oder nur Regen herrscht! Wehe, wenn Wind und Gewitter die Luft nicht reinigen und ihren geheimnißvollen Einfluß auf das Leben der Pflanzenwelt nicht geltend machen können! Wie wunderbar ist also diese Art der Brodvermehrung nicht und welche Fülle von Liebe und Erbarmung gibt sie nicht in derselben kund!

Doch, Geliebte, wir sind erst in der Küche gewesen und haben da der in langem chemischen Prozesse sich hinziehenden Bereitung des Brodes zugesehen; treten wir aber jetzt einmal aus der Küche heraus und an die große Familientafel hin, an der alltäglich die Hundert von Millionen Menschen gespeist werden, wie reichlich finden wir diese Tafel besetzt! Ist es etwa nur Brod und Wasser, womit wir die Tafel besetzt finden! Nein, der gute Vater im Himmel gibt nicht die Kost der Sträflinge, nein, es sind ja seine Kinder, die er alltäglich zu Tische ladet, es ist alltäglich große Familientafel, und da geht es hoch her; denn er ist kein geiziger Mann, der genau die Schnitten vorschneidet und die Bissen einzählt. Es ist sehr bezeichnend, daß bei der Speisung der Viertausende nicht bloß Brode sondern auch Fische vermehrt werden. Die Tafel des himmlischen Hausvaters ist also nicht bloß mit Ge-

richten aus der Pflanzenwelt besetzt, nein auch das Thierreich liefert dem Menschen Nahrung, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, die Thiere in Feld und Wald. Wer zählt sie all die Speisen aus dem Thierreiche und Pflanzenreiche, die alle Tage auf die Tafel kommen, an der alltäglich das ganze Menschengeschlecht speist, obwohl der Mensch zu seiner Erhaltung zuletzt nichts nöthig hätte als Brod und Wasser. Und doch ist das Brod fast das Unbedeutendste auf dieser reich besetzten Tafel! Wo ist ein Fürst dieser Erde, der im Stande wäre, in seinem ganzen Leben nur einmal eine einzige Tafel zu geben, auf der alle die Speisen vorkommen, die aus dem Thier- und Pflanzenreiche dem Menschen erwachsen! Wahrhaftig, das ist eine unermeßliche Freigebigkeit, die wir anzustaunen haben, und ich frage nun: Ist diese reiche Speisung nicht auch ein Wunder, ein Wunder der Liebe und der Erbarmung?

Doch sehen wir uns auch noch die Geladenen an! Wer sind die Millionen, die alltäglich an dieser königlichen Tafel sitzen und satt werden, die oft gerade das Beste und Meiste davon essen? Ich sehe eine Menge Menschen darunter, die gar nicht glauben, daß ein gütiger Gott ihnen täglich den Tisch decke, Menschen, die diesem gütigen Gott noch geflucht haben, bevor sie von seinen Gaben essen, die seine Gebote ohne Scheu übertreten, weil sie sie nicht für Gottes Gebote halten; Menschen, denen es nicht einfällt, um ihre tägliche Ausspeisung zu bitten oder dafür zu danken; kurz, Millionen Nichtswürdiger, die kaum etwas Besseres als die Kost der Sträflinge verdienten, sitzen täglich am reich besetzten Tische, den ihnen der gütige Gott deckt, und er jagt sie nicht weg, sondern speist sie aus, wie die ihm lieben Kinder, ja oft noch viel besser als sie. Ja, wahr ist es, derselbe Herr und Gott, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, derselbe zieht auch alltäglich an seine Tafel Rechte und Schlechte. Für Alle, ohne Unterschied, deckt er seinen Tisch und Alle sind sie geladen.

Aber noch eine Bemerkung machen wir, wenn wir sehen, wie der himmlische Vater seine Kinder ausspeist. Man denke, es sind

365 Tage im Jahre und alle Tage ißt das ganze Menschengeschlecht an dieser Tafel und sie essen nach Herzenslust und werden satt und doch sind diese Hunderte von Millionen nicht im Stande den Speisevorrath, den der gütige Vater im Himmel alljährlich schafft, in einem Jahre aufzuzehren. Auch das ist wieder bezeichnend dargestellt im heutigen Evangelium. Von den wunderbar vermehrten Broden und Fischen blieben noch sieben Körbe voll über, nachdem Alle sich satt gegessen hatten; also weit mehr blieb übrig, als Anfangs da war! Wird es nun gewagt sein, wenn ich hieraus den Schluß ziehe, daß von dem, was der liebe Gott alljährlich zu unserer Nahrung und Speise spendet, wenn das Jahr um ist und Alle gegessen haben, doch weit mehr noch übrig bleibt als alljährlich ausgebaut wird? Nicht bloß eine Fülle von Speisen schmückt also die Tafel, die Gott täglich dem Menschen deckt, sondern diese mannigfaltigen Speisen spendet er überdieß noch in der reichlichsten Fülle. Nicht Weniges von jeder Gattung, sondern sehr Vieles, ja überaus Reichliches spendet er.

Und nun, Geliebte, wenn wir dieß Alles erwägen, wenn wir bedenken, wie merkwürdig nur die Brodbereitung allein ist, wie aber außer dem Brode unzählige andere Speisen aus dem Thier- und Pflanzenreiche auf der Tafel des himmlischen Hausvaters täglich servirt werden, so daß das Brod fast darunter verschwindet, wenn wir bedenken, daß nicht etwa in Butterbemchen-Weise, sondern in reichlichster Fülle alljährlich diese Tafel unter ihrer süßen Last seufzt, und wenn wir dann noch obendrein erwägen, daß der Judas so gut wie Johannes, der Lieblingsjünger, täglich an diesem Tische essen darf — müssen wir dann nicht sagen: daß diese alljährliche Brodvermehrung und tägliche Speisung ein fortlaufendes Wunder ist, in welchem sich die Fülle der Erbarmung, Güte und Liebe des himmlischen Brodvaters offenbart?

Nun weiß ich wohl, daß manche gegen diese Darstellung verschiedene Bedenken erheben werden; aber diese Bedenken sind nicht von Belang. Man wird mir sagen: Allerdings läßt Gott oft in einem Jahre sehr viel wachsen und eine ausgezeichnete Ernte lohnt des Menschen Fleiß und Mühe; allein warum denn in einem an-

dern Jahre Mißwachs, ja oft gleich mehrere Jahre hintereinander, so daß Theurung und Hungersnoth entsteht? Ferner, wenn Gott alltäglich Alle zu seiner reichbesetzten Tafel zieht, wie der Prediger versichert, warum ruinirt Hagel und Ueberschwemmung seine Felder? Warum läßt er die Kartoffelfäule über die Felder kommen und entzieht dadurch gerade den armen Leuten ihre Nahrung? Und warum kommt die Fäule über die Trauben und ruinirt den Wohlstand aller derer, deren ganze Hoffnung und Glück auf dem Weinbau beruht? Da hat es mit der reichbesetzten Tafel ein Ende, für alle diejenigen, die von einem Unglücke betroffen werden. Millionen Menschen wären zufrieden, wenn sie täglich ihren Hunger mit Kartoffeln stillen könnten; allein sie vermögen es nicht. Die reich besetzte Tafel bleibt immer nur den Reichen, die keine Hand rühren, und der Arme, der Arbeitsame, der am meisten geplagte Mensch, hat Tag für Tag mit Hunger und Noth zu kämpfen.

Das sind die Anklagen und Klagen, die man tagtäglich hören kann; solche Reden werden mitunter auch absichtlich geführt, um das Volk unzufrieden zu machen, um sie zum Hasse gegen die Wohlhabendern, zur Umwälzung der gesellschaftlichen Zustände zu entflammen und die Saat des Unglaubens in sein Herz zu pflanzen; allein alle diese Reden haben keine solide Grundlage.

Wahr ist es, es vergeht kein Jahr, wo nicht der eine oder andere Landstrich von Hagel getroffen wird, wo nicht Ueberschwemmungen die Felder verwüsten oder die Habe der Einwohner zerstören. Wahr ist es, es hat Jahre der Hungersnoth und des Mißwachses gegeben und alljährlich wiederholt sich an einzelnen Landstrichen diese traurige Erscheinung. Soll man aber daraus schließen, daß es keinen Gott und keine Vorsehung gebe? Oder daß Gott der Herr ungerecht und parteiisch sei in Vertheilung, oder karg und geizig in Spendung seiner Gaben? Es ist doch wahrhaft sonderbar, daß der Mensch bei seinen Anklagen nie die Schuld in sich, sondern nur in und bei Gott finden will! Allerdings wären all diese Klagen gegründet und diese Einwürfe gerechtfertigt, wenn das Menschengeschlecht wäre, wie es n i c h t ist, oder nicht wäre, wie es ist. Des Menschen Herz ist ein eitel unbeständig

Ding, leicht geneigt zum Hochmuthe und zur Undankbarkeit, der Millionen sonstigen Sünden, die täglich begangen werden, nicht zu gedenken. Der Mensch weiß die Gaben Gottes, wenn sie alljährlich in gleicher Fülle wiederkehren, nicht mehr zu schätzen, er sieht es als Schuldigkeit an, daß Gott mit vollen Händen ihm zuwirft, er mißbraucht nur zu gern überdieß die Fülle seines Segens. Darum ist, wie nun der Mensch einmal ist seit dem ersten Momente seines Verderbnisses, diesem Uebelstande einmal nicht anders abzuhelfen, als daß Gott die Zügel seiner Oberherrschaft strenger anzieht und den muthwilligen und undankbaren Menschen fühlen läßt, wer der Herr ist und von wem alle guten Gaben kommen. Was aber nicht Strafe ist, das ist Prüfung und Heimsuchung, und als das Eine oder Andere muß jede zeitliche Trübsal hingenommen werden. Oder was ist Hagelschlag, Feuersbrunst und Ueberschwemmung anderes, wenn es das nicht ist? Wie muß man solche Elementereignisse ansehen, wenn nicht unter diesen beiden Gesichtspunkten? Wird man die armen Vintschgauer in Tyrol, denen die furchtbarste Ueberschwemmung ihre Dörfer und Felder fortgerissen hat, so daß sie auswandern müssen, etwa besser trösten, wenn man ihnen sagt, das Alles sei das Werk des blinden Zufalls gewesen? Wird man denen, die durch Krieg und Erdbeben in diesen Jahren so furchtbar heimgesucht worden, Balsam in die geschlagenen Wunden gießen, wenn man ihnen sagt, von all diesen Dingen weiß Gott im Himmel Nichts und um solche Dinge kümmert er sich nicht?

Aber warum werden auch rechtschaffene Menschen von solchem Unglücke betroffen? Warum die Kartoffelfäule, also gerade im Brode der Armen der Wurm? Und warum haben es die Gottlosen häufig besser, als fromme Menschen und essen täglich an der reichbesetzten Tafel des Herrn, und der Gerechte und Arme muß oft buchstäblich verhungern? Das ist die alte Frage: Warum hat es einen reichen Prasser und einen armen Lazarus gegeben? Und warum gibt es überhaupt Reiche und Arme? Warum gute und schlechte Menschen? Warum eine Arbeit, die hart und eine andere, die leicht zu verrichten ist? d. h. warum hat der Mensch

nicht lauter Köpfe oder lauter Hände, oder lauter Augen und Ohren? Warum ist das Geschäft der Augen und Ohren in der Regel weit leichter als das der Hände und Füße? All diese Fragen lassen sich nur lösen durch den Fall des Menschen und den durch ihn veränderten socialen Zustand. In Folge dieses Falles gibt es überhaupt Elend in der Welt und die Erde ist, trotz ihrer sonstigen Schönheit, ein Jammerthal. Die Menschen haben sie dazu gemacht und machen sie noch dazu. Unter diesen Verhältnissen muß Alles leiden, auch der Unschuldige, der Gerechte und gar oft mehr als der Ungerechte. In Folge dieses Zustandes findet auch hier noch keine völlige Ausgleichung statt; diese ist vielmehr einem andern Leben vorbehalten, und daher allein erklärt sich die Erscheinung, wie der Schlechte oft reich sein und täglich an der wohlbesetzten Tafel des himmlischen Brodvaters essen kann, gleich dem reichen Prasser und der Arme kaum oft die Brosamen bekommt, die vom Tische des Reichen fallen. Die Ausgleichung erfolgt jenseits. Warum aber hier nicht? Wer so fragt, der frage Gott selber und lasse sich von ihm diese Frage beantworten! Oder wisset ihr, die ihr vorgebet, die socialen Zustände der Menschen gründlich verbessern zu können, eine andere Lösung dieser socialen Frage? Vermöget ihr, wenn man euch eure Theorien zur Ausführung bringen läßt, den Unterschied von Reich und Arm aufzuheben? Seid ihr im Stande jeden Rechtschaffenen, und nur ihn, glücklich zu machen und zu erhalten, den Schlechten aber ins verdiente Elend hier schon zu stoßen? O geht uns mit euren weltreformatorischen Plänen, mit euren auf dem Papier oft schon sich schlecht genug ausnehmenden Plänen! Ihr vermöget nie die Wunden zu heilen, die die erste Sünde geschlagen hat; ja, eure thörichten socialen Theorien sind selber nur möglich in Folge der geistigen Verblendung, die durch jene Sünde den Verstand umnachtet hat! Nur die christliche Kirche löst das sociale Problem, indem sie durch die großartigste Organisation der Wohlthätigkeit, durch Förderung der Tugend und Bekämpfung der Sünde die schroffen Gegensätze zu mildern sucht. Wir können nichts thun, als in ihrem Geiste leben und thätig sein, und deßhalb wollen

wir auch heute Gott danken als dem himmlischen Brodvater des Menschengeschlechtes, daß er durch die Speisung des Menschengeschlechtes das Wunder der Brodvermehrung erneuert und dabei die Fülle seiner Erbarmung und Liebe uns kund gibt. Ja habe Dank, du unser Herr und Gott, für die Früchte der Erde, für unser tägliches Brod! Amen.

Predigt

auf den siebenten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern einhergehen, inwendig aber reißende Wölfe sind! An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Matth. 7, 15, 16.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung der falschen Propheten, d. h. derjenigen, die schlechte, nichtswürdige oder doch unhaltbare Lehren und Grundsätze predigen, daß sie nicht mit offenem Visir die Lehrkanzel besteigen, nicht als Wölfe im Wolfskleid, sondern als Wölfe im Schafspelz erscheinen. Hiezu treibt sie der Instinkt; denn sie fühlen es nur zu gut, daß wenn sie in ihrem wahren, d. h. schreckenden, reißenden und verwüstenden Naturell sich zeigten, kein Mensch ihnen Gehör geben, sondern Alles vor ihnen fliehen würde. Als Wölfe erscheinen sie nur unter ihres Gleichen, der Teufel ist nur wieder Teufel in der Hölle, unter denen, die ihn schon kennen; allein den Menschen gegenüber kommt er nicht als Teufel in seiner wahren Gestalt, sondern verkleidet in irgend einem Schafspelz. So nahte er sich der Eva nicht als Teufel, wie er war, sondern in der Gestalt der glatten gesprächigen Schlange und mit glatten gleißenden Worten. Er wußte ja, wenn er sich in seiner Wolfsnatur zeigte, würde Eva vor ihm die Flucht ergreifen, statt ihn zu hören. Und so macht er es immer; er geht zwar

umher wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlingen könne; allein er verhängt den schrecklichen Löwenrachen mit einem Schafspelze, den er manchmal sogar einem Engel des Lichts entlehnt. So geht es durchweg! Alle diejenigen, die verführen wollen, kommen im Schafpelze. Der Verführer muß gleißende Manieren und Redensarten annehmen, sonst kommt er nicht zum Ziele. Darum ist es kein Wunder, wenn die zwei größten falschen Propheten, die in unsern Tagen auftreten, der Unglaube und der Indifferentismus gleichfalls maskirt erscheinen; denn sie wissen nur zu gut, daß sie nur in der Maske des Schafpelzes an ihr Verführungsgeschäft gehen können. Daß beide falsche Propheten aber in dieser ihrer Maske sehr gute Geschäfte machen, beweist leider nur zu sehr die Erfahrung; denn eine nicht geringe Anzahl unserer Zeitgenossen ist entweder dem Unglauben oder dem Indifferentismus verfallen und die Phrasen, deren sich beide bedienen, d. h. der Schafspelz, den sie bei ihrer Predigt umhängen, sieht so gleißend und so unschuldig aus, daß tagtäglich neue Opfer diesen höllischen Wölfen in den Rachen fallen. Wie kommt das? Dieß kommt daher, weil sich die Verführten nicht die Mühe geben, den Wölfen den Schafpelz herunterzuziehen, d. h. weil sie leichtsinnig genug sind, die schönen Phrasen als baare Wahrheit hinzunehmen und den sichern Prüfstein, den der Heiland an die Hand gegeben hat, nicht zur Hand zu nehmen. Sie sind doch sonst so gerne bereit, ja schnell bei der Hand, sich auf das berühmte Wort zu beziehen: Prüfet Alles, und das Beste behaltet! allein gerade hier unterlassen sie die Prüfung, und sehen nicht nach, welche Früchte denn der Baum des Unglaubens und des Indifferentismus trägt. Wir wollen demnach heute, statt ihrer, dieser Aufgabe uns unterziehen und ihnen die beiden Wölfe in ihrer wahren Gestalt zeigen:

Den reißenden Wolf des Unglaubens. I. Th.
Den reißenden Wolf des Indifferentismus. II. Th.

Ich beginne u. s. w.

I. Theil.

Der Unglaube erscheint bei seinen Predigten im Schafspelze der **Weisheit** und maßt sich in diesem das größte Verdienst an; denn die Ungläubigen rühmen sich, wenn nicht besser, doch wenigstens eben so gut, eben so tugendhaft, eben so gerecht zu sein, als es die Kinder der Kirche durch ihren Glauben sind. Noch mehr; die Ungläubigen machen uns alle Tage den Vorwurf, daß der Glaube die eigentliche Tugend vernichte; denn dieser erziehe, wie sie sagen, nur Heuchler und Fanatiker; dieser verführe den Menschen in alle Labyrinthe des stumpfsinnigsten Aberglaubens, der lächerlichsten Täuschungen, die oft bis zur bedauernswerthesten Verrücktheit des Verstandes sich steigern; dieser beschäftige sich mit den kleinlichsten Uebungen der Frömmigkeit, die, ohne Geist und Leben, nur dazu dienen, schwache Geister zu verwirren und zu knechten und den freien vernünftigen Menschen zum Sklaven überspannter Phantasiegebilde zu erniedrigen; dieser Glaube mache den Menschen nur ängstlich; er verbittere die Freuden des Lebens, er störe das Glück der Familien, er hindere in vielfacher Beziehung das Wohl der Völker. Ihre Vernunftreligion aber, behaupten sie, führe die ganze Gottesverehrung auf die Natur und auf das wohlverstandene Interesse der menschlichen Gesellschaft zurück, sie sei Anbetung im Geiste und in der Wahrheit und bedürfe keiner Aeußerlichkeiten; sie lehre die bequemsten Sittengesetze, sie mache das Leben eigentlich wahr, schön und angenehm; kurz, der Unglaube lästert den Glauben als die verdienstloseste Sklaverei, sich selbst aber rühmt er des größten Verdienstes vor Gott und der Menschheit. — Wollen wir nun dem Wolfe den Schafpelz herunterziehen!

Da man den Baum an seinen Früchten erkennt, so dürfen wir nur die Früchte des Glaubens und des Unglaubens einander gegenüberstellen. Die Ungläubigen geben sich den Anschein, als wären sie die allein Glücklichen der Erde. Wir wollen jetzt sehen!

Die Erfahrung lehrt, daß der wahre Gläubige in sich und außer sich, im Reiche der Gnade und im Reiche der Natur, das höchste Gut, den Urquell alles Glückes findet. Er findet in seinem Herzen seinen Vater, der ihn an Kindesstatt angenommen, seinen

Erlöser, der ihn mit seinem Blute aus der selbstverschuldeten Sklaverei des Satans losgekauft, den heiligen Geist, den Tröster, der ihn mit Strömen der Gnade und des Trostes überschüttet; darum weiß er aus eigener Erfahrung, wie wahr und wie unendlich beglückend es ist, was Christus den wahren Gläubigen verheißen hat: „Wenn mich Jemand liebt, so wird er mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“*) Daher ist in seiner Seele ein himmlischer Friede, eine göttliche Ruhe, eine unaussprechliche Wonne. Blickt er hinaus in die weite Natur, auch da findet er überall Gott und in Gott sein größtes Glück. Die Nähe Gottes verkünden ihm die Lilien des Feldes und die Vögel der Lüfte, weil Gott es ist, der sie kleidet und nährt; die Nähe seines Gottes verkündet ihm das wogende Meer, so wie der leuchtende Sternenhimmel, weil Gott es ist, der den Stürmen gebietet und die Himmel mit seiner Herrlichkeit schmückt. Die Nähe seines Gottes verkündet ihm jeder Mensch, der ihm begegnet, denn er schaut in ihm Gottes lebendiges Ebenbild und Gleichniß. Der Gläubige findet also überall den dreieinigen Gott und in ihm alles Glück; denn aus ihm, in ihm und durch ihn ist Alles.

Der Ungläubige hingegen findet seinen Gott nirgends mehr; denn er hat sich selbst von Gott losgerissen, er hat Gott aus sich selbst verbannt, er weiß nichts von einem Reiche der Gnade. Er erblickt auch in der großen herrlichen Schöpfung nirgends mehr seinen Gott; darum ist in ihm und außer ihm Alles so düster, so öde und leer, keine Ruhe, kein Friede, keine wahre Freude. Sein Verstand ist ohne Licht des Glaubens, sein Wille ohne Kraft der Gnade; sein Herz ohne Trost der heiligen Religion, sein Gewissen voll Verwirrung und voll Schrecken. Im äußern Leben scheint er alle Vergnügungen der Welt zu genießen; aber keines befriedigt ihn, keines beruhigt ihn, keines erheitert ihn, sondern Gram und Sorgen, Ueberdruß und Eckel verbittern ihm selbst diese elenden Freuden; es ist, als wenn er von jedem Geschöpfe mit kalter Hand

---

*) Joh. 14, 23.

zurückgestoßen würde, wie er kalten Herzens Gott von sich gestoßen hat. Der Ungläubige hat seinen Gott und mit Gott alles Glück verloren.

Das gläubige Kind der Kirche beherrscht ferner, durch die Gnade seines Gottes gestärkt, alle Leidenschaften seines Herzens. Es weiß nichts vom Stolze, von der Habsucht, von der Begierlichkeit; und wenn sich diese Leidenschaften erheben, so werden sie mit leichter Mühe zum Schweigen und zur Ruhe gebracht; denn der Glaube verheißt ihm göttliche Herrlichkeit, ewige Schätze und eine unendliche Seligkeit in Gott. Diese Hoffnung, diese Zuversicht, diese Gewißheit macht den Gläubigen schon hier auf Erden wahrhaft glücklich, und dieses Glück kann kein Verlust an Ehre, kein Schaden an Hab und Gut, keine Entbehrung irdischer Freuden stören oder vernichten. Das Kind der Kirche ist selbst in der Verachtung, in der Armuth und im Leiden eigentlich glücklich, weil Alles dieß nur ein Same neuer Glorie, neuer Vergeltung, neuer Wonne im Himmel ist.

Der Ungläubige hingegen ist ganz die Beute und der Spielball seiner Leidenschaften geworden. Seine Titel und Würden und Auszeichnungen machen ihm nur einen Augenblick Freude und dann strebt er nach höheren; sein berühmter Name, sein glänzender Ruf sein Talent, seine Wissenschaften blasen ihn auf, aber sie lassen ihn leer, und mit immer neu auflodernder Gluth des Ehrgeizes jagt er nach neuen Ehren. Sind seine Güter noch so groß und kostbar, so ist die Oede seines Herzens und seine Habsucht doch noch größer. Das, was er Freude nennt, ist in der That nur Schmach und Entehrung. Er lebt in einem ununterbrochenen Sturme aller Leidenschaften, die ihn, so oft er sein Haupt aus ihren Feuerwogen erheben will, immer wieder hinunterdrücken und noch tiefer versenken. Wenn dann irgend ein Mißgeschick über ihn hereinbricht, da sehen wir ihn niedergeschlagen, trostlos, in Verzweiflung. Denn er weiß nichts von einer Vorsehung und väterlichen Leitung und Regierung Gottes; er hat keine Hoffnung, keine Aussicht für ein besseres Leben, keinen frohen Aufblick zum Himmel. Kann es auf Erden ein größeres Unglück geben?

Der Glaube zeigt uns endlich klar und bestimmt das Verhältniß des Menschen zu Gott, zu seines Gleichen und zu andern Geschöpfen; der Glaube zeichnet uns genau und bestimmt die Pflichten vor, die wir in allen diesen Verhältnissen zu erfüllen haben; der Glaube bietet uns endlich auch die reichlichen Gnaden- und Hülfsmittel dar, alle diese Pflichten leicht und standhaft zu erfüllen. Der Glaube gebietet, Gott über Alles zu lieben, unsere Mitmenschen, selbst unsere Todfeinde wie uns selbst zu lieben, Allen Gutes zu thun, Allen zu verzeihen, Vorgesetzten und Obrigkeiten zu gehorchen als Gottes Stellvertretern; diesen gebietet er, Gerechtigkeit und Liebe zu üben, Jedem das Seine zu lassen und zu geben. Sehet da wahre Gottesverehrung! Sehet da die Sicherheit des Eigenthums und der Ehre, die Sicherheit der Person und der allseitigen Freiheit der Kinder Gottes durch göttliche Autorität, durch göttliche Gesetze, durch göttliche Sanktion gewährleistet! Im Reiche des Glaubens ist darum jeder Bürger, jede Familie, jede Gemeinde, Volk und Fürst, selbst zeitlicher Weise wahrhaft glücklich.

Aber was thut der Unglaube? Nach seinen Grundsätzen hat der Mensch nichts über sich anzuerkennen; Jeder steht dem Andern in gleicher Macht, in gleichem Rechte, in gleichem Range zur Seite. Deßhalb ist dem Unglauben jedes Gesetz ungerechter Zwang, jede Obrigkeit verhaßte Tyrannei, der Thron der Mittelpunkt des Unglücks; die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens ist ihm der Kerker aller Freiheit, das Eigenthum ist ihm ein Raub am Gemeingute, die Ehe ist ihm eine Verletzung fremder Rechte, die Tugend ist ihm eine Thorheit, das Laster ein Bedürfniß, die Religion Fanatismus, die Kirche eine Knechtung der Völker. So sind allen menschlichen Leidenschaften alle Zügel gelöst, zu jedem Frevel die Waffen geschmiedet! Dem Unglauben ist auch kein Mittel zu schlecht, um zu seinem Ziele zu gelangen: Lüge, Verläumdung, Verrath, Meineid, Meuchelmord und Empörung hält er nicht nur für erlaubt, sondern für nothwendig; er mißbraucht die Vernunft, die Geschichte, ja die heilige Schrift selbst, ja den Namen Gottes sogar auf das Schändlichste, um das Volk zu belügen und zu betrügen, ja, zum Volke kommt er immer als der Wolf im Schafpelze.

Aber vergleiche du nun, christliches Volk, die Früchte des Glaubens und des Unglaubens; denn den Baum erkennt man an seinen Früchten, und sage dann: Was ist von all den gleißenden, hochtönenden Phrasen zu halten? Was von der gerühmten Glückseligkeit, die der Unglaube gewährt? Der Glaube allein ist die Quelle aller Weisheit, alles Verdienstes, alles Glückes; der Unglaube dagegen die größte Thorheit, das größte Verbrechen und das größte Unglück im Reiche der Gnade und im Reiche der Natur für die Zeit und Ewigkeit. Erkennet da den Wolf im Schafspelze!

Aber auch der Indifferentismus ist nichts anderes; und hievon im

II. Theile.

Der religiöse Indifferentismus ist entweder theoretisch oder praktisch; aber er mag so oder so auftreten, immer kommt er als Wolf im Schafpelze. Er stellt die Religion als eine ganz gleichgültige Sache hin, an der Gott gar nichts gelegen sei, und die Sünde als ein unschuldiges Ding, um dessenwillen wohl keinem Menschen werde ein Haar gekrümmt werden. Nur auf diese Weise vermag er Eingang zu finden; denn solche Redensarten schmeicheln überaus dem Hochmuthe und der Sinnlichkeit. Doch, hören wir! Der theoretische Indifferentismus sagt: die Religion kann und muß sich der Mensch selber machen, jede Offenbarung ist eine leere Erfindung, oder: Wenn man nur an Christus glaubt, so ist es einerlei, ob man Katholik oder Nichtkatholik, oder was anderes sei: man kann ja in jeder Religion selig werden!

Also jede Offenbarung ist leere Erfindung, und Religion muß sich der Mensch selber machen! Ei wie schön, kurz und bündig! Ich könnte nun da als Antwort aus dem Begriffe, aus der Wesenheit, aus der Wirksamkeit, aus dem Zwecke der Religion, wie sie dem Menschen in seinem gegenwärtigen Zustande nothwendig ist, Wahrheiten und Folgerungen ableiten, welche mit schlagender Kraft die völlige Unzulänglichkeit jeder selbstgemachten bloß menschlichen Religion und die dringendste Nothwendigkeit einer göttlichen

Religion darthun. Weil aber diese Wahrheiten nicht Allen verständlich sein dürften, so will ich mich auf Wahrheiten aus dem praktischen Leben beschränken. Ich frage also: Menschenkind! kannst du mir ohne Offenbarung, ohne den göttlichen Glauben mit aller natürlichen Weisheit, Gelehrsamkeit und Wissenschaft folgende Fragen klar, bestimmt und untrüglich beantworten: Woher bist du? Warum bist du da? Wohin gehst du? Und was soll aus dir werden? Es ist dieß eine Lebensfrage und muß beantwortet werden. Daß du gegen Gott Pflichten hast, siehst du klar ein, aber sage mir mit deiner bloßen Vernunft: Welche Pflichten sind dieß? Wie sollst du, wie kannst du sie erfüllen? Daß du gegen diese Pflichten dich schon öfter versündigt, wirst du nicht läugnen. Bist du also ein Sünder vor Gott, so frage ich dich: Will dir Gott verzeihen? Und wenn er verzeihen will, wird er dir ohne Bedingung, und wenn nicht, unter welcher verzeihen? Auch dieß ist eine Lebensfrage und muß beantwortet werden. Warum und woher kommen denn so viele Uebel auf dieser Erde? Wie und warum geschieht es denn, daß die Gottlosen so oft in Reichthum und Ehren und Wollüsten schwelgen können, während die Frommen arm, verachtet in Schmerzen dahin leben? Auch dieß sind Lebensfragen und müssen beantwortet werden. Warum und wie soll ich Menschen, die eben nur bloße Menschen und darum meines Gleichen sind, unterthänig sein, ihnen Ehrfurcht, Abgaben und Dienstbarkeit zollen, ja oft auch auf ihren Wink Hab und Gut, Blut und Leben opfern? Auch dieß ist eine Lebensfrage und muß beantwortet werden. Was wird endlich mit mir nach dem Tode werden? Werde ich ganz aufhören zu existiren, werde ich glücklich oder unglücklich sein? Auf alle diese Fragen hat die natürliche Vernunft, hat die ganze Weltweisheit seit 6000 Jahren niemals eine bestimmte Antwort gegeben, das ist offenkundige Thatsache, und sie kann auch keine geben, weil dieß Alles außer der Sphäre ihrer Erkenntnißkraft liegt. Nur die geoffenbarte Religion, d. h. Gott selber, konnte hierüber Aufschluß geben. Nun kommt aber dieser Wolke von Zeugen für die Wahrheit der Offenbarung gegenüber der Indifferentismus und schreit: Eine geoffenbarte Religion ist eine leere

Erfindung! Aber wie hast du alle diese Zeugnisse auch als falsch und unstichhaltig nachgewiesen? Oder sie auch nur untersucht und geprüft? Oder kennst du sie auch nur? Sieh', ich behaupte geradezu, daß du auf alles das mit Nein antworten mußt, wenn du die Wahrheit reden willst. So steht also dieser theoretische Indifferentismus entlarvt in seiner wahren Wolfsnatur vor unsern Augen. Wir wollen nun dieselbe Operation an dem praktischen Indifferentismus vornehmen. Derselbe ist nichts anderes als die größte Versunkenheit, eine leichenartige Unempfindlichkeit, eine todeskalte Gleichgültigkeit des Geistes bei einem durch und durch sündhaften Leben. Aber dennoch weiß auch dieser Wolf sich einen Schafspelz umzuhängen und damit eine Menge Menschen zu täuschen. Ich sündige gegen Gott, sagt er, so viel ich will, er straft mich nicht. Ich sündige gegen die Religion, so viel ich will; dieß sind keine Sünden. Ich sündige gegen die Kirche, so viel ich will; ihre Gebote sind Menschensatzungen. Ueberhaupt ist, was man Sünde nennt höchstens eine Kleinigkeit, eine ganz natürliche Schwachheit. Diese Behauptungen sind handgreifliche plumpe Lügen, aber sie werden doch geglaubt; ich aber sage euch: Gott läßt seiner nicht spotten. — Gott mußte sich bei der Schöpfung des freien Menschen nothwendig einen Zweck gesetzt haben; denn ohne Zweck zu handeln ist die Sache des Thoren, und dieser Zweck kann lediglich kein anderer sein, als neben der Beseligung des Menschen Gottes Verherrlichung, weil sich sonst Gott als letztes Ziel und Ende aller Wesen selbst aufgeben würde. Diesen Zweck eben muß Gott nothwendig erreichen, weil er sonst ein unnützes zweckloses Werk vollbracht hätte, was seiner Weisheit und Allmacht widerspricht. Es steht also dem freien Menschen nicht frei, ob er Gott verherrlichen wolle oder nicht, sondern nur ob er Gottes Liebe durch Unschuld oder Gottes Erbarmung durch Buße, oder Gottes heilige Gerechtigkeit durch Strafe verherrlichen werde. Verschmäht er die Liebe und Erbarmung, so muß er von der Gerechtigkeit gestraft werden. Auch das sagt uns Glaube und Vernunft. Es sagt uns das aber auch die Geschichte. Man denke nur an Judas, Pilatus, Herodes, an Jerusalem, an das jüdische Volk! — Wenn der Indifferentist

ferner sagt: Ich sündige gegen die Religion, so viel ich will, dieß sind keine Sünden, eben weil man in jeder Religion selig werden kann, so hält es auch hier nicht schwer, dem Wolfe den Schafspelz herunterzureißen. Ich sage deßwegen: Gott hat die Wahrheiten der Religion, die Gesetze, die Heilmittel der Religion, mit Einem Worte: Gott hat den Einen, vollen und werkthätigen Glauben als das einzig nothwendige Mittel zur Seligkeit zu gelangen, geoffenbaret und an die Festhaltung des Glaubens, an die Beobachtung aller seiner Gesetze und an den wirklichen Gebrauch seiner Heilsmittel die Erlösung, die Rechtfertigung und das ewige Heil geknüpft mit den Worten: Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet. So wenig also Gott gleichgültig sein kann gegen das ewige Heil oder Verderben des Menschen, eben so wenig kann er gleichgültig zusehen, ob der Mensch dieses einzige Mittel des Heiles, die Religion, achtet oder verachtet, gebraucht oder nicht gebraucht; sonst hätte Gott ja durch seine Offenbarung ein völlig unnützes und zweckloses Werk gestiftet, was sich mit seiner Weisheit und Heiligkeit unmöglich verträgt. So wahr also Gott die Religion als das einzige und darum unumgänglich nothwendige Heilmittel geoffenbaret hat, eben so wahr muß und wird jeder nicht rechtmäßig gesühnte Frevel gegen diese Religion nothwendig gestraft werden. Das sagt uns nicht nur der Glaube, sondern auch die gesunde Vernunft und die Geschichte. Man denke nur an König Balthazar, an die Philister, die Königsfamilien in Israel und Juda, an die Juden selbst.

Wenn der Indifferentismus drittens in lammesfrommer Naivetät sagt: Ich sündige gegen die Kirche, so viel ich will; ihre Gebote sind ja nur Menschensatzungen, so braucht man nur den Schafpelz fallen zu machen und den Lügner zu entlarven, nur zu beweisen, was gar nicht schwer hält, daß die Kirche Jesu Christi kein Menschenwerk ist, sonst könnte ihr Stifter nicht gesagt haben: Wer euch hört, höret mich, wer euch verachtet, verachtet mich; wenn Jemand die Kirche nicht hört, so sei er dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder. Die Kirchengebote beruhen sämmtlich auf göttlicher Grundlage und wer sie verletzt, hat Gott zum Richter und Vergelter. Auch hier liefert die Geschichte die Belege, wie Gott

die Frevel gegen seine Kirche straft und man braucht da nur an den Untergang des römischen Weltreiches, an die Verkommenheit Asiens und Afrikas, an das Elend unseres deutschen Vaterlandes, an Napoleons und Frankreichs Schicksal sich zu erinnern.

Wenn endlich der Indifferentismus noch in aller Unschuld behauptet, was man Sünde nenne, sei höchstens eine Kleinigkeit, so darf man ihm nur entgegenhalten, was es in Folge dieser „Kleinigkeiten" für Elend auf Erden gibt, Elend, dem selbst die pure Unschuld, der Indifferentismus nämlich, nicht zu entgehen vermag. Wie Gott solche Kleinigkeiten gestraft habe und strafe, beweist uns die Sündfluth, Sodoma und Gomorrha und, wie es scheint, auch das mannigfache Elend unserer Tage.

Und nun, Geliebte, schauet euch jetzt den Unglauben und Indifferentismus, die Anfangs so unschuldig aussahen, an, nachdem ich euch die beiden Wölfe entlarvt habe! Da ihr wohl keine Lust verspüren werdet, zur Fahne dieser falschen Propheten zu schwören, so haltet euch um so fester an den wahren Propheten, Gottes Gesandten, die heilige katholische Kirche. Amen.

Predigt

auf den achten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Der Verwalter aber sprach bei sich: Was soll ich thun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Graben kann ich nicht, und des Bettelns schäme ich mich; ich weiß, was ich thue, damit, wenn der Herr die Verwaltung von mir abnimmt, sie mich in ihre Häuser aufnehmen." — Luk. 16, 3, 4.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Die so eben vorgelesene Parabel ist auf den ersten Blick sehr auffallend; denn es hat den Anschein, daß die selbstsüchtige, nach unsittlichen Grundsätzen handelnde Klugheit des betrügerischen, unrechtmäßige Mittel zur Beförderung seines Vortheils anwendenden Verwalters als Muster aufgestellt wird. Es ist deßwegen diese Parabel auch schon Manchen ein Stein des Anstoßes geworden, weil sie gemeint haben, durch das Lob, das diesem ungerechten Verwalter der Herr gespendet, werde die Anwendung unrechtmäßiger Mittel gebilligt, so daß also der berüchtigte Grundsatz, der Zweck heiligt das Mittel, von Christus selber herrühre, und schon Kaiser Julian, der Abtrünnige, hat deßwegen dieses Gleichniß benutzt, um den sittlichen Charakter unsers Herrn und Erlösers anzugreifen und zu verdächtigen. Man muß aber von dem heiligen Sinne Jesu ausgehen, dem alles Unrecht ein Gräuel ist und der folglich unmöglich irgend eine Unredlichkeit, sondern nur die Klugheit dieses Verwalters kann empfehlen wollen; es kann daher bei der Anwendung, die Jesus von dem Gleichnisse auf seine Zuhörer mit den Worten macht: Auch ich sage euch: Machet euch

Freunde von dem ungerechten Mammon u. s. w., der Sinn durchaus kein anderer sein, als der: Ebenso empfehle ich auch euch Klugheit; gleichwie jener Verwalter für seine irdischen Zwecke, für die Sicherung seines künftigen Lebensunterhaltes treffende und wohl passende Mittel ergriff und darin seine Klugheit zeigte; ebenso sollet auch ihr es machen für höhere und bessere Endzwecke, für die Sicherung eures zukünftigen ewigen Wohlergehens; ergreifet zu dem Ende die zweckmäßigsten Mittel und beweiset darin eine ähnliche Klugheit. Durch die Art, wie Sinn und Verhalten des Verwalters dargestellt ist, empfiehlt der Herr aber nicht bloß Klugheit, sondern zugleich auch den Gehalt und die Aeußerung dieser Klugheit in Bezug auf den Gebrauch des irdischen Guts, indem er sagt: Machet euch Freunde von dem ungerechten Mammon u. s. w. Also, wie sich christliche Klugheit in einem zweckmäßigen Gebrauche irdischer Güter zu Milde und Wohlthätigkeit offenbare, das ist der vollständige Hauptgedanke des Gleichnisses und die Empfehlung solcher Klugheit sein Hauptzweck. Wir sollen demnach als Kinder des Lichtes in unserer Art so klug sein, wie es die Kinder der Finsterniß in ihrer Art sind. Es ist also etwas Lobenswerthes an diesem unredlichen Verwalter, seine Klugheit nämlich. Die Kinder des Lichts können also wirklich etwas lernen von den Kindern der Finsterniß, und das ist es, was der Herr durch die heutige Parabel uns ans Herz legen will. Aber leider macht man es häufig gerade verkehrt; nicht das lernen wir vom ungerechten Verwalter, was wir lernen sollen, sondern es ist, als ob die ganze Nichtswürdigkeit dieses Menschen das Vorbild und Muster für gar Viele geworden wäre. Nicht die Klugheit, sondern nur die Unredlichkeit und Unehrlichkeit dieses Verwalters ist es, die von so Vielen nachgeahmt wird, namentlich in unsern Tagen. Oder wann hat man je so viel als jetzt von Einbrüchen, Diebstählen, Betrügereien, Uebervortheilungen, Veruntreuungen, Wucher und dergleichen gehört? Graben kann ich nicht und des Bettelns schäme ich mich; ich weiß aber, was ich thue, sagte jener Verwalter zu sich. In ähnlicher Weise lautet die Sprache von Vielen heute noch: Arbeiten wollen

wir nicht, betteln auch nicht; aber gut leben möchten wir; hiezu haben wir aber Geld nothwendig; da wissen wir uns nun schon zu helfen; das Geld, das wir brauchen, haben andere Leute und wir werden Mittel finden, dasselbe zu bekommen; und so können wir leben. Ich will nun heute nicht reden von den größeren Gattungen des Diebstahls, nicht von Raub und nächtlichem Einbruche; ein solcher Dieb war auch der Verwalter nicht im heutigen Evangelium; er war ein feiner Dieb, wie es deren noch Hunderte gibt. Diese feine Dieberei wollen wir heute kennen lernen. Sie äußert sich in Unterschlagungen unter den Hausgenossen, in leichtsinnigem Schuldenmachen und in Wucher. — Ich habe genug zu reden, wenn ich nur von den Hausdiebstählen sprechen will; hierauf beschränkt sich demnach auch der Inhalt der heutigen Predigt.

Ich beginne u. s. w.

I.

Es ist eine der lautesten Klagen der Gegenwart, daß die Ehrlichkeit und Redlichkeit im Handel und Wandel immer mehr schwinde, und daß man Niemandem mehr trauen dürfe. Und in der That, Geliebte, wenn man fast alle Tage liest, wie irgend ein Bediensteter, auf den alle Welt bisher Häuser gebaut hätte, dessen Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit und Solidität nicht im mindesten angezweifelt wurde, plötzlich mit der Kasse verschwand, oder mit Hinterlassung eines gewaltigen Defizits sich selbst entleibte oder auf seinen Betrügereien und Unterschleifen ertappt wurde, dann erschrickt man; denn solche Diebe, die in Ansehen und Ehren stehen und als die ehrlichsten und solidesten Leute gelten, denen jeder arme Dienstbote seine Sparpfennige anvertraute, sind gewiß ungleich gefährlicher, als Gaudiebe, weil sie die Maske der Rechtschaffenheit in der unbefangensten Weise vor ihr Diebsgesicht gehängt haben. Vor dem Dieb kann man sich verwahren und sein Haus verschließen; aber vor einem untreuen Menschen kann man sich nicht so leicht sicher stellen. Weil man in seine Redlichkeit kein Mißtrauen setzt, übergibt man ihm sein Gut und weil er seine Veruntreuungen

nur allmählig begeht, entdeckt man sie lange nicht; ja es ist nicht selten schon zu spät, wenn man ihn über seinen Veruntreuungen ertappt. So hat man den Dieb gleichsam am Tische sitzend und von dem nämlichen, dem man seine Habe zur Verwaltung anvertraut, wird man bestohlen. Ihr ersehet aber hieraus auch, Geliebte, daß man nicht gerade herrschaftlicher Guts-Verwalter oder Staatsbeamter zu sein braucht, um Treulosigkeiten und Unterschleife, Betrügereien und Diebereien sich zu Schulden kommen lassen zu können, nein, Eltern und Kinder, Mann und Weib, Vormünder und Mündel, Herrschaften und Dienstboten können diese ungerechten Verwalter, diese feinen Diebe sein. In diese Kategorie von Veruntreuungen und Unterschleifen gehören die sogenannten Hausdiebstähle, durch welche diejenigen, die in einem Hause eine Familie ausmachen, sich gegenseitig Unrecht thun und bestehlen.

So z. B. sind die Eltern schuldig, ihre Kinder zu ernähren, zu erziehen und sie in den Stand zu setzen, daß sie ihr Brod verdienen können. Sie thun also ihren Kindern Unrecht und bestehlen sie gewissermaßen, wenn sie dieselben kein Gewerbe nach ihren Fähigkeiten lehren lassen, womit sie sich einst in der Welt ehrlich und redlich fortbringen können. Wenn sie ihre Kinder aus Mangel an nöthigen Bedürfnissen in Krankheit fallen, wenn sie sie verschuldeterweise lahm, krumm oder wie immer verkrüppelt werden lassen, wenn sie sich ohne rechtmäßige Ursache weigern, ihnen eine ihrem Vermögen entsprechende Aussteuer zu geben, so machen sie sich neuerdings einer Ungerechtigkeit und gewissermaßen eines Diebstahls gegen sie schuldig, weil sie ihnen entziehen, was ihnen gebührt. Ob wohl solche Diebereien der Eltern, an den Kindern verübt, vorkommen oder ob dieß bloß müssige von den Kasuisten erfundene Dinge sind? O Geliebte, könnte man hineinschauen in die einzelnen Haushaltungen, in die Dachstuben und Winkel, wo ganze Knäuel von Menschen zusammengepferchte sind, könnte man die Erziehung sich besehen, die einzelne Eltern ihren Kindern geben, wie namentlich in der Zeit des jetzigen Fremdenzuges so viele Eltern als die größten Spitzbuben, als die Diebe der Unschuld ihrer Töchter sich erweisen: dann könnte man sich wohl überzeugen, daß

es sich hier nicht um müssige Erfindungen, sondern um die entsetzlichsten Wahrheiten handelt. Wehe, dreimal wehe den Eltern, die auf so verschiedene Weise, namentlich aber auf die entsetzlichste Weise zu Dieben an ihren Kindern werden!

Umgekehrt aber begehen die Kinder Ungerechtigkeiten und Diebstähle an den Eltern, wenn sie Geld oder Lebensmittel für sich bei Seite legen, um sich etwa schöne Kleider anzuschaffen, ihre Bekannten zu beschenken und das Gewonnene gar zu Spiel und Lustbarkeit zu verwenden. Es ist jedesmal Diebstahl, so oft Kinder den Eltern ohne deren Erlaubniß etwas nehmen. In den Sprüchwörtern steht geschrieben: „Wer seinem Vater oder seiner Mutter etwas entzieht und sagt, es sei keine Sünde, der macht sich zu einem Genossen des Mörders."*) Auch diese Fälle von Veruntreuungen kommen leider nur zu häufig vor, denn gar viele Kinder hausen vom Vermögen der Eltern in ihren Sack, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt.

So geschehen auch Diebstähle, wenn die ältesten Kinder vom Hause hinweg sich verheirathet haben und zwar sowohl von Seite der Eltern und der noch unverheiratheten Kinder, als von Seite der Schwäger und Eidame, und dieß geschieht dadurch, daß man nicht beobachtet, was durch den Heirathsvertrag beschlossen worden ist und ein jedes eigenmächtig an sich zieht, was es kann. Die Eltern denken dabei nicht an die jüngern Kinder; sie geben einem Lieblinge Alles, um ihn angeblich gut zu versorgen; das ist aber Ungerechtigkeit gegen die übrigen. Die Stiefeltern zwacken an dem Bedungenen, wie sie können und behalten das Abgenommene für sich zurück. Die Schwiegersöhne bringen in Sicherheit, so viel sie nur können, die Geschwister verschleppen ebenfalls für sich ihren Theil. Unterdessen fällt die ganze Last auf die Erben, welche das Haus erhalten und auch für alle Schulden einstehen müssen. Das Rechte wäre, daß die Eltern, wenn sie einmal übergeben haben, mit ihrem Leibgedinge, und die Kinder mit ihrem Erbtheile zufrie-

---

*) Sprüchw. 28, 34.

den wären; allein Jedermann weiß auch, wie es zugeht und wie solche Hausdiebstähle zu den täglichen Vorkommnissen gehören.

Oft geschieht es auch, daß die Kinder sich nach dem Tode ihrer Eltern alles das eigen machen, was sie immer erhaschen können, ohne auf den ernannten Erben zu sehen, den sie bei dieser Gelegenheit bestehlen. Es gibt auch Kinder, die so gottlos und ungerecht sind, daß sie ihre Eltern auf dem Todbette hindern, das Gut, welches sie bisher ungerechter Weise besessen haben, zurückzugeben, ja, sie zwingen sie, das Testament nach ihrer Willkür einzurichten. Sie lassen Niemand zum Kranken und bereden den Sterbenden, daß er unbesorgt sein soll, indem sie selbst Alles auf sich nehmen und bezahlen wollen. Allein der Vater oder die Mutter ist kaum erblichen, so treten die Kinder die Erbschaft an und halten nichts von dem, was sie versprochen haben. Sie bezahlen weder das ungerechter Weise an sich gebrachte Gut, noch die Vermächtnisse zum Besten ihrer Seelen, die für die Kirche oder die Armen bestimmt waren. Werden sie dessen angeklagt oder überwiesen, so suchen sie die Zurückgabe wenigstens in die Länge zu ziehen.

Auch Vormünder und Mündel bestehlen einander; denn es gibt Vormünder, die falsche Rechnungen machen, Quittungen unterschreiben, das Geld, ohne es zu verzinsen, zu ihrem Nutzen verwenden, die Früchte, welche sie für ihre Mündel einzusammeln haben, verderben lassen oder ohne Noth im geringsten Preise verkaufen, ihr Geld an Leute ausleihen, von denen weder Zins noch Kapital mehr zu bekommen ist, oder ihnen Kostgeld aufrechnen, da sie doch in den Diensten ihres Vormünders öfter ihr Brod sich selbst verdienen müssen. Der Mündel aber begeht Ungerechtigkeit an seinem Vormünder, wenn er von ihm auch für das Schadenersatz verlangt, was ohne seine Schuld an Gütern, Früchten oder Geld zu Grunde gegangen ist. Wirft der Mündel seinem Vormünder einen Proceß an den Hals, obwohl er die moralische Gewißheit hat, daß von seiner Seite nicht die mindeste Untreue und Nachlässigkeit unterlaufen sei, so ist es eben so viel, als wenn er seinen Vormünder bestehlen würde. Auch das sind Dinge, die

nicht erfunden sind, sondern zu den greifbaren und unläugbaren Dingen gehören, weil sie alle Tage vorkommen.

Häufiger aber noch sind die Diebstähle zwischen Ehegatten, wenn Eines für sich, oder wie man sagt, in seinen Sack haust, ohne daß das Andere etwas davon weiß. Beide sind schuldig, ihr Eigenthum mit einander zu verwalten und die Last gemeinschaftlich zu tragen, folglich auch das Gewonnene und Erworbene, wenn es im Ehevertrage nicht ausdrücklich anders bedungen worden ist, in gleichem Antheil mit einander zu genießen. Die Frau ist schuldig, zum Nutzen des Mannes zu arbeiten; sie soll nichts verschwenden und eben so wenig unnöthige Ausgaben machen; sie kann ohne Einwilligung des Mannes in wichtigen Dingen nichts eigenmächtig oder willkürlich anordnen; ja sie soll ohne Zustimmung des Mannes nicht einmal ein namhaftes Almosen geben. Es ist ferner der Frau nicht erlaubt, sich etwas Besonderes zurückzubehalten. Geschiehts dennoch, so sind es Diebstähle, und die Gattin ist schuldig, das Entwendete aus ihren eigenen zugebrachten Gütern, wenn sie deren besitzt, oder im Abgang derselben durch Verdopplung ihres Fleißes in der Wirthschaft oder auch durch Ersparung der für ihre Kleider bestimmten Ausgaben zu ersetzen. Es gibt aber auch Männer, welche ihren Gattinnen, so wirthschaftlich sie auch sein mögen, nichts anvertrauen, und sie oft am Nothwendigen Mangel leiden lassen; es fehlt auch nicht an solchen Männern, die das, was ihre Frauen durch Fleiß erworben haben, durch Spielen und Schwelgen wieder verschwenden. Solche Männer sind wahre Diebe; sie entziehen ihrer Familie oft die nothwendigsten Bedürfnisse und verprassen sie.

Auch zwischen Herrschaften und Dienstboten finden Diebereien und Ungerechtigkeiten Statt. Beide Theile sind vertragsmäßig übereingekommen. Die Herrschaft verspricht, den Dienstboten auf eine gewisse Zeit zu behalten, ihn zu ernähren und ihm den bedungenen Lohn zu geben; der Dienstbote hingegen verpflichtet sich, bei seiner Herrschaft bis zur festgesetzten Zeit zu bleiben, ihr getreu zu sein, nach seinen Kräften zu arbeiten, deren Wohl, wie sein eigenes zu besorgen und ihren Nutzen nach Möglichkeit zu fördern.

Wenn nun der eine oder andere Theil an Erfüllung des Vertrages etwas mangeln läßt und für den andern ein Schaden daraus entsteht, so macht sich der fehlende Theil an dem beeinträchtigten einer Ungerechtigkeit, einer Art Diebstahls schuldig. Dieß geschieht von Seite der Herrschaft, wenn sie ihren Dienstboten vor Ablauf der gesetzmäßigen Zeit und vielleicht ohne gekündet zu haben, fortschickt; wenn sie ihm nicht hinreichende oder schlechte Nahrung gibt, so daß der Dienstbote an seiner Gesundheit und Körperkraft leidet, wenn sie ihn nicht zur bestimmten Zeit ausbezahlt oder gar seinen Lohn verkürzt. Es gibt nur zu viele Herrschaften, die die übertriebensten Anforderungen an ihre Dienstboten stellen und sie geradezu „ausschinden" möchten, um mich auch hier des gewöhnlichen, aber sehr bezeichnenden Ausdruckes zu bedienen, dafür aber ihnen sehr schmale Kost geben und ihnen die feuchtesten und ungesundesten Kammern zu Schlafstellen anweisen. Dagegen begeht der Dienstbote Ungerechtigkeiten an seiner Herrschaft, wenn er vor der Zeit davonläuft, wenn er nicht nach Kräften arbeitet, die Sache der Herrschaft zu Grunde gehen läßt, ihr den Schaden, den Andere zufügen wollen, nicht bei Zeiten meldet, wenn er etwas entwendet und seien es auch nur Kleinigkeiten, wie das so oft bei Einkäufen auf dem Markte der Fall ist; auch Eßwaaren darf er sich nicht eigenmächtig und nach Belieben zueignen, besonders nicht Leckerbissen und Näschereien.

Da habt ihr, Geliebte, die ungerechten Verwalter, die Hausdiebe, die für sich sorgen, wie der Verwalter im heutigen Evangelium! Wie dieser, so sagen sie in ähnlicher Weise: Von meinem Vermögen kann ich nicht leben, wie ich will; ich will aber leben und zwar so wie es mir gefällt; ich weiß schon, was ich thue; es gibt noch andere Leute, die Geld haben und dieses ist zu bekommen; das Wie kümmert sie nicht. Und wenn auch das Gewissen sich regt, oder wenn sie ertappt und von Andern gewarnt und gestraft werden, sie haben gleich Entschuldigungen bei der Hand. Der Dienstbote sagt gerne: „Es sind nur Kleinigkeiten, Pfennige und Kreuzer, die meine Herrschaft gar nicht merkt!" Zugegeben, daß die jedesmal entwendete Summe nur eine Kleinigkeit ist; machen

dann nicht sechzig Kreuzer einen Gulden? Und wenn der kleine Betrug viele Jahre fortgesetzt wird, entziffert sich zuletzt nicht aus den vielen Kreuzern eine große Summe von Gulden? Wie nun, wenn du als Dienstbote deiner Herrschaft auf einmal zwanzig Gulden nehmen wolltest, würdest Du einen solchen Diebstahl nicht für eine große Sünde halten? Nun ist es denn in der Hauptsache nicht dasselbe, ob du zwanzig Gulden auf einmal oder nach und nach stiehlst? Es sind zwanzig Gulden so wie so, der zugefügte Schaden ist derselbe, weil die Summe am Ende die nämliche ist! Eine andere Entschuldigung der Dienstboten lautet: „Ich reiche mit meinem Lohn nicht aus; ich muß mir daher auf andere Weise etwas machen; Andere machen es auch so.“ Auch das ist eine eitle Entschuldigung! Wenn dir dein Lohn nicht ausreicht und er dir offenbar zu gering ist, warum forderst du nicht mehr? Warum gingst du den unbilligen Vertrag ein und warum kündest du ihn nicht? dieß wären erlaubte Mittel! Aber ist denn dein Lohn wirklich so gering? Sieh, Andere haben nicht mehr und ersparen sich noch Etwas. Es ist also etwas Anderes die wahre und eigentliche Ursache, warum den Dienstboten so häufig der Lohn nicht ausreicht. Es ist die Hoffart, Genußsucht und Kleiderpracht! Beschränkt euch hierin und ihr werdet nicht nöthig haben, zur Ungerechtigkeit Zuflucht zu nehmen. So lange die Dienstboten einhergehen wie ihre Herrschaften und so lange sie überall mitmachen wollen, werden sie auch mit ihrem Lohne nicht ausreichen. Die schlechteste Ausrede übrigens ist die: A n d e r e m a c h e n s a u c h s o! denn was einmal nicht recht ist, bleibt unrecht und wenn es noch so viele Menschen thun sollten, und wenn die ganze Welt das Laster als Tugend erklären sollte: es bleibt Laster. Im Grunde genommen ist das Motiv aller Betrügereien, Veruntreuungen und Unterschleife bei Allen ungerechten Verwaltern, und mögen sie noch so hoch stehen, dasselbe, wie bei vielen Dienstboten. Niemand will sich einschränken, sondern nach den gesteigerten Anforderungen des Luxus, wie sie die Gegenwart macht, leben; das übersteigt dann zuletzt die Einnahmen, und deßhalb muß zu Betrügereien

Zuflucht genommen werden. Das ist der wahre Grund auch der täglich vorkommenden sogenannten Hausdiebstähle!

Soll also hier geholfen, so muß die Axt an die Wurzel gelegt werden. Müßiggang und Verschwendung müssen beseitigt werden und Arbeitsamkeit und Sparsamkeit an ihre Stelle treten. Es gibt gar viele vornehme und gemeine Müßiggänger; sie wollen nicht arbeiten, wenn sie auch Kräfte dazu hätten, oder sie haben keine Lust ihre Geschäfte zu vollenden; sie fangen Alles an und bringen nichts zu Ende. Sie verdienen sich daher auch nicht das, was sie zu ihrem eigenen und ihrer Familie Unterhalt brauchen, und doch wollen sie nicht nur leben, sondern obendrein alle Vergnügungen mitmachen, wozu sie bei ihrer Geschäftslosigkeit von selbst hingerissen werden. Kann es nun anders kommen, als daß Solche, da sie sich auf rechtschaffene Weise nicht fortbringen, unlautere Erwerbsquellen öffnen, und daß sie zunächst im eigenen Hause nach fremdem Gute greifen, das Vermögen ihrer Angehörigen verprassen und nicht einmal ihre Dienstboten bezahlen, sondern von diesen sogar oft Geld entlehnen. Das ist ganz und gar die Manier des Verwalters im Evangelium, der da sagte: Arbeiten mag ich nicht und des Bettelns schäme ich mich; aber ich weiß was ich thue. Und seine Gedanken gingen darauf hinaus, sich durch Betrug zu helfen. Ich weiß schon, was ich thue, sagt auch so mancher vornehme und gemeine Müßiggänger; meine Frau hat noch Geld, meine Kinder haben Geld und meine Dienstboten können warten; meine Mündel sind noch zu jung, diese können über ihr Geld ohnehin nicht verfügen und so wird gepraßt und geschwelgt und flott und nobel gelebt, bis das ganze Familienwesen gründlich ruinirt ist. Halt ein, Unglückseliger! müssen wir einem Solchen zurufen: dein Müssiggang stürzt dich ins unvermeidliche Verderben! Du könntest arbeiten; warum willst du nicht? Warum willst du dich als Müssiggänger um alle Achtung und Ehre bringen, da du doch als geschickter Arbeiter der Stolz und die Stütze der Deinen sein kannst und sollst? Arbeitsamkeit ist es, die dich vor Betrug und Diebstahl sichern wird; darum fliehe den Müssiggang! Fliehe aber auch die Verschwendung! Schützt Arbeitsamkeit vor Be-

trug, so läßt sich dasselbe auch von der Sparsamkeit sagen. Es ist zwar nicht so gemeint, als dürfte man, befindet man sich auch in noch so glücklichen Umständen, durchaus nicht mehr ausgeben, als die äußerste Noth verlangt. Im Gegentheil, es ist denen, welche es vermögen, nicht nur erlaubt, einigen Aufwand zu machen, sondern manchmal sogar rathsam. Wenn der Umlauf des Blutes im menschlichen Körper gehemmt wird, so leidet die Gesundheit, und wenn die Reichen Alles, was ihnen zufließt, fest an sich halten und nichts mehr auf Wohnung, Kleidung und die übrigen Lebensbedürfnisse verwenden wollten, wie traurig würde es dann mit gar vielen Ständen und Gewerbtreibenden aussehen! In dem Maße, als dem Menschen die irdischen Güter zuströmen, soll er sie wieder auch in den Adern der Gesellschaft zirkuliren lassen. Ein Sparsamer ist deßwegen noch kein Geizhals; er gibt gerne aus, aber mit Bedacht. Er macht einen Ueberschlag und fragt sich, wie viel seine Vermögensumstände erlauben und hienach bestimmt er seine Ausgaben. Er scharrt nicht ängstlich zusammen, aber er wirft auch nichts weg. Die Verschwendung ist leicht sich angewöhnt, aber nicht so leicht abgelegt. Darum gewöhne sich ein Jeder an Arbeitsamkeit und Sparsamkeit!

Seid arbeitsam und sparsam, ihr Männer, dann kommt ihr nicht in Versuchung, das Vermögen von Frau und Kind anzutasten, und in euren häuslichen Verhältnissen herunterzukommen! Seid arbeitsam und sparsam ihr Frauen, dann kommt ihr nicht in Versuchung, eure Männer zu betrügen und zu bestehlen! Seid arbeitsam und sparsam ihr Kinder, dann wird es euch nie einfallen, die Eltern in der schändlichsten Weise zu bestehlen! Seid arbeitsam und sparsam ihr Herrschaften, dann braucht ihr euren Dienstboten nicht an Lohn und Kost abzuzwacken! Seid arbeitsam und sparsam ihr Dienstboten, dann werden die Herrschaften sich nicht mehr über eure Betrügereien beklagen können; — nicht in seiner Unredlichkeit und Unehrlichkeit, sondern in seiner K l u g h e i t nehmt euch den Verwalter zum Muster! Amen.

Predigt

auf den neunten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Wenn doch auch du es erkenntest an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! Nun aber ist es deinen Augen verborgen." Luk. 19, 42.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Warum doch dieses Evangelium in diesem Monat? Wir sind durch dasselbe in die Passionswoche versetzt; denn am Mittwoch in der Leidenswoche hat sich diese Geschichte ereignet. Die Antwort hierauf ist: Der neunte Sonntag nach Pfingsten fällt fast alle Jahre in den Monat August, und im Augustmonate war es, als in buchstäbliche Erfüllung trat das Wort des Herrn: „Es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich beängstigen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast." Es geschah im Jahre siebenzig, den neunten August, daß der Tempel, ein Wunder der Baukunst und Pracht, eingeäschert in Trümmer versank, und wenige Wochen darnach loderte ganz Jerusalem in Flammen auf. Darum also in diesem Monate dieß Evangelium, damit bei dem Lichte jener Flammen die Christenheit den Abgrund der Verstockung gewahren möge.

Es muß etwas Entsetzliches sein um diese Sünde der Verstocktheit; das ersehen wir aus den Thränen, die der göttliche Erlöser vergoß und aus dem furchtbaren Strafgerichte, das über die verstockte jüdische Nation hereinbrach. Ob es wohl jetzt noch an der Zeit und der Mühe werth ist, Geliebte, von dieser Sünde zu predigen? Ob wohl die Prophezeiung des Herrn über Jerusalem auch noch heute ihre Bedeutung hat? Ob dieses verstockte Jerusalem in einzelnen Völkern, Ländern, Städten, Gemeinden, Seelen sich repräsentirt findet? Geliebte, wie gut und wohlthuend wäre es, wenn man daran zweifeln könnte, wenn sich in Wahrheit sagen ließe: In unserer Zeit kennt man die Sünde der Verstocktheit nicht; unter Christen kommt überhaupt diese Sünde nicht vor; sie stehen ja zu sehr unter dem Einflusse der göttlichen Gnade, als daß sie nicht auch nach dem tiefsten Falle sogleich wieder gerührt und reuig zu Gott zurückkehren würden; allein die schrecklichen Plagen und Uebel, mit denen Einzelne und ganze Völker in der Gegenwart heimgesucht werden, rufen in uns die Frage hervor, ob alle diese Uebel des Krieges, der Theurung und Krankheit nur als Prüfungen der Frommen oder auch wenigstens theilweise als Strafe für die Sünden der Völker und Einzelnen angesehen werden müssen? Und was für Sünden mögen dieß wohl sein? O gewiß, es sind die verschiedenartigsten Sünden, um deren willen diese Strafen hereinbrechen; aber gerade deßwegen ist es nur zu wahrscheinlich, daß auch die Sünde der Unbußfertigkeit, der Verstocktheit darunter sei, weil Einzelne wie ganze Nationen die Tage der Heimsuchung nicht erkennen, was ihnen zum Heile ist. Die Langmuth Gottes sieht Jahre und Jahrzehnte zu; aber wenn die bestimmte Gnadenfrist abgelaufen ist, dann tritt die Gerechtigkeit in den Vordergrund und unerbittlich trifft ihr Racheschwert mit den schrecklichsten Schlägen den bisherigen Liebling, den Augapfel, und sie trifft ihn nicht etwa in einer launenhaften Anwandlung, sondern nach den Normen der göttlichen Gerechtigkeit und nach dem Maße der selbstverschuldeten Thorheit. Und diese Strafe ist um so schrecklicher, je größer bisher die Gnadenbezeigungen waren und je größere Verstocktheit der mit Gnaden

überschüttete Liebling denselben entgegensetzte. Lasset uns, Geliebte, diese zwei Punkte heute näher betrachten. Ich erkläre also heute:

Die Sünde der Verstocktheit ist immer selbstverschuldet, I. Th.;
Je größer früher die Gnade, desto größer die Strafe, II. Thl.

Ich beginne u. s. w.

I. Theil.

Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit euch gezeigt, wie die Verhärtung des Menschen, die in der h. Schrift häufig Gott allein zugeschrieben wird, dennoch ausschließlich Schuld des Menschen ist. Ich habe euch damals auseinander gesetzt, was es sagen will, wenn es in der h. Schrift heißt: Gott verhärtete das Herz Pharaos, und er verhärtet wen er will, und rettet wen er will. Heute nun will ich euch zeigen, wie der Mensch allmählig durch seine eigene Schuld in den Abgrund der Verstocktheit und Unbußfertigkeit geräth. Es geschieht durch Leichtsinn, durch Sicherheit und Vermessenheit, drei Sünden, die seine eigenen mit freiem Willen vollbrachten Thaten sind. Daß der Leichtsinn nur zu häufig des Menschen selbst gewählter Antheil sei, wird wohl Niemand in Zweifel ziehen wollen. Der Leichtsinn nimmt Alles und wäre es auch noch so ernst und noch so wichtig, immer von der leichten Seite. Leichtsinn schlägt sich Alles leicht aus dem Sinn. Nichts macht einen bleibenden Eindruck auf ihn. Nichts haftet bei ihm. Erfahrung, ja selbst Schaden, macht ihn nicht klug. Hat der Leichtsinnige Geld, so verschlendert er es mit beiden Händen zu Vergnügungen und Zerstreuungen; aber Schulden bleiben unbezahlt. Eben so verschwenderisch geht er mit der Zeit um. Muß er gleich gestehen, daß das Leben kurz ist, so wird ihm doch nicht selten die Zeit lang; er muß sie sich vertreiben, ohne daran zu denken, daß sie sich selber treibt. In diesem Spiel mit der Zeit gelten ihm die Tage wie Stunden und Stunden wie Minuten. Geld verschwendet er, Zeit vertändelt er, Gesundheit vergeudet er.

Daß auch die stärkste Gesundheit durch eine unordentliche Lebensweise untergraben werde, daß ein siecher Körper, der oft schon in der Blüthe der Jahre dem Grabe zuwelkt, die traurige Folge von Ausschweifungen sei, daß spätere Lebensjahre büßen müssen, was die Jugend gesündigt hat — solche und ähnliche Gedanken kommen dem Leichtsinnigen nie in den Sinn, und drängen sie sich unwillkürlich dennoch ihm auf, so werden sie als Freudenstörer alsbald verscheucht und als nichtige Ausgeburten einer überstrengen Sittenlehre betrachtet. An die Folgen denkt der Leichtsinnige nicht, die Zukunft kümmert ihn nicht, und um zu zeigen, daß er auch in der Bibel bewandert sei, spricht er gar wohl: Sorget nicht für den andern Morgen! Es ist genug, daß jeder Tag seine Plage habe. Gehen wir noch einen Schritt weiter! Sehet den Leichtsinnigen am Grabe stehen. Er scheint bewegt, gerührt, erschüttert. Er weint und ringt die Hände. Er steht an seines Vaters Grabe. Hier faßt er die heiligsten Entschlüsse. O daß du mich nicht mehr sehen kannst, ruft er aus, wie ich nun ein ganz neues Leben beginne! Er scheint wie umgewandelt von der Stunde an. Doch bald erbleicht in ihm immer mehr das blasse Bild des Todten, bald gesellen sich zu ihm die vorigen Sünden, die vorigen Freuden, die vorigen Freunde. Der Vater ist begraben und sein Gedächtniß auch. Das ist der Leichtsinn. Wer trägt die Schuld an diesem Leichtsinn? Niemand als er selbst; aber darum trägt er auch die Schuld der Verstocktheit, in welche der Leichtsinn stürzt.

Der zweite Führer in den Abgrund der Verstocktheit ist die Sicherheit. Nichts ist gefahrdrohender, nichts verderblicher als ein weltlicher und fleischlicher Sinn, der sicher in seinen Sünden dahin lebt. Wenn die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang ist, so ist die Gottvergessenheit und Sicherheit der Anfang aller Thorheit und der Grund aller Ruchlosigkeit. Die Sicherheit schläft in gänzlicher Sorglosigkeit den Sündenschlaf, weder Reue über die Sünde empfindend, noch Furcht wegen Folgen und Strafen. Es verstreicht die Lebenszeit, Jahre auf Jahre eilen dahin, immer kürzer wird die Zeit, immer näher rückt die Ewigkeit; doch die Sicherheit nimmt mit den Jahren eher zu als ab. Je näher dem

Grabe, desto sorgloser, je näher dem Grabe, desto sicherer. Das lehrt nur zu oft die Erfahrung. So war es zur Zeit der Sündfluth; die Menschen lebten in größter Sicherheit, sie aßen und tranken, sie freiten und ließen sich freien. So wirds am jüngsten Tage sein nach der ausdrücklichen Versicherung des Herrn: der Herr wird kommen wie ein Blitz, der vom Aufgange leuchtet bis zum Niedergange. Er wird kommen, da man ihn am wenigsten erwartet. So geht es auch dem Einzelnen, der sorglos in seinen Sünden dahinlebt, mit seinem jüngsten Tage, mit Tod, Gericht und Ewigkeit; wie ein Fallstrick, kommt das Verderben schnell über ihn. So saß König Balthazar beim schwelgerischen Mahle und trank aus goldenen Bechern und spottete über Jehova und seinen h. Tempel; da sah er zu derselben Stunde Finger von einer Menschenhand, die auf die getünchte Wand sein Todesurtheil schrieben, und er las es mit Entsetzen. So ging Holofernes trunken zu Bette und wollte der Wollust fröhnen; da fand man am andern Morgen seinen Leichnam ohne Kopf auf der Erde in seinem Blute liegen. So wurde jene Rotte Korah, Dashan und Abiron mitten in ihren Sünden von der Erde verschlungen und fuhr hinunter lebendig in die Hölle. So sprach jener reiche Mann in seiner geträumten Sicherheit: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß und trink und laß dir wohl sein. Gott aber sprach zu ihm: du Thor! Heute Nacht noch wird man deine Seele von dir holen! — Seht da diese Sicherheit; auch diese ist ein selbstverschuldeter Zustand des Menschen, und folglich auch seine Verstocktheit; denn diese Sicherheit macht ihn verstockt.

Während nun der Leichtsinn an keine Gefahr denkt, die Sicherheit keine Gefahr ahnt, spottet die Vermessenheit der Gefahr. Es gibt Leute, die da meinen, es könne ihnen gar nicht fehlen, die mit jenem selbstgerechten Pharisäer sprechen: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie andere Leute; ich gehe fleißig zur Kirche, zur bestimmten Zeit zum Tische des Herrn, thue den Armen Gutes, sorge für Weib und Kind, gebe jedem das Seine, halte das Meine zu Rath, habe nie gestohlen, geraubt, gemordet, nie die Ehe ge-

brochen, nie falsches Zeugniß wider den Nächsten abgelegt. Ich bin mir nichts Böses bewußt; was soll ich fürchten? Wenn ich nicht in den Himmel komme, dann kommt kein Mensch hinein. Wahrlich, das ist die ärgste selbstverschuldete Vermessenheit, und diese vollendet die Verstocktheit, die somit auch in ihrer Vollendung wie in ihrem Anfange selbst verschuldet ist.

O, Geliebte, hüten wir uns doch vor diesen drei Lohnbedienten der Hölle! denken wir an Jerusalem, an die Juden! Leichtsinn, Sicherheit und Vermessenheit hat auch sie zur Verstocktheit geführt. Wie der Herr in Jerusalem einzieht, zieht alles Volk ihm entgegen und schreit: Hosianna dem Sohne Davids! Das war an dem ersten Tage der Leidenswoche. Von den nächstfolgenden Tagen heißt es: Und er lehrte täglich im Tempel; alles Volk hing ihm an und hörte ihn. Das war am Dienstag und Mittwoch. Und am Freitag früh schrie alles Volk: Kreuzige ihn, kreuzige ihn! Welch ein Wechsel innerhalb weniger Stunden! Seht hier den Wankelmuth und Leichtsinn eines ganzen Volkes! O so bekämpfen wir diesen Leichtsinn, zu dem jeder Mensch so sehr geneigt ist. O bedenken wir es, Geliebte! das Leben ist so ernst, der Tod ist so ernst, das Gericht ist so ernst, die Ewigkeit so schrecklich ernst. Darum bannen wir aus dem Herzen den Leichtsinn! Erblicken wir in ihm den ersten Wegweiser zur Hölle; fliehen wir ihn, er ist die Klapper, die Gott der Sündenschlange gegeben hat um zu warnen vor naher Gefahr!

Schauet ferner hin auf Jerusalem und das jüdische Volk, wie sicher es dahinlebte, und wie diese Sicherheit die Ursache ihrer Verstocktheit war! Wenn du es wüßtest, was dir zum Frieden diente, rief der liebevolle Erlöser weinend der schönen Stadt zu; Jerusalem wußte es nicht und darum war es so sicher. Schon schwebte das letzte Verhängniß drohend über Jerusalems Mauern und der Engel der Vernichtung rüstete sich, in den Abgrund zu stürzen die Stadt; doch Leichtsinn denkt an keine Gefahr und Sicherheit ahnt keine Gefahr. Wenn du es wüßtest, wenn du es doch erkenntest an diesem deinem Tage, was dir zum Heile diente, rief der Herr; also hätte Jerusalem es erkennen und wissen können

und sollen; allein es wollte es nicht erkennen, und darum war es so sicher. Jerusalem schlief am Rande des Abgrundes, unbekümmert und sorglos.

Auch uns ruft der Herr heute noch zu: O daß du es erkenntest, was dir zum Frieden dient! Ja, daß du es erkenntest, mein Christ, daß kein Mensch sicher ist, daß vielleicht in der nächsten Zeit Tod und Gericht uns bevorstehen, daß nur der gegenwärtige Augenblick wahrhaft uns gehört; gewiß dann hört die Sicherheit auf, dann werden wir nicht mehr sorglos am Rande des Abgrundes schlafen, sondern mit Furcht und Zittern unser Heil wirken!

Lasset uns endlich, Geliebte, auch die Vermessenheit meiden, mit der die Juden ihre Verstocktheit vollendeten. Der Herr rief der Stadt zu: Deine Feinde werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen. Was setzten die Juden dieser Weissagung entgegen? Wir sind Kinder Abrahams, sagten sie, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist unser Gott; wir sind das auserwählte Volk Gottes unter den Nationen der Erde; zu Sion hat Jehovah sein Feuer und zu Jerusalem seinen Herd;*) hier ist die Wohnung des Allerhöchsten, hier sein heiliger Tempel, hier Bundeslade und Gnadenthron! Jerusalem kann nicht untergehen. Ob eine Welt vor Jerusalems Mauern in Waffen stände: Jehovah selbst wird seinen Tempel beschützen! — In dieser eitlen Zuversicht, in dieser stolzen Vermessenheit vertheidigten die Juden Haus für Haus und Schritt für Schritt und warfen zuletzt sich in die Tempelburg, wähnend, der Tempel trotze allen Gefahren, dem Schwerte, dem Feuer und jeglicher Macht. Und noch in den letzten Augenblicken, als schon Alles verloren war, hofften sie noch Alles — von der Tapferkeit, bis endlich, wo Jerusalem stand, Ströme von Blut sich ergossen und meilenweit ein Feuermeer wogte. Schauet hier die Vermessenheit und seine Folgen, die Verstocktheit und den Untergang. Ist etwa deine Tempelburg fester, du hoffärtiger Christ, der du wähnst, dir könne es nicht fehlen? Wahrlich, diesem Tempel der hochmüthigen Vermessenheit wird es nicht besser ergehen, als

*) Is. 39, 9.

jenem, der in Jerusalem stand! Hochmuth kommt vor dem Fall und vor dem Fall stets Vermessenheit. Des Christen Muth heißt Demuth; Hochmuth thut nimmer gut. Wer aber von dem Leichtsinne, der Sicherheit und Vermessenheit sich am Gängelbande führen läßt, und das Ansinnen dieser zudringlichen Wegweiser nicht wegweist, der geräth unzweifelhaft in den Abgrund der Verstocktheit und sein Unglück ist ein selbstverschuldetes; denn es liegt nur an uns, zwischen Ernst und Leichtsinn, zwischen Furcht Gottes und Sicherheit, zwischen Demuth und Vermessenheit zu wählen. Und ist dann ein gewisses Stadium eingetreten, dann schlägt die Langmuth Gottes, wie der Wind bei einem herannahenden großen Gewitter, auf einmal um, und nur das schreckliche Blitzen und Donnern der göttlichen Gerechtigkeit wird mehr gesehen und gehört. Je größer die Gnade und Liebe war, desto schrecklicher wird auch die Strafe für die Sünde der Verstocktheit.

II. Theil.

Was im Abendlande Rom war, das war im Morgenlande Jerusalem. Der berühmte Naturforscher und Zeitgenosse Jesu, Plinius der Jüngere, trägt kein Bedenken, Jerusalem die bei weitem ansehnlichste Stadt des Morgenlandes zu nennen. Sie war nicht bloß eine überaus große und prachtvolle Stadt mit dem herrlichsten Tempel, den die Welt kannte, sondern insbesondere wegen ihres geistigen Charakters und ihrer höheren Bestimmung der Liebling und Augapfel Gottes. Isaias und Daniel, Johannes in seiner geheimen Offenbarung und die vier Evangelien rühmen ganz offenbar diese Stadt als heilig, theils weil Gott dieselbe vor den übrigen Städten durch die Erkenntniß seines Namens wunderbar erleuchtet und als ein eigenes Haus und besondern Sitz der Heiligkeit erwählt hat, theils weil in ihr die meisten heiligen Propheten in Vollziehung ihres Amtes ausgezeichnet geleuchtet haben, vorzüglich aber, weil Christus, das Haupt aller Heiligen, dieselbe durch seine Gegenwart und die Geheimnisse seines Lebens geheiligt hat. Wir können uns einen Begriff machen, wie sehr der Herr diese Stadt liebte, wenn wir ihn im Tone des zärtlichsten Vor-

wurfes rufen hören: Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich dich versammeln wollen, wie eine Henne ihre Jungen unter ihre Flügel versammelt! Dort vergoß der Herr sein Blut und zeigte sich nach seinem Tode den Seinigen wieder lebend und gab ihnen die Erstlinge seines Geistes, und bevor das Licht der evangelischen Lehre der ganzen Welt leuchtete, erfüllte er dort die alte Weissagung: „Von Sion wird der König ausgehen und das Wort des Herrn von Jerusalem.“ *) Es findet sich in der h. Schrift keine andere Stadt, welche das Bild und Gleichniß der christlichen Kirche, aber auch das Vorbild des himmlischen Vaterlandes so schön und deutlich wiedergibt, und die an vielen Stellen der Schrift so vielmal und so vortrefflich gerühmt war. Wen erfaßt daher nicht Entsetzen und Staunen, wenn er bedenkt, daß diese Stadt, die, wie zur höchsten Würde erhoben und durch die größten Gaben Gottes ausgezeichnet war, von der ehemaligen Würde und Heiligkeit so viel verloren hat und daß sie zugleich mit ihren Kindern oder Bewohnern alles Schmuckes und Glanzes beraubt ist? Wie wahr sind daher die Worte des Propheten Jeremias geworden, wenn er sagt: „Wie liegt diese Stadt jetzt so einsam da, die vorhin so volkreich „war! Sie ist gleichsam zur Wittwe geworden die Beherrscherin „der Völker, die Fürstin der Länder ist nun zinsbar geworden. „Sie weint des Nachts eines Weinens und ihre Thränen fließen „über ihre Wangen; da ist Keiner unter den Liebhabern, der sie „tröstet, alle ihre Freunde verachten sie und sind ihre Feinde ge„worden.“ **) Diese Worte beziehen sich ursprünglich auf die erste Zerstörung Jerusalems durch Nebucadnezar, um wie vielmehr gelten sie aber der zweiten! So ging auch wieder in Erfüllung die Weissagung des Sehers Bileams, die da lautet: „Es werden Schiffe kommen von Italien, die Assyrer unterjochen, die Hebräer vertilgen.“ ***) Auch die Propheten Isaias, Ezechiel, Daniel und Michäas, insbesondere aber unser Herr Jesus,

*) Is. 2, 4 u. Mich. 4, 2.

**) Klagel. 1, 1 u. 2.

***) VI. Mos. 24, 24.

haben die Zerstörung Jerusalems geweissagt, letzterer nicht bloß auf's Bestimmteste im heutigen Evangelium, sondern auch noch, als er mit dem schweren Kreuz beladen den weinenden Frauen begegnete. Ein solches Ende nahm die berühmteste und heiligste, also merkwürdigste Stadt des Morgenlandes, diese Lieblingsstadt Gottes, die Metropole des Orients, die der Herr so innig liebte, daß es ihm Thränen auspreßte, als er an ihr schreckliches Schicksal dachte. Ja, sie ist geängstigt worden diese Stadt mit einem dreifachen Wall, so daß anderthalb Millionen Juden in der Stadt wie in einem Kerker eingeschlossen waren. Die Geschichtschreiber erzählen, daß eilfmal hunderttausend Menschen durch Schwert, Hunger und Pest dort zu Grunde gegangen und siebenundneunzigtausend in die Gefangenschaft und elendeste Sklaverei abgeführt und zu ihrer größten Betrübniß aus dem Vaterlande verbannt wurden. Dreißig Juden wurden um einen Zehner verkauft, Alle über den ganzen Erdkreis zerstreut und wie Nichts geachtet. Diese unerhörte Niederlage der Juden hat also alle vorhergehenden übertroffen, obwohl auch jene schrecklich genug gewesen sind, vorzüglich unter Nebuchadonosor und Antiochus, die fürchterlich wütheten. So hat denn keine Stadt und kein Land jemals ein so schreckliches und jammervolles Loos als Strafe für seine Verstocktheit erfahren, als die Lieblingsstadt Gottes, die Metropole des Orients und das Land, das ehedem von Milch und Honig floß. Je größer also die Gnade, desto fürchterlicher die Strafe für die Sünde der Verstocktheit.

Wie oft hat sich die Katastrophe, die über Jerusalem hereinbrach, schon wiederholt! Welch fürchterliche Strafgerichte sind nicht schon über einzelne entartete Theile der Christenheit gekommen, über Gegenden, die zu den berühmtesten und blühendsten Pflanzungen des Christenthums gehörten, auf denen das Auge des Herrn mit Wohlgefallen ruhte. Alle jene Kirchen in Kleinasien und Nordafrika, die gegründet wurden von den Aposteln und den Apostelschülern, wo sind sie hingekommen? sie sind, wie Jerusalem, hinweggefegt worden! Und birgst denn nicht auch du, mein Christ, ein solches Jerusalem in dir? Ist denn nicht jene herrliche Stadt mit

all ihrer Pracht zuletzt denn doch nur ein Schatten, ein Bild deiner im Blute des Herrn reingewaschenen und so oft mit seinem h. Fleische gespeisten und mit Gnadenströmen erquickten Seele? Ja, die Christenseele, sie ist ein geistiges Jerusalem, eine heilige Stadt und ihr gelten demnach alle Worte der Gnade und Liebe, aber auch alle Drohungen der göttlichen Gerechtigkeit, die jenem Jerusalem von Stein galten. Ja, die Christenseele ist es, die der Herr versammeln will, wie eine Henne, die ihre Jungen unter ihre Flügel versammelt, sie ist die heilige Stadt, die herabsteigt vom Himmel, geschmückt in der h. Taufe, wie eine Braut für ihren Bräutigam. Aber bedenken wir auch das wohl! Ihr, der Chri-stenseele, gelten auch die Worte des heutigen Evangeliums: Möchtest du doch an diesem deinem Tage erkennen, was dir zum Heile ist! Bedenke, sündige Seele, will der Herr sagen, zu dieser deiner Zeit, die noch dein gehört, was zu deinem Frieden dient! Du sagst immer: morgen! warum nicht heute? Du sagst: morgen will ich mich bessern, warum nicht heute? Es gibt Dinge, die keinen Auf-schub leiden, und durch denselben nur verschlimmert werden. Die Buße, die Besserung ist ein solches Ding; sie ist der Anfang des wahren Lebens. Hiefür mußt du dir also vor Allem Zeit nehmen! Wie übel handelte Israel, da es die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannte! Wie übel handelte der Landpfleger Felix, daß er, erschreckend über die Predigt des h. Paulus, ihn gehen hieß, bis er ihn zu gelegener Zeit wieder rufen lassen würde; eine Zeit, die nie kam; und wie übel ist es, daß dieser Felix so viele Nach-folger hat! Es schallt fürchterlich schon in irdischen Dingen das Wort: Es ist zu spät! aber dreimal fürchterlich, wenn es aus dem Munde des gerechten Richters ertönt: Es ist zu spät! Morgen, sagst du. Wie, willst du von der Zeit oder von der Gnade er-warten, daß sie dich bessere? Hast du denn überhaupt Zeit? Bist du Herr deines Lebens? Kannst du mit Sicherheit auf den mor-gigen Tag rechnen? Weißt du denn, ob du das Ende dieses Tags erleben wirst? Und wenn du lebst, weißt du denn, ob die Gnade auch noch ferner an dir arbeiten wird? Bist du Herr über die Gnade? Ist Gott nicht frei, sie zu geben oder zu entziehen?

Und wird und muß er sie nicht entziehen, wenn du beharrlich in Sünden lebst? Und gesetzt auch, Gott wird nicht müde, dir nachzugehen, du aber vernachlässigst die Gnade immer: wird nicht die Sünde immer mehr Macht über dich gewinnen, nicht immer mehr die Empfänglichkeit für die Gnade und die Fähigkeit, dich zu bekehren, dir rauben? O Geliebte, hören wir doch diesen Ruf des Herrn, verstehen wir den Wink seiner Gnade; verbergen wir es nicht uns selbst durch Verstocktheit, was zu unserm Heile dient! Verbannen wir Leichtsinn, Sicherheit und Vermessenheit; denn diese drei Wegweiser führen sicher zur Hölle, weil zur selbstverschuldeten Verstocktheit! Denken wir an Pharao, an Judas, an Holofernes, an Balthazar und Antiochus und an Jerusalem insbesondere! Weh' uns Katholiken, wenn wir verstockt leben und sterben! Je größer die Gnaden, desto schrecklicher die Strafe für die Verstocktheit! Jerusalems schreckliches Ende stehe mit Flammenschrift vor unsern Augen! Wohlan denn! Heute gehört noch uns, von Morgen wissen wir nichts Bestimmtes. Darum, da ihr heute die Stimme des Herrn noch vernehmet, so verhärtet eure Herzen nicht, sondern rufet mit David: „Ich eile und säume nicht, zu halten deine Gebote!“ Amen.

Predigt

auf den zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Ein Jeder, der sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden," Luk. 18, 14.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Es war im dritten Jahre des Predigtamtes Jesu, daß er diese Parabel, von der das heutige Evangelium Meldung thut, vorgetragen hat. Nachdem er seine Apostel von der Nothwendigkeit, im Gebete beharrlich zu sein, unterrichtet und in dieser Absicht ihnen das Beispiel jener Wittwe vorgestellt, die von dem ungerechten und gottlosen Richter, den sie um Hülfe und Schutz bat, bloß wegen ihres Ungestüms und unausgesetzten Bittens erhört worden ist, und dasjenige erhalten hat, was sie vermöge ihres bestbegründeten Rechtes nicht erlangt haben würde, trug er darauf den Pharisäern diese Parabel vor, durch welche er ihnen zu verstehen gab, daß das Gebet, wenn es gleich an und für sich von großem Nutzen ist, dennoch eitel und fruchtlos sei, wenn es nicht auf die Demuth gegründet ist.

Auf diese Weise trat Jesus, wie dieß öfters der Fall war, der geistlos-gesetzlichen, der herzlos-religiösen Gerechtigkeit der pharisäischen Schule entgegen, die in gewisse Aeußerlichkeiten das Wesen der Religion setzte und Jeden, der nicht so war wie sie, verachtete.

Zunächst wird in dieser Parabel nur vor dem hoffärtigen Pharisäergebet gewarnt, vor aller Selbstüberschätzung und Ver-

achtung Anderer; am Schlusse aber wird nicht bloß vor dem hoffärtigen Gebet, wobei man auf Andere mit Verachtung hinsieht, sondern vor der Hoffart im Allgemeinen gewarnt und die Demuth empfohlen mit den Worten: Wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöhet werden.

Die Hoffart tritt nämlich in den verschiedensten und feinsten Formen auf, nicht bloß beim Gebete, sondern in allen nur denkbaren Verhältnissen, so daß es sogar stolze Bettler und stolze Bösewichte gibt. Jeder Mensch hat da seine besonderen Anlagen, so wie auch jedes Zeitalter eine besondere Hinneigung zu dieser oder jener Gattung von Hoffart hat. Der böse Geist, der der Geist der Hoffart ist, weiß es dahin zu bringen, daß er nicht nur aus unseren Tugenden, sondern sogar aus dem Siege selbst, wodurch er überwunden wird, Anlaß nimmt, zu siegen; denn kehrt er besiegt den Rücken, so schleudert er Pfeile des Todes gegen denjenigen ab, der ihn verfolgt. Dieß schildert der h. Fulgentius sehr zierlich in folgenden Worten: „Der Teufel, der Urheber aller Laster, besiegt, was er mit seinen Lastern nicht überwinden kann, durch fremde Tugenden. Er erhebt sich kraft der Waffen, durch die er geschlagen, und wirft durch die Tugend nieder, durch die er zu Boden gestürzt wird. Er lobt die Tugend, von welcher er vorher sieht, daß sie ihn überwinden werde, damit er, besiegt, den Sieger gefangen nehme; denn er flüstert dem Herzen Prahlerei ein, damit er jene, die er in demüthigeren Dingen festeren Schrittes kämpfen sieht, von der Höhe stürzen und zu schwererem Falle bringen könne." Man kann also nicht behutsam und vorsichtig genug sein, um vom Geiste der Arglist nicht überlistet zu werden; besonders müssen Seelen, die sich einer höheren Vollkommenheit befleißen, hierauf aufmerksam gemacht werden. Sonst tritt der Hoffartsgeist nicht gerade immer fein auf, sondern sehr plump, nichtsdestoweniger täuscht und blendet er. Es ist unläugbar, daß der Geist der Hoffart in unseren Tagen eine große Herrschaft übt, deßungeachtet flieht man ihn nicht und ruft den Engel der Demuth nicht zum Schutze herbei. Doch könntet ihr fragen: Wie zeigt sich denn die Hoffart in unsern Tagen; welches sind

denn ihre auffallendsten Erscheinungen, in denen sie zu Tage tritt? Geliebte, ihr sehet in unseren Tagen:

die Hoffart des Unglaubens,
die Hoffart des Irrglaubens,
die Hoffart der Wissenschaft,
die Hoffart der Industrie.

Ich beginne u. s. w.

I.

Man sollte meinen, der Unglaube wäre zufrieden mit seinem Aufenthalte in Schlupfwinkeln, er würde keinen Grund finden, ans Licht hervorzutreten, seine Existenz zu erkennen zu geben und sich derselben zu rühmen; allein wir sehen die Unverschämtheit des Unglaubens auf der Straße wandeln mit kecker Stirne, wir hören und lesen es, wie der Unglaube sich brüstet das Christenthum in seinen falschen Prinzipien erkannt zu haben, wie er sich nur selber genug ist. Doch wo ist denn dieser Unglaube, wo hören und sehen wir ihn? Geliebte, so oft ihr sehet und höret, daß Jemand sagt: Ich bin mir selber genug, ich brauche keinen Mittler, keinen Erlöser, Christus ist nur ein Lehrer der Menschheit gewesen und weiter nichts, Jeder hat unmittelbar bei Gott dem Vater Zutritt, er darf nur reuig rufen: Vater, vergib mir! und dann sind ihm bereits seine Sünden vergeben: so oft habt ihr die Hoffart des Unglaubens vor euch. Oder: ist es nicht die ärgste Hoffart zu sagen: ich bin mir selber genug! d. h. ich bin mein eigener Erlöser. Ist es nicht die widerlichste Hoffart des Unglaubens, zu behaupten, man brauche keine Bußanstalt, keine Beichte, kein Priesterthum, keine Kirche und Gott habe nichts Eiligeres zu thun, als die Sünden zu vergeben! Der Unglaube hat keine Scham, sondern Stolz und Unverschämtheit sind seine Attribute. Der den Glauben verloren hat, rühmt sich seines Unglaubens, er prahlt, daß er es so weit gebracht hat, nichts mehr zu glauben, das Christenthum über Bord geworfen zu haben; er prahlt, daß er jetzt frei denken könne und von keiner Fessel des Gewissenszwanges

sich mehr beirrt fühle. Der Unglaube ist so stolz, an eine Zukunft zu glauben, d. h. er hofft, daß eine Zeit kommen werde, in welcher es ihm gelingen werde, das Christenthum zu vertilgen und zur Herrschaft über die Geister zu gelangen. Es ist das erstemal nicht, daß sich der Unglaube mit solch stolzen Hoffnungen trägt; schon die heidnischen Kaiser glaubten, es sei nichts Leichteres, als dieses Häuflein Christen von der Erde zu vertilgen, später machte der Islam dieselben Anstrengungen und zog siegestrunken vor die Mauern Wiens, wie einst in die Gefilde Spaniens; zur Zeit der französischen Revolution triumphirte der nackte Atheismus über das Christenthum, welches förmlich abgeschafft wurde, und in unserer Zeit macht jene schreckliche Partei, welche nicht die Freiheit des Glaubens will sondern die Nothwendigkeit des Unglaubens, alle erdenklichen Anstrengungen, um wieder empor zu kommen; und auch sie ruft voll Stolz und Zuversicht: Uns gehört die Zukunft! Aber es tritt diesen stolzen Träumereien immer Derjenige entgegen, der gesagt hat: Wer sich selbst erhöht wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöhet werden. Das heidnische Rom ging unter, und die so blutig verfolgte Kirche trug den Sieg davon; der Islam wurde vor Wien gedemüthigt, wie ehedem in Frankreich durch Karl Martell; der Atheismus der französischen Revolution, der so stolz sein Haupt erhoben hatte, ging nach kurzer Siegestrunkenheit gleichfalls unter und auch der Unglaube unserer Tage wird, wenn er sich zur Geltung bringen sollte, eine bestimmte Frist für seine Verheerungen bekommen. Es sind für die letzten Zeiten gewaltige Siege für den Unglauben prophezeit, der Sohn der Sünde wird große Erfolge feiern, so daß, wenn es möglich wäre, selbst die Auserwählten verführt würden; allein wenn seine, wie dem zum Tode verurtheilten Verbrecher, genau ihm zugemessene Galgenfrist abgelaufen ist, dann wird ihn der Herr vertilgen mit dem Hauche seines Mundes und die so schrecklich gedemüthigte Kirche wird siegen, wie unser Herr durch seine Auferstehung. Der hoffärtige Unglaube wird zu Schanden und die demüthige Kirche Jesu triumphirt.

II.

In derselben Weise, wie der Unglaube zum Fall kommt, wird auch die stolze Irrlehre, die hoffärtige Trennung von der Kirche Gottes gedemüthigt. Die Ketzerei und das Schisma stehen in dieser Beziehung auf ganz gleicher Stufe mit dem vollendeten Unglauben. Der Stolz ist ihr Vater, und in ihrem Stolze erheben sie sich selber zu den Sternen. Im Gegensatz zu der als verkommen ausgeschrieenen katholischen Kirche haben sie sich von Anfang an die Wissenden, die Geistigen, die Reinen genannt, daher die Namen Garstiker und Katharer; die Katholiken gelten ihnen von Haus aus für dumm; nur sie seien die Einsichtsvollen, die der Aufklärung und dem Fortschritt Huldigenden. Von ihnen gehe alles Große aus, was auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft geleistet werde. Dieser Stolz ist das charakteristische Merkmal der Irrlehre und des Schisma von Anfang an gewesen bis auf die jetzige Stunde. Unauslöschlich ist der Haß gegen Rom, und unbändig der Stolz. In diesem Stolze hat noch jede Irrlehre sich zum voraus schon als Siegerin gewußt und den Fall Roms prophezeit. Dieses stolze Siegesgeschrei wie oft ist es schon erschollen, welche Hoffnungen haben nicht schon die Arianer gehegt und welch großartigen Anlauf hat nicht die Irrlehre des 16. Jahrhunderts gegen Rom genommen! Aber Gott der Herr widersteht den Hoffärtigen, nur den Demüthigen gibt er seine Gnade. Alle, auch die wohlberechnetsten Anschläge gegen Rom sind zu Schanden geworden, öfter schon schien der Sieg gewiß, schon glaubte man die verhaßte Felsenburg in Trümmer stürzen zu sehen, nachdem man mit so großer Ausdauer das schwerste Geschütz gegen sie hatte spielen lassen; doch siehe da, die Mauern wankten nicht, aber die Mauerbrecher nützten sich ab, die stolze Siegeszuversicht sah sich getäuscht und die Kirche, die verloren schien, ging siegreich aus dem heißen Kampfe hervor. Welche stolze Aeußerungen, welche hochtönende Phrasen von der unüberwindlichen Macht der orthodoxen Kirche Rußlands haben wir nicht in den letzten Monaten zu verdauen gehabt. In gebundener und ungebundener Rede hat man uns „Heiden" gedroht und den Sieg des Cäsareopapismus

über Europa mit großer Zuversicht verkünden lassen. An dem Czar sollte die Schrift in Erfüllung gehen; unter ihm sollte ein Schafstall und Ein Hirt werden. Aber wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt werden; noch hatte der Krieg kaum recht begonnen und die vielgerühmte Unbesiegbarkeit der russischen Heeressäulen hat die Probe schlecht bestanden. Alle die großen Armeen, welche einzelne Eroberer aus der Erde zu stampfen wußten, sie sind zu Grunde gerichtet worden, wenn lediglich auf diese und nicht auf Gottes Macht das Vertrauen gesetzt wurde. Es nimmt sich etwas sonderbar aus, sich zu rühmen, die Sache des Christenthums gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, während die schrecklichsten Verfolgungen alle diejenigen treffen, die nicht dem Schisma angehören. Eine solche Heuchelei, mit solchem Hochmuthe obendrein noch gepaart, war zu empörend, als daß nicht dem Allsehenden da droben dieser heuchlerische Hochmuth ein Gräuel hätte sein sollen. Und so beginnt denn auch hier dem Hochmuth der Fall auf der Ferse zu folgen.

III.

Und wie dieß die Erfahrung von Jahrtausenden nachweist in Bezug auf materielle Gewalt, wie die größten Heerführer schon zu Schanden und Armeen zahlreich wie der Sand am Meere schon geschlagen worden sind, um dem Hochmuthe zu aller Zeit die warnendsten Monumente an die Straße zu setzen: so sind auch auf geistigem Gebiete alle jene noch zu Schanden geworden, die sich hochmüthig gegen die Offenbarung auflehnten und da glaubten, mit den Resultaten ihrer wissenschaftlichen Forschungen die Sätze der Offenbarung umstürzen zu können. Wohl noch nie hat die Wissenschaft ihre Hoffart so weit getrieben wie in den letzten Jahrhunderten. Zuerst war es die klassische Gelehrsamkeit, die aus Konstantinopel sich, nach der Einnahme durch die Türken, nach dem Westen rettete, und hier war es zum erstenmale, daß der gleißende Firniß der alten Zeit die Gelehrten bestach, daß diese dem schönen Ideale des klassischen Alterthums das Christenthum mit seinen ewigen Wahrheiten zum Opfer brachten. Insbesondere waren es

die Philosophen, die sich der alten Ideen bemächtigten und auf sie sich stützend neue Systeme bauten und diese dann für die alleinseligmachende Wahrheit ausgaben. So sehr diese Systeme auch wechseln mochten, so sehr sie einander selber widerstritten, die Lobeserhebungen blieben nicht aus, die Weihrauchwolken dufteten unablässig empor und je mehr sich ein System vom Christenthum und seinen Prinzipien entfernte, um der Phantasie Luftschlösser zu bauen, je unverständlicher, geschraubter und verschrobener die Form war, in welche die neuen Erfindungen sich kleideten, desto mehr wurde ihnen der Beifall des Tages; je unverständlicher desto tiefsinniger. So wuchsen die Philosophen heran, immer stolzer, immer frivoler und unchristlicher, bis sie endlich dem nackten Pantheismus und Atheismus das Wort redeten und geradezu den Satz aufstellten: der Mensch ist Gott und der Staat die Kirche. Wie hochmüthig sah die Philosophie auf die Kirche herab, wie winzig kam ihr von ihrer geträumten Höhe das Christenthum vor! Und nun, Geliebte, seht euch um, was ist aus all dieser Weisheit geworden? Das was sie von Anfang an war: Thorheit vor Gott! Man glaubt auf den Fittigen dieser Philosophie sich noch zu den höchsten Höhen des Christenthums emporschwingen zu können und den lästigen Kreuzesbalken nicht mehr als Himmelsleiter zu bedürfen: allein wie tief war der Fall, der diesem Hochmuthe folgte! Es folgte dem philosophischen Rausche eine derartige Ernüchterung, und die philosophischen Systeme verloren durch die schreckliche Probe, die man von diesen schönen Rechnungsexempeln gemacht hatte, derartig im Werthe, daß zur Stunde von den gerühmtesten bisherigen Philosophen gar keine Rede mehr ist und Alles, was sich retten will, nunmehr den Kreuzbalken umklammert. Die Thorheit des Kreuzes fängt an in dem Maße wieder im Werthe zu steigen, als die Hirngespinste der Philosophen abstoßen. So wird, wer sich selbst erhöht, erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, erhöht.

Und wie es der hochmüthigen, über das Christenthum in der anmaßendsten Weise absprechenden Philosophie erging, so ergeht es auch den übrigen Wissenschaften, die da mit großer Ruhmredigkeit behaupten, sie wollten das Christenthum mit seinen Lehrsätzen

zu Schanden machen. Es ist merkwürdig, wie unermüdlich und rastlos seit etwa hundert Jahren gearbeitet wird, um die Angaben der Bibel Lügen zu strafen und so die Prinzipien des ganzen Christenthums umzustürzen. Was hat nicht die neue Wissenschaft der Geologie, der Erdkunde für Anstrengungen gemacht, um nachzuweisen, daß unsere Erde wenigstens Hunderttausende von Jahren alt sein müsse und nicht erst sechstausend Jahre wie Moses versichert. Wie lächerlich hat nicht die Astronomie den Moses zu machen gesucht, daß er Licht werden ließ, bevor die Sonne war, welche Schalen des Spottes haben nicht die Philologen über Moses ausgegossen, daß er Gott den Herrn und Adam und Eva hebräisch miteinander reden läßt; was hat die Ethnographie nicht für Mühe aufgewendet, um den Beweis zu liefern, daß dieß Menschengeschlecht unmöglich von Einem Paare abstammen könne, also die ganze Lehre von der Erbsünde, Erlösung und Genugthuung für das ganze Geschlecht zu Boden falle. Was hat die moderne Schrifterklärung nicht für Grundsätze aufgestellt, und welche Mittel hat sie nicht angewandt, um die Bibel ihres göttlichen Charakters zu entkleiden; wie, alle Wunder und Weissagungen heraus zu bringen, um sie zu einem Buche voll Fabeln und Abgeschmacktheiten zu machen! Es ist gewiß eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß weder Juden noch Heiden in alter und neuer Zeit sich viele Mühe gegeben haben, die h. Urkunden des Christenthums ihres göttlichen Ansehens und Inhaltes zu entkleiden, und es Christen gewesen sind und noch sind, die dieß thun, christliche Schriftausleger und Gottesgelehrte, getaufte Philologen, Naturforscher, Geologen, Ethnographen, Geschichtschreiber, Astronomen und Philosophen. Und alles dieß geschah im Interesse der Wissenschaft, angeblich, weil die freie Forschung keine Fesseln ertrage, weil sie sich durch dogmatische Hemmschuhe und vorgefaßte Meinungen nicht beirren lassen dürfe. Daran aber dachten die hochgelehrten Herren nicht, daß sie selber Irrende und dem Irrthume ausgesetzte Menschen seien, daß die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen bei Verschiedenen sehr verschieden sein können, und daß man bei seinen Studien wenn auch nicht von dogmatischen, so doch gar leicht von andern Vorurthei-

len geführt werden könne; daran dachten und denken diese Herren in ihrem Hochmuthe nicht, daß die göttliche Offenbarung, um diese zu sein und als solche zu gelten, nicht erst der Wissenschaft bedürfen, um sich von ihr legitimiren zu lassen, sondern daß Gott mit seiner Wahrheit und seinen Werken ganz unabhängig dastehe, es mag ihn nun die Wissenschaft anerkennen oder nicht. Die Wissenschaft kann das Christenthum untersuchen und es in Uebereinstimmung finden mit den Forderungen der Vernunft, und das ist die eigentliche Aufgabe aller Wissenschaften; aber diese menschliche Untersuchung kann doch der Offenbarung nicht das Siegel der göttlichen Beglaubigung aufdrucken. Die Legitimation für die Göttlichkeit der Offenbarung, respektive des Christenthums, kommt nicht von den Menschen, nicht von den Gelehrten, nicht durch die Wissenschaft, sondern von Oben durch Wunder und Weissagungen. Eine Wissenschaft, die auch die Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder läugnet, muß freilich auch das Christenthum und zuletzt Gott selber läugnen. Und auch diese Wissenschaft hat ihren Fall erlebt, wie das bei ihrem Hochmuthe nicht anders zu erwarten war. Die einzig wahre Wissenschaft ist die Wissenschaft des Kreuzes, und jede andere ist es nur insofern und hat nur insoweit Werth als sie mit dem Kreuze, d. h. mit dem Christenthum in Verbindung steht, und sich an dieselbe anlehnt. Diese Zeit, sie kommt jetzt Gott Lob wieder und das ist es, was die Wissenschaft wieder zu Ehren bringen wird. Sie wird aufhören niederzureißen und anfangen aufzubauen. Ich kann nicht umhin bei dieser Gelegenheit auf eine ganz neue Erscheinung aufmerksam zu machen. Bisher hat man nämlich das kopernikanische System für das richtige gehalten, nach welchem die Erde sich bewegt und die Sonne steht. Die ganze rationalistische Welt war damals über jenen Fund entzückt, weil der Bibel mit diesem System ein geographischer Irrthum nachgewiesen sei; allein so unbedingt richtig ist das kopernikanische System doch nicht, und zur Stunde macht eine Schrift, die den Beweis liefert, daß die Erde stehe in der Mitte des ganzen Planetensystems und die Sonne und der Mond sich um sie drehen, großes Aufsehen. Freilich ist der Aerger derjenigen, die in der Bibel

nur eine Mischung von Wahrheiten und Irrthümern erblicken, unbeschreiblich, daß das kopernikanische System angestritten wird; allein unumstößlich war diese Theorie von Anfang nicht, sondern sie galt nur als eine solche, die die Wahrscheinlichkeit mehr für sich habe. Obgleich es übrigens dem Ansehen der h. Schrift weder nützt noch schadet, es mag nun diese oder jene Theorie die richtige sein, so ist doch die Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Forschung auf diesem Gebiete und das bisher erzielte Resultat insofern von Wichtigkeit, als auch hier das Wort des Herrn zur Erfüllung kommt: Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden. Ob die Erde steht oder geht, das ist zuletzt ganz gleich und die Behauptung, die Erde gehe und die Sonne stehe, hätte nie so viel Aufsehen gemacht und wäre nie mit solcher Zähigkeit festgehalten und so gerne geglaubt worden, wenn nicht der Unglaube an dieser kopernikanischen Theorie eine Waffe gefunden hätte, die sich gegen das göttliche Ansehen der h. Schrift gebrauchen ließ; daher jetzt auch der Lärm, daß diese Lieblingswaffe auf einmal für abgenutzt oder gar für eine solche erklärt wird, die von Anfang an stumpf gewesen sei! Natürlich könnte auch Galiläi und die Inquisition und die römische Verfinsterungs- und Verfolgungssucht nicht mehr in den Geschichtsbüchern Parade machen, und so kämen sie um eine so beliebte und pikante Beigabe. Daher der Aerger über diese neue wissenschaftliche Forschung; allein es ist seit fünfzig Jahren schon Manches als unhaltbar erfunden worden, was bisher als Wahrheit erzählt und von Tausenden nachgeschrieben wurde; gar manche Partie der Geschichte, die gerade aus konfessioneller Parteilichkeit entstellt wurde und zwei Jahrhunderte lang entstellt blieb, ist in unsern Tagen wieder aufgehellt worden, und so bewahrheitet sich auch hier das Wort des Herrn: Wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt werden. Wie der Unglaube und die Ketzerei, so wird auch die stolze lügenhafte Wissenschaft zu Schanden.

IV.

Ich habe in meiner Eintheilung noch von der Hoffart der Industrie gesprochen, zu der unsere Zeit so große Versuchung hat,

und ich kann dieß Kapitel in wenigen Worten abmachen. Daß unsere Zeit dieser Versuchung theilweise erliegt, läßt sich nicht läugnen; aber deßwegen den Stab über die Industrie selber brechen zu wollen, ist purer Wahnwitz und Fanatismus. Es gibt unverständige Menschen, welche die Cholera sogar mit der Industrieausstellung in Verbindung bringen wollen, als wenn die Cholera nicht auch in Ländern aufträte, wo es keine Industrie gibt. Das beweist eben, daß der Unverstand die unsinnigste Combination macht; aber auf der andern Seite muß auch der größte Freund der Industrie gestehen, daß die Gefahr, die Industrie zum Götzen des Tages zu erheben, groß sei, und daß dieser Götzendienst wirklich von denen getrieben wird, welche glauben, daß die Industrie allein die Welt beglücken werde, und daß die Religion, d. h. Christenthum, Sonntagsfeier und Gebet vor ihr in den Hintergrund zu treten habe. Eine solche Anschauung ist eigentlich nichts anderes als Selbstvergötterung, d. h. der höchste Grad von Hochmuth. Der Mensch brüstet sich da seiner Erfindungen und Produkte, und sagt zu sich und zu seinen Zeitgenossen: Seht da die Werke unserer Hände; wir haben sie geschaffen und was wir schaffen, gibt Wohlstand und Segen; wir brauchen also weiter nichts, um glücklich zu werden und Reichthümer zu sammeln, als Fabriken, Maschinen und Eisenbahnen. Das ist der Hochmuth der Industrie, und wehe, wenn unsere Zeit sich von diesem Hochmuthe blenden läßt. Bald wird dann in Erfüllung gehen: Hochmuth kommt vor dem Fall. Gegen diesen Hochmuth schützt nur der Gedanke: die Industrie ist gut; aber sie ist nicht das eine Nothwendige, sie ist nur eine Zugabe, wie alles Irdische. Sie steht unter der Controle und weisen Leitung des Christenthums, und dann wird sie, wie alle irdische Arbeit, segenbringend sein.

Und so habe ich euch denn, Geliebte, gezeigt, wie sich das Wort des Herrn: Wer sich selbst erhöhet wird erniedrigt, in unserer Zeit bewahrheitet, wie zu aller Zeit die Hoffart des Unglaubens, des Irrglaubens, der falschen Wissenschaft und der Industrie zu Schanden wird, wie der Stolz, nach allen Richtungen hin, zu aller Zeit noch zu Schanden geworden ist. Und nun, mein Christ,

beherzige du dieses Grundgesetz des Christenthums, das sich im Ganzen und Großen ausprägt, für dich selbst, für deine eigene Seele! Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden; merke dir das! Du siehest diese Wahrheit in Erfüllung gehen am stolzen Pharisäer des Judenthums; sie erfüllt sich noch heute am stolzen Pharisäer des Christenthums. Nur Niemanden verachten, er mag in deinen Augen noch so tief stehen, denn du weißt nicht, wie du vor Gott stehst; du weißt nicht, wie tief du noch fallen und wie hoch Jener noch steigen kann. Der Herr hat es den Pharisäern ins Gesicht gesagt, daß die Zöllner und liederlichen Weibspersonen in den Himmel kommen würden, sie aber nicht; das war der grenzenlose Hochmuth, der sie verblendete, daß sie ihre Sündhaftigkeit nicht erkannten, also auch kein Verlangen nach Besserung und Erlösung hatten. Jeder wirke also mit Furcht und Zittern sein Heil, fern von dem stolzen Gedanken: Mir kann es nicht fehlen! Insbesondere, Geliebte, betheiligt euch nicht an den Hoffartssünden unserer Zeit! Möge Keiner unter meinen Zuhörern sein, der dem Unglauben huldigt, der sich heute zufällig in die Kirche verirrt und auf seinen Unglauben noch stolz ist! Möge Keiner sich etwas einbilden auf Meinungen und Ansichten, die von dem katholischen Glauben abweichen! Das wäre nur der Stolz des Irrthums. Möge Keiner unter euch sein, der einer unkatholischen wissenschaftlichen Richtung huldigt und gerade in dieser Abweichung seinen Stolz setzt! Es wäre dieß wieder nur eine Prahlerei des Irrthums. Endlich möge Jeder bei all seiner Arbeit, und wenn er noch so Großes und Tüchtiges zu Tage förderte, Gott dem Herrn danken, daß er ihm diese Talente verliehen und seine Bestrebungen segnet. Demuth ist die Grundlage des ganzen Christenlebens; Stolz der fressende Wurm alles Verdienstes; darum vergesset nie das Wort des Herrn: Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden. Dieses Wort ist noch immer in Erfüllung gegangen, es ist auch heute noch Ja und Amen.

Eine andere Predigt

auf den zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie andere Menschen, wie Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, wie auch dieser Zöllner; ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehent von Allem, was ich besitze." – Luk. 18, 11 und 12.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Der Mensch, der nach dem heutigen Evangelium im Tempel steht und da dem lieben Gott seine Tugenden vorzählt, macht einen sehr widerlichen Eindruck auf uns; er erscheint uns zum mindesten als ein sehr eckelhafter, widerwärtiger Mensch. Aber warum denn? Etwa deßwegen, daß er ein Verzeichniß seiner Tugenden aufrollt? Indeß, das kann doch nicht gefehlt sein? Oder soll man denn es gar nicht sagen dürfen, wenn man rechtschaffen lebt, wenn man Gutes gethan hat? Was müssen wir uns dann vom Apostel denken, der den Korinthiern in seinem zweiten Briefe sehr ausführlich seine Verdienste und apostolischen Arbeiten, so wie die außerordentlichen Gnaden, mit denen ihn Gott beglückte, auseinandersetzt und seine Arbeiten mit denen Anderer vergleicht? Hören wir ihn nur einmal selber! Wenn ein Anderer auf etwas pochen kann, schreibt er, so poch' ich auch. Sie sind Hebräer, ich auch; sie sind Israeliten, ich auch; sie sind Nachkommen Abrahams, ich auch; sie sind Diener Christi, ich noch mehr; mehr Mühseligkeiten habe ich erduldet, mehr Gefängnisse, Mißhandlungen über die Maßen, Todesgefahren häufig. Von den Juden habe ich fünfmal vierzig

Streiche, weniger einen bekommen. Dreimal bin ich mit Ruthen gestrichen, einmal gesteinigt worden, dreimal habe ich Schiffbruch gelitten, einen Tag und eine Nacht bin ich in der Meerestiefe gewesen, oft auf Reisen, in Gefahren auf Flüssen, in Gefahren vor Räubern, in Gefahren vor meinem Volke, in Gefahren vor den Heiden, in Gefahren in Städten, in Gefahren in der Wüste, in Gefahren auf dem Meere, in Gefahren vor den falschen Brüdern, in Mühseligkeit und Elend, in vielfältigen Nachtwachen, in Hunger und Durst, in vielem Fasten, in Kälte und Blöße, ohne jene Dinge, die noch außer dem sind; der tägliche Andrang zu mir, die Sorgfalt für alle Gemeinden .... Wenn es gerühmt sein muß, dann will ich auf die Gesichte und Offenbarungen des Herrn kommen. Ich kenne einen Menschen in Christo; vor vierzehn Jahren war derselbe entrückt bis in den dritten Himmel und hörte dort geheime Worte, die ein Mensch nicht aussprechen darf... Dieß und noch manches Andere, insbesondere, daß er mehr als Andere gearbeitet habe und daß er nicht erröthen dürfte, sich zu rühmen, zählt der Apostel den Korinthiern vor — und deßungeachtet widert uns dieß sein Selbstlob nicht an, während der Pharisäer einen widerwärtigen Eindruck auf uns macht. Wie kommt das? Geliebte, es macht sich hier wieder die Wahrheit des Sprüchwortes geltend: Wenn Zwei dasselbe thun, so ist es doch nicht dasselbe. Wir wissen nämlich recht gut, und die Korinthier wußten es auch, warum Paulus seine Verdienste aufzählte. Er sagt nämlich, bevor er sich zu rühmen anfängt, daß der Selbstruhm eine Thorheit ist, und darum ruft er ihnen zu: Möchtet ihr ein wenig meine Thorheit ertragen! Ja, ertraget mich; denn ich suche mich nur geltend zu machen, um euch rein vor den Verführungen der Irrlehre zu bewahren, welche ich eurer Wankelmüthigkeit wegen zu fürchten Ursache habe. Noch einmal bitte ich euch, mit meinem thörichten Selbstruhm Nachsicht zu haben. Es rühmen sich ja auch Andere und ihr ertraget sie, obwohl sie euch auf alle Weise beeinträchtigen und sie nichts vor mir voraus haben, indem ich alle Arten von Leiden um Christi willen ertrage. Um mein Ansehen bei euch zu stützen, muß ich thörichtes Selbstlob mir reden. — Es ist dieß

also ein Selbstlob, das kein Mensch dem Apostel Paulus verübeln kann, zumal er noch hinzufügt: nicht der sich selbst lobt, ist bewährt, sondern der, welcher Gott lobt. Wer sich aber rühmt, der rühme sich im Herrn; denn wenn wir auch Alles gethan haben, so sind wir unnütze Knechte.

Wie so ganz hievon verschieden ist das Selbstlob und Rühmen des Pharisäers! Er kann seine guten Werke und Vorzüge nicht aufzählen, ohne dabei einen gehässigen Seitenblick auf den Zöllner zu werfen, wie es denn überhaupt Pharisäermanier war, sich selber für gerecht zu halten und dabei Andere zu verachten. Gerade das ist aber der eckelhafteste Hochmuth und diesem galt die Parabel, so wie ihre bedeutungsvollen Schlußworte: Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

Dieses Pharisäergeschlecht ist aber nicht ausgestorben und dieser widrige Stolz, der mit Verachtung Anderer Hand in Hand geht, thront in tausend Pharisäerherzen, und darum ist es gut, wenn wir ihn nach allen Seiten hin kennen lernen. Ich zergliedere deßhalb heute

die verschiedenen Gattungen dieses eckelhaften Hochmuthes.

Ich beginne u. s. w.

Es ist bezeichnend, daß der Teufel, dieser Geist des Hochmuthes, zur Verführung unserer Stammeltern sich nicht eines Löwen, eines Pferdes oder sonst eines stolzen Raubthieres bediente, als eines Werkzeuges, um dem nichts Schlimmes ahnenden Menschenpaare beizukommen, sondern einer Schlange. Wie mochte der stolze Geist sich dieses Thier wählen? Wollte er gerade ein schlaues Thier nehmen, so wäre der Fuchs gewiß sehr geeignet gewesen; allein abgesehen davon, daß die Schlange im Urzustande noch schlauer und klüger gewesen sein muß, als der Fuchs, weil es ausdrücklich heißt: „Die Schlange aber war listiger, als alle Thiere der Erde, die Gott gemacht hatte; stellt die Schlange durch ihre Windungen und durch ihr Schillern in allen Farben ungleich

mehr die verschiedenen und verborgenen Arten des Stolzes dar, als irgend ein anderes Thier dieß vermöchte, und so hat es die göttliche Weisheit zugelassen, daß zur größeren Warnung des Menschengeschlechtes gerade die oft so demüthig scheinende in allen Farben schillernde Schlange das Werkzeug des stolzen Geistes werden sollte. Und in der That, Geliebte, nichts ist oft listiger, als der Stolz, und nichts entzieht sich dem Blicke leichter, als er. Er tritt im Gewande der größten Demuth auf und so kommt es, daß der stolzeste Mensch sich überredet, demüthig zu sein. Lernen wir darum die verschiedenen Gattungen des Hochmuthes ein wenig kennen, wir werden dann sehen, daß der Stolz immer eckelhaft ist, wie die Schlange ein eckelhaftes, Widerwillen und Abscheu einflößendes Thier ist.

Man unterscheidet gewöhnlich folgende fünf Gattungen des Stolzes: Vermessenheit, Herrschsucht, eitle Ehre, Großsprecherei und Ruhmrednerei, endlich Gleißnerei oder geistliche Hoffart.

Was ist nun Vermessenheit? Vermessenheit ist es, wenn man sich selbst für heilig und vollkommen hält, Andere aber für Bösewichter ansieht und sie verachtet. Solche vermessene Hoffart hatte der Pharisäer im Tempel, indem er betete: Herr ich danke dir, daß ich nicht bin wie andere Menschen, Räuber, Ungerechte und Ehebrecher, wie auch dieser Zöllner da. Ob wohl dieser Mann eine Ahnung davon hatte, wie unaussprechlich widerlich und eckelhaft sein Gebet war? Ob er wohl daran dachte, daß er ein von Hochmuth aufgeblasenes Gebet Gott darbrachte? Es scheint nicht; denn die Hoffart macht blind, und deßhalb zweifelte er nicht im mindesten, daß er reich an Tugenden sei und daran dachte er auch nicht, daß er eigentlich sich selber lobte und sich die Ehre gab, statt Gott. Bei diesem Bewußtsein der eigenen Vortrefflichkeit verstand es sich auch für ihn von selbst, daß er Andere geringschätzig ansehen und den sündhaften Zöllner geradezu verachten durfte. Gewiß meinte dieser Pharisäer, ein treffliches Gebet zu verrichten und mit hoher Befriedigung mag er aus dem Tempel gegangen sein. Was würde der fromme Mann gesagt haben, wenn

sich Jemand Zweifel an seiner Vortrefflichkeit und Gerechtigkeit zu äußern erlaubt hätte? Würde er nicht im hohen Grade sich beleidigt gefühlt haben? Das ist die verborgene Hoffart und diese ist um so gefährlicher, je frömmer man zu sein glaubt und um so eckelhafter, je mehr diese Seelenpest in einem Menschen um sich greift. Mit Flammenschrift warnen die heiligen Väter vor diesem verborgenen eckelhaften Hochmuth und sie schildern uns ihn deßhalb in sehr markirten Zügen. Ich will euch nur das vortragen, was der h. Johannes vom Kreuze von den wenig gekannten Fehlern und Unvollkommenheiten, welche auch redliche Anfänger im Guten sowohl noch durch Hoffart als durch die übrigen Hauptsünden auf eine ganz feine Weise begehen, aus tiefer Erfahrung im göttlichen Lichte und geistlichen Leben lehrt.

„Göttliche und heilige Dinge“, sagt er, beugen zwar an sich den Geist zur Demuth; weil aber Anfänger bemerken, daß sie in geistlichen Dingen und andächtigen Uebungen sehr eifrig und sorgfältig sind, so erwächst ihnen oft wegen ihrer Unvollkommenheit aus dem so glücklichen Erfolge ein gewisses Zweiglein der verborgenen Hoffart. Die Folge davon ist, daß sie ein Wohlgefallen an ihrem Werke schöpfen und anfangen sich selbst zu genügen. Daraus entspringt in ihnen ein gewisser Kitzel, oder die sehr eitle Neigung, in Gegenwart Anderer von geistlichen Dingen vorschnell zu sprechen. Ja, es macht ihnen manchmal mehr Lust, geistliche Dinge zu lehren als zu lernen. Dabei richten und verurtheilen sie Andere in ihrem Herzen, weil sie an ihnen die erwünschte Andachtsweise nicht bemerken. Oft läuft auch ihr Mund von dem, was sie denken, über und werden so jenem Pharisäer gleich, der Gott zu preisen vorgab, aber eigentlich sich der Werke rühmte, die er verrichtete, und den Andern verachtete. Der hinterlistige Teufel vermehrt oft den Eifer solcher Leute, und treibt sie zu jenen oder ähnlichen Dingen recht stark an, damit so Hochmuth und Anmaßung immer mehr in ihnen heranwachse. Der Arge weiß sehr gut, daß ihnen alle Werke und Tugenden, die sie ausüben, zu nichts nützen, sondern vielmehr sich in lauter Laster verkehren. Einige versinken so tief in vermessenen Aberwitz, daß sie am liebsten Niemanden

als sich selbst fromm sehen möchten. Daher tadeln sie auch mit Worten und mit Handlungen die übrigen bei jeder Gelegenheit und schneiden ihnen die Ehre ab. Im fremden Auge erblicken sie den Splitter; den Balken im eigenen Auge aber sehen sie nie. Sie durchseihen eine fremde Mücke, verschlucken aber das eigene Kameel.“

„Wenn die geistlichen Lehrer, ihre Beichtväter oder Vorsteher, zuweilen ihren Geist oder ihre Lebensweise mißbilligen: so erzeugt das Verlangen, daß Jedermann ihre Eigenheiten hochachte und lobe, bei ihnen den Schluß, man verstehe ihren Geist nicht, oder ihre Lehrer selbst seien keine Geistesmänner, weil sie ihnen nicht beistimmen und sich nicht nach ihnen fügen. Deßwegen regt sich in ihnen unverzüglich der Wunsch, Einen zu finden, der wie sie gesinnt wäre und dem sie ihr Inneres eröffnen könnten; denn gewöhnlich verlangen sie von ihren Geistesangelegenheiten mit Solchen zu verhandeln, die, wie sie voraussetzen, auf ihre Erfahrungen großen Werth legen und sie loben. Aber vor denen, die ihre angenommenen Eigenheiten für nichts achten, um sie auf die richtige und sichere Bahn zurückzuführen, schaudern sie, wie vor dem Tode selbst, ja nähren zuweilen einen förmlichen Haß gegen sie. Dagegen trauen sie sich selbst gar zu viel zu, nehmen sich gewöhnlich Vieles vor, leisten aber in der That wenig. Manchmal nähren sie auch heftig den Wunsch, Andere möchten doch ihren Geist und ihre Andacht erkennen; deßwegen tragen sie — als geschehe es unwillkürlich — verschiedene äußere Bewegungen zur Schau, seufzen und zieren sich ungemein. Hin und wieder leiden sie auch, nicht insgeheim, sondern öffentlich, gewisse Verzuckungen, wozu ihnen der Teufel getreulich hilft; denn es ist ihm angenehm, wenn das, was seine Betrogenen so heftig begehren, von andern Leuten bemerkt wird. Sehr viele bewerben sich eifrig, mit ihren Beichtvätern auf einen freundschaftlichen und vertrauten Fuß zu kommen; sie beneiden Andere, von denen sie vermuthen, daß sie vielleicht auch Etwas gelten möchten und beunruhigen sich sonst noch wegen anderen Rücksichten. Um bei ihren Beichtvätern ja nichts von Hochachtung zu verlieren, scheuen sie sich, ihre Sünden klar und unumwunden

zu eröffnen; sie beschönigen daher ihre Fehler auf alle mögliche Weise und schmücken sie mit verschiedenen Farben aus, damit sie nicht gar zu schlimm erscheinen. Ihre Anklagen sind also eigentlich nur Entschuldigungen. Wenn sie es recht arg gemacht haben, suchen sie einen andern Beichtvater auf, damit der vorige nicht die günstige Meinung von ihnen aufgebe, sondern sie für gründlich und allgemein fromm halte. Dagegen reden sie immer am liebsten von ihren guten Seiten und bedienen sich solcher Worte, die der Vermuthung Raum geben, sie hätten noch mehr Gutes im Hinterhalt. Wenigstens verlangen sie, daß bei ihnen Alles den Schein des Vollkommenen trage."

So der h. Johannes vom Kreuze. Daraus erseht ihr, Geliebte, wie fein der Hochmuthsteufel seine Netze spinnt und wie oft Seelen darin gefangen sind, die wahrhaftig nicht daran denken. Ihr ersehet aber auch, wie eckelhaft so ein Hochmuth ist, weil beständig neben dem Selbstlob, der Selbstbeschönigung und Selbsterhebung die Verachtung Anderer zur Seite geht.

Eine andere Gattung des Stolzes ist die Ehr- und Herrschsucht. Es ist die unordentliche Begierde und das Jagen nach Stellen, Aemtern und Ehren, ohne daß man dabei auf die Erlaubtheit der Mittel oder auf die eigene Befähigung und Würdigkeit Rücksicht nimmt. Solch einem hochfahrenden Menschen ist kein Mittel zu schlecht, wenn es nur zum Ziele führt. Natürlich ist hievon ganz verschieden die Sehnsucht, endlich einmal eine Anstellung, oder eine Beförderung, oder ein besseres Amt zu erlangen, nachdem man das Seine redlich gethan und alle nöthigen Bedingungen erfüllt hat. Aber eckelhaft ist es, die Stellenjäger wahrzunehmen, und ihre Hast und ihr Treiben, wie sie ihre Mitbewerber oder ihren Vormann verdächtigen, zu stürzen suchen, um auf den Trümmern seiner Ehre und seines Glückes sich recht hoch erheben zu können; eckelhaft ist es, es zu sehen, welche niedrige Pfiffe und Kunstgriffe, und welche unsaubere Mittelchen angewendet werden, um nur das Ziel des Ehrgeizes und seiner Herrschsucht zu erreichen. Solch eine Hoffart, wie sie in der Ehre und Herrschsucht zu Tage tritt, hat zwei Seiten, von denen aber keine

eine Lichtseite ist. Entweder ist es die entsetzliche und schreckliche Großartigkeit, deren wir ansichtig werden, wenn wir wahrnehmen, daß der Ehr- und Herrschsüchtige das Leben von Tausenden auf's Spiel setzt, und sie seinem Götzen opfert, oder es ist die eckelhafte Gemeinheit in Ausbeutung der niedrigsten Mittel und Anwendung der gemeinsten Intriguen, die namentlich bei Stellenjägereien in Vorschein kommt. Wie viele Millionen Menschen hat der Ehrgeiz der Eroberer von Nabuchodonosor an bis auf Napoleon den Großen herab dem Tode geweiht! Wer zählt die Opfer, die bei gewaltsamem Thronwechsel, bei Revolutionen und Verschwörungen gefallen sind — und welch großen Antheil an solchen Katastrophen hat nicht von jeher die Ehrsucht und Herrschsucht gehabt! Ließ nicht jener stolze Abimelech, der sich zum Könige aufwarf, seine 70 Brüder ermorden und die Stadt Sichem sammt ihren Einwohnern vernichten? Wie viele Menschen opferte Absalon seiner Herrschsucht und wie viele unschuldige Kinder Herodes! Nach dem Tode des Longobardenkönigs Kunibert trachteten viele unter den longobardischen Fürsten nach der Krone und die Folge ihres Ehrgeizes war, daß sich viele untereinander tödteten, daß man Einigen die Augen ausstach und ihren Frauen, die bald Königinnen zu werden sich brüsteten, Nase und Ohren abschnitt. So konnte es die hoffärtige Kaiserin Irene nicht ertragen, daß ihr Sohn Konstantin ihr die Zügel der Regierung entrissen und sie zum Privatleben verurtheilt hatte. Durch Schmeicheleien wußte sie sich wieder einige Theilnahme an den Regierungsgeschäften zu verschaffen. Aus Furcht, sie möchte abermals abgesetzt werden, zettelte sie eine Verschwörung gegen ihren eigenen Sohn an. Man ergriff den Kaiser, stach ihm die Augen aus und mißhandelte ihn so, daß er bald starb. Nun regierte die herrschsüchtige Mutter allein, bis sie selbst durch eine Verschwörung den Thron verlor und dann in Verbannung starb. So grausam macht der Stolz und so eckelhaft dieses Laster ist, so gräßlich tritt es mitunter auch auf.

Man würde aber sehr irren, wenn man wähnte, bloß unter den Großen dieser Erde komme diese Gattung Stolz vor und dann etwa nur bei denen, die in Staats- oder Kirchendienste treten.

Nein, dieser Stolz kommt vor in den niedrigsten Schichten des Volkes; denn es trachtet der Arme nach irdischer Größe und Reichthum, der Dienstbote möchte dem Herrn gleich sein und ihn gar gern meistern; wer einiges Vermögen, einige Macht besitzt, möchte immer größere Gewalt und Schätze erlangen u. s. w., und daß auch in den untern Schichten der Gesellschaft diese Art Hoffart vor keinem Mittel zurückschreckt, davon liefern unsere Schwurgerichtssitzungen Zeugnisse in Fülle.

Die dritte Gattung Stolz ist die eitle Ehre oder Lobsucht, die darin besteht, daß man Alles aufbietet, um das Lob der Menschen zu erlangen. Man thut Alles, müht sich Tag und Nacht, ist splendid gegen Reiche, freigebig gegen Arme, und lediglich um gelobt zu werden. Auch diese Gattung Stolz ist verächtlich und eckelhaft zugleich; denn es sind wahrhaft erbärmliche Motive, die der Handlungsweise eines solchen Menschen zu Grunde liegen. Solche Leute waren die Pharisäer, die alle ihre guten Werke thaten, um von den Menschen gesehen zu werden. Hierher gehört auch die Kleiderhoffart oder Eitelkeit, d. h. das Streben, sich schön zu kleiden, um bewundert und gelobt zu werden. Es wäre aber große Parteilichkeit, wenn man behaupten wollte, daß die Kleiderhoffart etwa ausschließlich beim weiblichen Geschlechte zu finden wäre; nein, die Männerwelt hat ihre großen Gecken und duftenden Zierbengel, die eckelhaftesten Modejäger, die sich nur gedenken lassen. Ob diese immer mehr überhandnehmende Ziererei und weibische Eitelkeit eine Zierde der Männerwelt sei, das ist eine Frage, die sich schwerlich zu ihren Gunsten beantworten läßt.

Die vierte Gattung Stolz ist die Großsprecherei und Prahlerei, die darin besteht, daß man sich selbst lobt und mit seinen wirklichen oder geträumten geistigen oder materiellen Vorzügen und Gütern ungemein wichtig und windig thut, mit vornehmer Miene und dem Blicke der Verachtung auf Andere hinsieht, bei jeder Gelegenheit seine Weisheit auskramt, sich überall in den Vordergrund drängt, das alleinige Wort in Gesellschaften führen will, über Alles abspricht und nur sein Urtheil als das richtige und maßgebende hinstellt. Dieser Hochmuth tritt in verschiedener

Weise zu Tage, bald als Hochmuth der Gelehrten oder als Großsprecherei und Phrasenmacherei der Halbgebildeten, bald als Naseweisheit vorlauter Buben, bald als hochmüthiges Pochen auf Geld, Schönheit, Geburt, körperliche Kraft und Gewandtheit und dgl. Hieher gehört auch der sogenannte dumme Stolz, der sich besser fühlen als beschreiben läßt und den man an seiner besonderen Eckelhaftigkeit erkennt. Es gibt dann aber noch Menschen, die sich nicht bloß ihrer wirklichen oder eingebildeten Vorzüge rühmen, sondern auch noch ihrer Schlechtigkeiten, Schandthaten und liederlichen Streiche, ihrer Schulden und Schande. In der That, man muß es schon weit gebracht haben, wenn man sich einmal seiner Verbrechen und Laster wegen rühmt; allein es gibt solche Leute. Niemand wird aber behaupten wollen, daß die Prahlerei dieser Menschen besonders anziehend wäre.

Die fünfte Gattung von Hochmuth endlich, die schlimmste unter Allen, ist die Gleißnerei oder der geistliche Stolz, der darin besteht, daß man unter dem Scheine der Frömmigkeit die größten Unordnungen und unter dem Schein der Demuth den größten Stolz verbirgt. Von dieser Gleißnerei entwirft uns der Heiland eine sehr lebendige Schilderung; denn die Pharisäer waren vollendete Muster. Sie geben, sagt der Herr, sehr gewissenhaft und von dem Geringsten den Zehent, indeß sie die Wittwen und Waisen unterdrücken und sich ihrer Habe bemächtigen. Sie seihen die Mücken und schlucken das Kameel, d. h. sie scheinen in geringen Sachen sehr genau zu sein, indeß sie das Gesetz in den wichtigsten Dingen übertreten. Sie halten sorgfältig das Aeußere des Bechers sauber, das Inwendige aber lassen sie schmutzig und garstig, d. i., sie vergessen nichts, um in ihrem Aeußeren ordentlich zu erscheinen, indeß ihr Gewissen mit Lastern und Bosheiten beladen ist. Sie sind übertünchte Gräber. Wie diese von Außen schön anzusehen, inwendig aber voll Fäulniß sind, so erscheinen die Gleißner vor den Augen der Menschen als Heilige, in ihrer Seele aber sind sie höchst verdorben und vor den Augen Gottes häßlich. Von der geistlichen Hoffart wird uns im Leben des h. Abtes Serapion folgender Fall erzählt: Als einmal Abt Serapion sich mit sämmt-

lichen Vätern und Brüdern zu Tische gesetzt hatte, trat ein fremder Bruder, den er zu Gast gebeten hatte, herein und rief: Ich bin der größte aller Sünder! Ich bin nicht würdig, mit euch zu Tische zu sitzen; ich bin der Luft nicht werth, die ich einathme. Und mit diesen Worten setzte er sich inmitte des Saales auf den Boden. Aufrichtige Demuth, sprach Abt Serapion, ist allerdings sehr schön und lobenswerth; geh' aber für jetzt nur auf deine Zelle und unterlaß in Zukunft derlei absonderliche Dinge! Da verfinsterte sich das Angesicht des Bruders und er bemühte sich vergebens, seinen Zorn und Unwillen zu verbergen. O mein Sohn, sprach Serapion, wo ist jetzt deine Demuth? So tief ist also die Eitelkeit in dem verdorbenen Herzen der Menschen gewurzelt, daß sie sogar in der Demuth eitles Lob suchen. Wie gefährlich erweist sich doch dieser Stolz, diese Eitelkeit! Andere Laster kriechen bloß auf der Erde; diese aber schleichen, wie einst die Schlange in das Paradies, sich sogar in den Himmel unserer guten Werke und suchen sie zu vergiften.

Aus dem bisher Gesagten, Geliebte, mögt ihr schon entnehmen, daß die Hoffart in gar verschiedenem Kostüme auf der Bühne dieses Lebens auftritt, bald feiner, bald gröber, ja daß sie sich sogar in das Gewand der Demuth zu hüllen weiß. Man kann sich demnach vor dieser Sünde nicht genug in Acht nehmen. Und doch soll und muß es sein; denn den Hoffärtigen widersteht Gott und nur den Demüthigen gibt er seine Gnade. Doch nein, ich will heute nicht einmal diesen und andere Gründe geltend machen, die ich als die am schwersten wiegend bezeichnen könnte. Ich will heute gar nichts davon sagen, welche traurigen Folgen die Hoffart nach sich zieht, indem sie viele andere Sünden im Gefolge hat und deßhalb Gottes Mißfallen und viele und große Strafen erwirkt. Nein, nur auf einen Punkt habe ich in der heutigen Predigt fortwährend eure Aufmerksamkeit gerichtet: welch ein widerliches und eckelhaftes Laster nämlich der Stolz ist. Es mag uns der Stolz in was immer für einer Gestalt entgegentreten, und es mag Jemand noch so viel Verstand, Kenntnisse, Schönheit, Geld und Stärke besitzen — dieses Pochen, dieses Großthun und Prahlen

ist und bleibt immer eckelhaft. Am eckelhaftesten aber ist und bleibt der Stolz im gleißnerischen Gewande der falschen Demuth. Darum fliehet den Stolz! Wer aber durchaus glaubt, sich rühmen zu dürfen und zu sollen, der rühme sich wie der Apostel Paulus, aber nicht wie der Pharisäer im Tempel. Hat er mehr gearbeitet als Andere, so sage er: Wenn ich auch Alles gethan habe, so bin ich doch ein unnützer Knecht. Ja, noch mehr, wer gerade meint, er müsse stolz sein, dem will ich eine Sorte Stolz verrathen, die er liebgewinnen darf, ja soll; denn, wohlgemerkt, es gibt auch einen heiligen Stolz, sagt der große St. Augustin, wie es eine verwerfliche Demuth gibt. In diesem h. Stolze, der dir die ganze Hoheit deiner Würde als Mensch und Christ zum Bewußtsein bringt, mußt du Alles verachten und Deiner nicht würdig finden, was deine Würde als Mensch und Christ schänden könnte, mußt erhaben dastehen über der Gemeinheit des Lebens und dich nicht mit ihr beflecken. Das, mein Christ, ist ein heiliger Stolz, ein Stolz, wobei man nur die Sünde, aber nicht den Sünder verachtet, und diesem heiligen Stolze widersteht Gott nicht, sondern er macht dich vielmehr des göttlichen Wohlgefallens würdig. Amen.

Predigt

auf den eilften Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Und er nahm ihn vom Volke abseits, legte seine Finger in dessen Ohren und berührte dessen Zunge mit Speichel, sah gegen Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: Ephphata! Das ist: Oeffne dich!“ Mark. 7, 33 und 34.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Es ist auffallend, daß der Herr sich so viel zu schaffen machte mit der Heilung des Taubstummen. Warum denn dieses Beiseitenehmen, wozu denn die Finger in die Ohren legen, warum denn die Zunge mit Speichel bestreichen, warum aufseufzen und dann rufen: Oeffne dich! Wozu solche Umständlichkeit und zeremonielles Wesen? War etwa die Krankheit so hartnäckig, daß er all dieser Präliminarien bedurfte, um das Uebel zu heben? O gewiß nicht; wir wissen ja aus dem Evangelium, daß der Herr gar nicht nothwendig hatte, den Kranken zu sehen, um ihn gesund zu machen, daß er weiter nichts nöthig hatte, als nur zu wollen, und der Kranke war gesund. Es muß also schon ein anderer Grund dieser Heilmethode, die wir heute wahrnehmen, zu Grunde liegen, zumal wir aus dem Evangelium entnehmen, daß der Herr sehr häufig sich dieser Heilmethode bediente. Gewöhnlich legte der Herr den Kranken die Hände auf und machte sie so gesund, daher verlangten auch jene, die den Taubstummen brachten, er möchte ihm die Hände auflegen; allein der Herr thut das nicht; er legt dem

Taubstummen nicht die Hände auf, sondern nimmt ein anderes Ceremoniell mit ihm vor. Den Blindgebornen heilte er, indem er auf die Erde spie, einen Teig aus Erde und Speichel machte und zweimal die Hände auf dessen Augen legte. Ueber einen Aussätzigen streckte er die Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei rein; und dann hieß er ihn sich den Priestern zeigen und das von Moses verordnete Opfer darbringen. Kein Mensch, der Jesum für den Sohn Gottes hält, wird nun glauben, daß diese Ceremonien, oder wenn ich so sagen soll, diese Vorarbeiten, nothwendig waren, um die wunderbaren Heilungen vornehmen zu können; aber eben so wenig wird auch Jemand behaupten wollen, daß der Herr nicht seine besondere Absicht gehabt habe, als er gerade so und nicht anders viele seiner Wunderkuren verrichtete. Ohne Zweifel sollte die Art und Weise, wie er den Taubstummen heilte, eine Lehre enthalten für den Taubstummen, für das umstehende Volk und dann für die Christenheit, also auch für uns. Diese Lehre muß sich fürs Erste auf den speziellen Fall der Heilung des Taubstummen beziehen, dann aber gewiß auch noch eine allgemeine sein. Von diesen zwei Gesichtspunkten aus laßt uns denn heute die Heilmethode des Herrn würdigen und zu diesem Ende folgende zwei Fragen beantworten:

Warum heilte der Herr den Taubstummen gerade auf diese Weise? I.;
Warum bediente sich der Herr solcher Ceremonien überhaupt sehr oft? II.

Ich beginne u. s. w.

I.

Warum, so fragen wir uns erstens, nahm Jesus den Taubstummen beiseits? Ohne Zweifel geschah dieß darum, damit dieser Taubstumme seine ganze Aufmerksamkeit allein und ungetheilt auf ihn, seinen Helfer, richten möchte. Gewiß geschah dieß Beiseitenehmen mit dem Ausdrucke der höchsten Freundlichkeit und des zärtlichsten Wohlwollens, damit dieser Unglückliche ein herzliches

Vertrauen zu ihm fassen und versehen möchte. Wer bewundert hier nicht die Liebe und Freundlichkeit des Herrn gegen diesen armen Menschen? Aber der Heiland ist dieselbe Liebe und Freundlichkeit auch heute noch. Wie er diesen Menschen vom Volke abseits nahm, so ist stets und allenthalben Jeder ein ganz besonderer Gegenstand seiner gnädigen Fürsorge und der allerspeziellsten Führung; ohne ihn fällt kein Haar von unserm Haupte, er hat sie alle auf unserm Haupte gezählt. Durch die Stimme des Gewissens, durch Freud und Leid, durch die Erfahrungen, die Jeder für sich macht — dadurch nimmt der Herr noch jetzt Jeden ganz besonders beiseite, um ihn an sein Herz zu ziehen. Und das eben zeigt die Vorsehung in all ihrer Herrlichkeit, daß, wie das Große und Ganze, so auch das Kleine und Einzelne Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit ist. Was uns der Herr zweitens lehren will durch dieses Beiseitenehmen, ist die wichtige Wahrheit, daß, wenn wir unter der Tyrannei der Sünde leben und verlangen, daß Gott uns davon befreie, es nöthig sei, daß er uns bei Seite nehme, in die Einsamkeit führe, um uns zum Herzen zu reden, wie schon der Prophet Oseas*) sagt: Der Herr will der Seele etwas ins Ohr sagen, das kann nicht im Getümmel geschehen, er will sie daher herausnehmen, bei Seite rufen. Fordern oder behaupten wollen, man könne im Lärm und Tumult, wo wir nicht einmal uns selbst hören können, die Stimme Gottes hören, ist unmöglich. Das Zurückziehen in sich ist also der erste Schritt, den man thun muß, wenn man den Weg der Bosheit verlassen will; man muß sich seiner selbst entschlagen, sich von weltlichen Geschäften, von strafbaren Vergnügungen und irdischen Händeln mit Gewalt losreißen und wenigstens einige Zeit lang an einen einsamen Ort begeben, wo man über sich selbst nachdenken kann; denn in der Welt, sagt der h. Gregor, ergießt sich der Geist des Menschen wie ein Strom, weil er durch keinen Damm zurückgehalten wird, während er in der Einsamkeit gesammelt und einge-

*) 2. 14.

schränkt sich bis zum Himmel emporschwingt.*) Drittens wollte uns durch dieses Beiseitenehmen des Taubstummen der Herr noch lehren, daß wir gute Werke, die uns Lob und Hochachtung der Menschen eintragen können, wenn es nicht die Erbauung des Nebenmenschen fordert, allezeit im Geheimen und in der Stille ausüben sollen, um die eitle Ehre zu vermeiden. Den Augen der Menschen ausweichen, und nur die Augen Gottes allein suchen, ist das sicherste Mittel, die Frucht guter Handlungen nicht zu verlieren, sondern vielmehr eine desto reichlichere Belohnung zu erlangen. Der Heiland hätte auch gern Alles im Verborgenen gethan, wenn es ihm nicht darum hätte zu thun sein müssen, daß die Leute die Herrlichkeit Gottes sehen und glauben möchten. Die labende Quelle sprudelt gern im Dunkel des umschattenden Gebüsches aus der Erde, der erquickende Thau des Himmels fällt in der Stille der Nacht und der fromme Beter sucht für seine Andacht am liebsten die Einsamkeit. Je reiner eine Sache, desto stiller und demüthiger. Je gottinniger ein Gedanke, eine Empfindung, ein Vorhaben, ein Werk, desto weniger sucht er die Oeffentlichkeit und desto mehr scheut er die Augen derer, die unvermögend sind, es zu fassen. Es gibt Gefühle und Thaten, die sich durch die Begaffung roher Menschen verunehrt fühlen. Wer weiß, ob nicht in eben diesem Augenblicke Viele in der Mitte des Volkes standen, die nur ein Schaustück des Wundermannes von Nazareth zu sehen wünschten und einen Gegenstand für ihre Bekrittelung und ihren Unglauben? Sei dem aber wie ihm wolle, das ist gewiß, daß der Herr seine ganz besondere Absicht hatte, als er den Taubstummen aus der Volksmenge heraus und bei Seite nahm, und daß er dem Taubstummen und uns dadurch eine Lehre geben wollte. Den Taubstummen wollte er zutraulich machen, ihm Vertrauen einflößen; uns aber wollte er ganz gewiß dadurch andeuten, daß, wenn er mit uns reden will, dieß nicht im Lärmen der Welt, sondern nur in der Zurückgezogenheit von der Welt geschehen könne.

---

*) Pastoral. p. 5. admin. 21.

Seht, Geliebte, so lehrreich ist schon dieser erste einfache Umstand, daß der Herr den Taubstummen bei Seite nahm.

Nachdem der Herr den Taubstummen bei Seite genommen hatte, legte er erstens seine Finger in dessen Ohren. Dieß that er ohne Zweifel, um dem Taubstummen anzudeuten und die Hoffnung in ihm zu erwecken, hier solle ihm geholfen werden, und zu demselben Zwecke berührte er auch seine Zunge mit Speichel. Bei diesem Unglücklichen waren alle Handlungen Jesu offenbar darauf berechnet, ihn zum Bewußtsein dessen zu bringen, was mit ihm vorgehen sollte, um seinen Glauben anzuregen, was durchs Wort nicht möglich war. Man hat da herausbringen wollen, als hätte unser Herr verschiedene Geheimmittel gewußt, deren er sich bei seinen Kuren bedient habe und darum dieses Berühren der Ohren und der Zunge; allein wir müssen eine solche Behauptung, die den Herrn zu einem gewöhnlichen Arzte macht, der höchstens noch im Besitz von einigen Geheimmitteln ist, als mit der Würde des Herrn unverträglich, zurückweisen; dieses Anhalten des Fingers an das Ohr und die Zunge und die Berührung mit Speichel sind, wie die Handauflegung, das die geistige Kraft leitende Medium gewesen; Jesus gebraucht kein außer seiner Persönlichkeit liegendes Mittel; alle Heilkraft ruht in ihm selbst, diese theilt er nach bestimmten Gesetzen mit, die wir indeß nur ahnen können, aber von seiner Weisheit voraussetzen müssen. Bald heilt der Herr unmittelbar durch ein bloßes Wollen, bald unter Anwendung von Berührungen, Händeauflegen u. dgl. Wie bedeutsam sind die Zeichen, deren er sich bei der Heilung dieses Taubstummen bedient! Sieh', er legt seine Finger in das Ohr des Taubstummen, — jenen Finger, der allen Dingen ihre Bahn weist, auf dem das Universum ruht, der Alles mit Allmacht regiert. Die Finger Gottes in den Ohren dieses Menschen, sagt Beda der Ehrwürdige, sind die Gaben des h. Geistes, durch welche er die Herzen vorbereitet, die in der Unwissenheit aller Wahrheit sind, damit sie die Wissenschaft des Heiles erlernen. Daher, wenn wir sehen, daß diese oder jene Sünder, welche stets gegen die Stimme Gottes taub gewesen, auf einmal die Ohren eröffnen und dem gött-

lichen Gnadenrufe Folge leisten, so haben wir darin den Finger Gottes zu erkennen; denn durch den Finger Gottes werden die Teufel ausgetrieben, und das Reich Gottes kommt zu uns, wie Jesus selbst uns versichert. Die Finger Gottes in die Ohren legen, heißt also durch die Gaben des h. Geistes den Sinn des Tauben zum Gehorsam öffnen. Darauf benetzte Jesus mit seinem Speichel die Zunge. Der Speichel ist, wie die Väter der Kirche sagen, ein Sinnbild der Weisheit; diese muß uns die Zunge lösen, damit wir unsere Sünden bekennen können und uns antreiben, Gott um Verzeihung zu bitten.

Dieser Finger Jesu, Geliebte, dieses Berühren der Ohren und der Zunge ist auch uns sehr nothwendig. Fehlt es uns an der Zunge, daß sie nicht redet oder auch viel Unnützes und Böses spricht: so haben wir wohl den Finger Jesu vonnöthen, daß er sie berühre, reinige, heile, auf daß wir recht reden, wie wir als Christen sollen, und schweigen lernen, wo wir schweigen sollen. Fehlt es uns am Gehör, daß wir nicht gern und fleißig hören was uns zum Frieden, zum Heile dient, sondern lieber das, was uns zerstreut, stört, oder uns und Andern Schaden bringt, so ergreifen wir im Glauben den Finger Jesu und bitten ihn, daß er unsere Ohren berühre, auf daß wir sie abwenden und verstopfen vor dem was verunreinigt, und dagegen offene Ohren haben, für Gottes Wort und des h. Geistes Stimme, für den Hülferuf der Armen und Nothleidenden, der Bittenden und Weinenden, für Alles, was wir hören und verstehen, thun und lassen sollen. Es kostet Jesu nicht viel, zu helfen: er darf ja nur den Finger rühren, so ist geholfen. Sein Finger erreicht uns noch; wir können ihn heute noch so nahe haben; er ist nicht fern von einem Jeden aus uns, in ihm leben, bewegen wir uns und sind wir. Warum also nehmen wir zu dem Finger seiner Macht unsere Zuflucht? Was der Herr an jenem Taubstummen gethan hat, das geschah wahrlich nicht umsonst; der Finger seiner Heilkraft ist auch uns vonnöthen, schon vom ersten Augenblick unsers irdischen Daseins, und darum werden in der h. Taufe die nämlichen Ceremonien mit uns vorgenommen, die unser Herr mit dem Taubstummen vorgenommen hat.

Der heil. Text sagt dann weiter: Jesus sah gen Himmel auf und sprach zu ihm: Ephpheta, das ist, thu' dich auf! — Ein neuer bemerkenswerther Umstand, der uns mit Grund behaupten läßt, der Heiland habe etwas Anderes beabsichtigt, da er dieß Wunder gewirkt, als bloß den Taubstummen gesund zu machen, wenn wir Alles umständlich erwägen, was er zu dessen Heilung gethan. Oder waren denn die Stillung des Meersturmes, die Heilung eines mit dem Tode ringenden Kranken, die Erweckung eines verstorbenen Mädchens zum Leben nicht weit auffallendere Wunder? Indessen, wie verhielt sich der Sohn Gottes bei all diesen Gelegenheiten? Er befahl dem Meere, und das Meer gehorchte; dem Hauptmann, der um die Gesundheit seines sterbenden Knechtes bat, sagte er Nichts, als: Es geschehe dir, wie du geglaubt hast, und in demselben Augenblicke war der Knecht gesund; die entseelte Tochter des Jairus nahm er nur bei der Hand, und die Seele kehrte in demselben Augenblicke wieder in den Körper zurück. Bei keinen von all diesen Wundern, die er gewirkt hatte, brauchte er so viele Vorkehrungen wie bei diesem und bei der Auferweckung des Lazarus; denn auch am Grabe des Lazarus, sagt die evangelische Geschichte, weinte er, ward er im Geiste aufgeregt, befahl er den Grabstein wegzunehmen, hob er die Augen zum Himmel empor, dankte er seinem Vater, daß er ihn erhört und rief er endlich mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus! Ohne Zweifel geschah dieß darum, weil dadurch im sittlichen Verstande die Wahrheit vorgebildet wird, daß es überaus schwer sei, sich zu bekehren, wenn man in der Gewohnheit zu sündigen lebt, und wie Lazarus, an Händen und Füßen gebunden, sich nicht bewegen, viel weniger seine Bande zerreißen kann, oder wenn man, wie der Taubstumme, die Ohren verstopft hat und die Stimme Gottes nicht hört, auch an der Zunge gebunden ist und durch das Gebet seine Zuflucht nicht zu ihm nimmt. Weil nun unser göttlicher Erlöser in allen Dingen unser Vorbild sein soll, müssen wir, um unsere eigene oder die Heilung Anderer zu erlangen, das thun, was er gethan hat. Er erhob seine Augen gen Himmel und lehrt uns dadurch, sagt der ehrwürdige Beda, daß die Stummen sich dorthin wenden sollen,

um den Gebrauch ihrer Sprache zu erhalten, und die Tauben um den Gebrauch des Gehörs zu erlangen, daß alle Kranken die tauglichen Arzneimittel für ihre Leiden von dorther erwarten sollen. Er seufzte; aber nicht deßwegen, sagt der h. Gregor, seufzte er, als wäre ihm dieses nöthig gewesen, um das von seinem Vater zu erlangen, was er verlangte: sondern um ein Beispiel eines eifrigen und vertrauensvollen Gebetes zu geben.*) Wenn der Erlöser als Mensch seufzt, gibt er gleich wieder durch ein Machtwort zu erkennen, daß er diesen Taubstummen aus göttlicher Kraft gesund mache. Der zum Himmel gerichtete Blick Jesu sollte den Taubstummen anleiten, Aug und Herz auch dorthin zu richten, wovon ihm durch Hülfe Jesu auch Hülfe und Gnade zu Theil werden sollte. Warum seufzt Jesus? fragt der h. Bernhard. Nur deßwegen seufzt er, weil er sieht, daß der Mensch, den er nach seinem Ebenbilde geschaffen hatte, taub und stumm geworden und in das äußerste Elend versunken ist. Er seufzt über unsere Uebel; sollen wir selbst nicht auch darüber seufzen? Denn dieß ist das einzige Mittel, uns davon befreit zu sehen. Lasset uns also auch mit David, dem büßenden Könige, aufseufzen: Herr, erhöre meine Stimme, dein Ohr merke auf die Stimme meines Gebetes, und das Geschrei unsers Herzens wird zu den Ohren Gottes gelangen. Weil wir aber, wie der Apostel sagt, aus uns selbst Nichts, nicht einmal einen guten Gedanken zu schöpfen vermögen, und es nur Gott allein zukommt, uns die Gabe der Seufzer und Thränen zu verleihen, so lasset uns ihn bitten, daß er uns zulieb eben jenes Machtwort aussprechen möge, das er heute für den Taubstummen ausgesprochen hat: Ephpheta, öffne dich! Ja, du unser Herr und Gott, dir kommt es zu, uns die Ohren für die Einsprechungen des göttlichen Geistes zu öffnen, hingegen für jede nichtswürdige Rede zu verschließen. Dir kommt es zu, unsere Zunge mit deinem Speichel zu benetzen, das ist, uns Geschmack für deine Weisheit einzuflößen, über die Fehler der Nebenmenschen aber zu schweigen. Dir kommt es zu, unser Herz für den Himmel zu eröffnen, um

*) Homil. 16 in Evang.

von demselben dein göttliches Wort als fruchtbaren Thau zu empfangen, für die niedern Regungen der Erde dasselbe zu verschließen. Ephpheta! Oeffne also, o Herr, und alsdann werden unsere Ohren und unsere Zunge nur für dich offen stehen und wir werden ebenso glücklich sein wie dieser Taubstumme, der durch deine Güte und Allmacht vollkommen geheilt worden ist.

So hat also, wie ihr sehet, jeder einzelne Umstand, unter dem der Herr die Heilung des Taubstummen vornahm, seine Bedeutung und darum wollte der Herr gerade so die Heilung vornehmen, obwohl er sie auch anders hätte vornehmen können. Das von Natur aus taubstumme Menschengeschlecht sollte an diesen Vorgängen die Tiefe seines Elendes und die Wohlthat der Heilung erkennen. — Aber der Zweck dieser Ceremonien ist noch ein anderer, ein allgemeiner, und hievon im

II. Theile.

Der Heiland liebte es, sehr häufig sich solcher Ceremonien zu bedienen, und zwar nicht bloß bei Krankenheilungen und Todtenerweckungen, sondern bei gar vielen andern Anläßen. So sehr der Herr gegen Menschensatzungen eiferte, den Ceremoniendienst verwarf er dennoch nicht, sondern heiligte ihn vielmehr, indem er sich selbst demselben unterwarf und auch in seiner von ihm gestifteten Kirche durch eigenen Gebrauch mancherlei Ceremonien einführte. Die Beschneidung und Taufe, denen sich Jesus unterzog, das Fasten und Hinaufziehen nach Jerusalem an den Hochfesten: was war denn das anders, als ein freiwilliges sich Fügen unter Ceremonien? Und als unser Herr seinen feierlichen Einzug hielt, seinen Jüngern die Füße wusch, das Osterlamm mit ihnen aß, sie anhauchte und ihnen unter dieser Form den h. Geist mittheilte, wollte er da nicht seinen Jüngern und uns ein Beispiel geben, welches bleiben sollte? Sollten nicht die Ceremonien die zierlichen Schalen sein, in denen er uns die köstliche Speise und den labenden Trank seiner Lehre, der wie lebendiges Wasser aus einer Quelle sprudelt, die nimmer versiegt und hin ins ewige Leben quillt, reichen wollte? Es ist daher geradezu unbegreiflich, wie so Viele gegen den Ceremonien-

dienst eifern und ihm die Anbetung Gottes im Geiste gegenüberstellen mögen. Allerdings gibt es einen geistlosen Ceremoniendienst, eine bloße mechanische Religionsverrichterei, einen puren Lippendienst; ein solcher Ceremoniendienst war ohne Zweifel die Religion der Pharisäer zu Christi Zeiten, und gegen diesen Lippendienst, der lediglich die leere Hülse war, ohne allen Kern, hat der Herr sich so ereifert. Solch einen schalen, geistlosen, leeren Ceremoniendienst kann man allerdings auch heute noch aus der Religion machen, wenn man nämlich lediglich auf die Außenseite der Religion allen Werth legt, in den Kirchen herumgeht, betet, beichtet, kommunizirt, fastet, wallfahrtet, aber die Gebote Gottes nicht hält und seine bösen Gewohnheiten nicht ablegt; so hat unter Ludwig XV. von Frankreich in Paris eine große Prozession um die andere statt gefunden und der Hof hatte sich dabei mit Rosenkränzen betheiligt, aber dennoch war das pure Heuchelei, und die Unsittlichkeit bei Hof überstieg alle Schranken. Hier ist der Eifer gegen mechanischen, geistlosen und heuchlerischen Ceremoniendienst an seinem Platze; aber die Ceremonien überhaupt aus der Religion verbannen wollen, heißt verlangen, daß der Weizen ohne Hülse wachse, oder um es gleich ganz und erschöpfend auszudrücken, daß die Seele keinen Leib haben solle. Das wäre nichts anders, als die Gesetze dieser Welt umstoßen. Es gibt in dieser ganzen sichtbaren Welt keine geistige Substanz, die nicht ihre körperliche Hülle hätte, und so kann auch die Religion auf dieser Welt ohne Ceremonien nicht bestehen; sie sind der beständige Ausdruck des Geistes, der Leib und die Träger der innern Religion. Tödtet den Leib, und die Seele wird nicht mehr in dieser Welt sein können; hebt die Ceremonien auf, und es wird keine Religion mehr geben. Daher darf man mit Recht sagen, daß die Aufhebung des äußern Cultus und der Ceremonien nichts anders hieße, als der Religion selbst das Grab bereiten. Das haben die Feinde der Kirche auch wohl eingesehen. Daher haben sie damit begonnen, daß sie sich gegen den äußern Cultus erklärten, die Ceremonien lächerlich machten, die Tempel, Altäre und Kreuze einrissen. Haben wir ihnen, dachten sie, Christum nur einmal von den Augen weggenommen, dann

wird er aus dem Herzen bald von selber verschwinden. Noch heutzutage können wir uns überzeugen, daß an jenen Orten wenig Glauben herrscht, wo die äußern Religionsübungen vernachläßigt werden. Natürlich, wo kein Feuer auf dem Herde ist, geht kein Rauch zum Kamin aus. Die Religion auf das rein Geistige zurückführen, heißt sie in das Gebiet des Mondes verweisen, so gesteht selbst ein Ungläubiger. Man darf daher fest überzeugt sein, daß Jemand, der fortwährend gegen den Ceremoniendienst und die Aeußerlichkeiten und den Cultus eifert und fortwährend behauptet, daß man die Religion im Herzen haben müsse, ganz gewiß keine Religion im Herzen, sondern nur eine Phrase im Munde hat. Der Mensch ist einmal in Folge seiner natürlichen Beschaffenheit an Ceremonien, an den äußern Cult gewiesen; er hat nämlich nicht bloß eine Seele, sondern auch einen Leib. Wärest du rein geistig, sagt ein Kirchenlehrer, so würde dir Gott seine Gnaden auch geistiger Weise mittheilen; so lange du aber sinnlich bist, bedarfst du der äußern Zeichen. Das Wasser wird wie jede andere Flüssigkeit in Röhren unter der Erde fortgeleitet, und so kommt es an den Ort seiner Bestimmung. Zerbrich diese Gefäße, und die Flüssigkeit wird versiegen. So sind auch die Ceremonien gleichsam die Röhren, in welchen die Gnade vom Himmel auf uns herabgeleitet wird; verwirfst du jene, so wird diese für dich verloren gehen. Darum ist auch das äußere Zeichen eine nothwendige Bedingung zum Vorhandensein eines Sakraments.

Diese Außenseite der Religion hat aber noch einen andern Grund; der Mensch gehört nämlich seinem ganzen Wesen nach Gott an; er muß ihm mit Leib und Seele huldigen. Die Seele ehrt Gott durch den innern Cultus, der Leib auf seine Weise durch äußere Zeichen. Der Leib ist zugleich der König der materiellen Schöpfung, er ist nicht bloß ein Werk des allmächtigen Wortes Gottes, sondern im eigentlichen Sinne das Werk seiner Hände. Gott bildete ihn mit eigener Hand. Im Leibe huldigt Gott dem Herrn demnach, so zu sagen, die ganze materielle Schöpfung, deren geheimnißvoller Abriß der Leib ist. Deßwegen ladet der begeisterte Psalmensänger alle Geschöpfe, die Wasser, die Wärme und Kälte,

Schnee und Eis, Regen und Hagel, Blitz und Donner, Licht und Finsterniß u. s. w. zum Lobe Gottes ein. Und der menschliche Leib, viel vornehmer und ausgezeichneter als all dieses, der die Bestimmung hat, einst in unsterblichem Glanze zu prangen, er soll durch Nichts seinem Schöpfer huldigen? Nein, wie er einstens in Vereinigung mit der Seele ewiger Glorie theilhaftig wird, so ist es hienieden seine Bestimmung, in Gemeinschaft mit der Seele Gott zu dienen, also ihn auch zu loben und zu seinem Ruhme beizutragen, was er thut, wenn er die innere Andacht der Seele und überhaupt den Geist der Religion auf eine entsprechende Weise darlegt. Die Sünde hat am Leibe ein williges Werkzeug, Gott zu beleidigen; umgekehrt muß ihn der Gerechte zur Verherrlichung Gottes gebrauchen. Es ließe sich natürlich noch vieles Andere zu Gunsten der Ceremonien sagen; für heute indeß genüge dieses. So viel ist gewiß: die Ceremonien sind nicht unnütz, sondern haben ihre große Bedeutung, sonst hätte sicherlich unser Herr und Heiland sich nicht so häufig der Ceremonien bedient, namentlich auch bei der Heilung des Taubstummen: aber es geschah absichtlich, daß er ihn bei Seite zog, die Finger in seine Ohren legte und mit Speichel seine Zunge benetzte, daß er seufzte und rief: Ephpheta! Dadurch wollte er dem Taubstummen, dem zuschauenden Volke und uns für alle Zeiten sehr wichtige Wahrheiten sagen, wie wir im ersten Theile sahen; aber insbesondere sollten wir durch diese häufige Anwendung von Ceremonien von Seite des Herrn die Ueberzeugung gewinnen, daß Ceremonien überhaupt nicht zu verwerfen seien, also auch beim Gottesdienste nicht, daß sie vielmehr die den Kern bergende Hülle seien, ohne welche man nun einmal nicht zu jenem Kerne gelangt. Darum, wer den Zweck will, muß auch das Mittel wollen; überschätzen wir also die Ceremonien nicht: ohne innere Religiosität wären sie nichts als leere Schaale; unterschätzen wir sie aber auch nicht: denn wenn Ceremoniendienst ohne Religion im Innern Heuchelei ist, so ist Religion ohne Ceremoniendienst Lüge und Unding; vereinigen wir also beides. Amen.

Predigt
auf den zwölften Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Selig sind die Augen, die sehen, was ihr sehet; denn ich sage euch, daß Könige und Propheten zu sehen gewünscht haben, was ihr sehet und haben es nicht gesehen, und zu hören, was ihr gehört habt und haben es nicht gehört." Luk. 10, 23 u. 24.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wir würden es nicht begreifen, wie unter einem Volke, das sich besonderer göttlicher Offenbarungen rühmte, wie von Schriftgelehrten zumal die Frage könnte aufgeworfen werden: was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen? — wenn wir nicht aus der Geschichte jener Zeiten wüßten, daß durch die willkürliche Gesetzauslegung eben jenen Männern alle sittlichen Begriffe schwankend geworden wären und mit Bestimmtheit und Zuverläßigkeit nun Niemand wußte, woran er sich halten sollte. Durch ihr Herz fühlten die Bessern freilich an die in den heiligen Büchern enthaltenen Gebote Gottes sich verwiesen; hörten sie jedoch pharisäische Klügler, so kam auf die von ihnen erfundenen Satzungen eben so viel an, ja ein Versehen gegen diese wurde mit vorzüglicher Strenge getadelt und gestraft.

Solch ein Klügler war der Schriftgelehrte, der heute an den Herrn die Frage stellt: Meister, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen? Es war ihm nicht zu thun, aus dem Munde Jesu die Hinweisung auf das größte Gebot zu vernehmen, nein, er wollte mit dem Herrn einen Streit anfangen und ihn in Ver-

legenheit bringen. Wie ihn daher der Heiland auf das größte Gebot der Liebe im Gesetze hinweist und beifügt: Thue das, so wirst du leben; da gibt sich der Pharisäer noch keineswegs zufrieden. Mit dem Hauptgebote, will er sagen, ist noch nicht Alles abgemacht, es bleibt gar manche Bedenklichkeit übrig. Allerdings, will der Pharisäer sagen, muß man den Nächsten lieben; allein es entsteht die Frage: wer ist denn mein Nächster? Die Juden hielten nämlich nur den für ihren Nächsten, der zu ihrem Volke gehörte und ihren Glauben hatte. Gegen Andere wähnten sie sich losgesprochen von jeder Pflicht der Liebe. Liebe im Geiste Jesu war ihnen fremd; hier glaubte nun der Pharisäer Jesum auf das rechte Gebiet der Controverse herübergezogen zu haben, hier hoffte er ihn durch pharisäische Sophistik und Dialektik so einspinnen zu können, daß er zuletzt im Netze hängen blieb. Aber wie trefflich ist die Art, wie der Herr das eitle Hin- und Herreden über diese Frage unnöthig und unmöglich zugleich macht! Der Schriftgelehrte erwartet dürre Erörterung von Begriffen, Jesus wendet sich warm und herzlich an sein Gefühl. Der Schriftgelehrte will Grenzen abgesteckt sehen für seine Thätigkeit; Jesus führt ihn auf das unübersehbar unbegrenzte Gebiet der Nächstenliebe. Der Schriftgelehrte will erfahren, unter welchen Bedingungen ihm ein Mensch nahe genug stehe, um Anspruch an seine Hülfe machen zu können; Jesus kehrt die Sache um und fragt, wer sich dem Nothleidenden am nächsten stelle, ob, wer ihn rettet, oder, wer vorübergeht und ihn im Elende verschmachten läßt; hierauf blieb dem schlauen Versucher nur eine Antwort übrig: Der Nächste ist der dem Nothleidenden, der Barmherzigkeit an ihm thut. Gut, sprach nun der Herr, geh' hin und thue das; sei du Jedem der Nächste, wo und wie es nur immer sein kann!

Die unbeschränkte Liebe, die sich keine Schranken setzen läßt durch kleinliche engherzige Rücksichten und Erwägungen, ist also die wahre Nächstenliebe, sie ist das Grundgesetz des Christenthums. Man kann daher auch das heutige Evangelium das „Evangelium der Liebe" nennen, weil es diese überhaupt und von ihrer wichtigsten Seite darstellt. Wo nun diese Nächstenliebe am großartig-

sten und umfassendsten zum Vorschein kommt, da ist gewiß das wahre Christenthum, oder die wahre Religion; denn den Baum erkennt man an seinen Früchten. Es muß hierauf ein besonderer Nachdruck gelegt werden, weil in neuerer Zeit die Behauptung aufgestellt wurde, lediglich die Nächstenliebe sei die Hauptsache, und auf den Glauben komme es gar nicht an; eine Behauptung, die namentlich die glaubenslose und kirchenfeindliche Humanität und Philanthropie oder Menschenliebe aufgestellt hat und auch von allen Schattirungen des Christenthums festgehalten wird der katholischen Kirche gegenüber, die da behauptet, sie allein übe die Nächstenliebe in großartigster Weise, folglich sei das wahre Christenthum und die wahre Religion überhaupt nur in der katholischen Kirche zu finden. Diesem gegenüber behaupten wir: die wahre Nächstenliebe ist vom Glauben an Christus, den Erlöser der Welt und seine von ihm gegründete Heilsanstalt unzertrennlich und darum findet sich nur in der katholischen Kirche die größte, umfassendste und bewunderungswürdigste Nächstenliebe.

Theoretisch erweist sich das aus der h. Schrift und Vernunft; I. Th.

Praktisch aus der Geschichte; II. Th.

Ich beginne u. s. w.

I. Theil.

Es ist eine ganz und gar unbiblische Behauptung, die auf jeder Seite der Schrift widerlegt wird, daß die Liebe vom Glauben getrennt werden könne oder dürfe; diese Behauptung ward erst dem christenthumslosen Rationalismus der letzten hundert Jahre vorbehalten, der vom Glauben nichts mehr wissen wollte, sondern das wahre Christenthum lediglich in die Uebung guter Werke, in die Nächstenliebe setzte. Zuvor hatte man mit aller Zähigkeit an dem andern Extrem festgehalten, daß der Glaube allein die Hauptsache sei, gute Werke aber unnütz; zuletzt war man auf das andere Extrem hinübergesprungen; allein das Evangelium sagt es

deutlich und bestimmt, daß der Glaube ohne Werke todt ist und daß die Liebe den Glauben zum Fundamente haben müsse. Ich müßte eine ganze Stunde verwenden, wenn ich euch alle die Schriftstellen vorführen wollte, welche den Beweis liefern, daß der Glaube die Wurzel und die Liebe die Frucht des Glaubens sei; ich will deßhalb lediglich beim heutigen Evangelium stehen bleiben, um euch zu zeigen, daß die Nächstenliebe den Glauben an Jesum Christum zur Grundlage haben müsse. Das heutige Evangelium enthält nämlich zwei Theile; der erste handelt vom Glauben, der zweite von der Liebe, zum Beweise, daß Beide zusammengehören, daß die Nächstenliebe vom Glauben nicht getrennt werden dürfe. Darum schickt der Heiland der Parabel vom barmherzigen Samaritan die merkwürdigen Worte an seine Jünger voraus, die ich mir auch zum Vorspruche gewählt habe: „Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet; denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige zu sehen gewünscht haben, was ihr sehet und haben es nicht gesehen, und zu hören, was ihr gehört und haben es nicht gehört." Und erst nach diesen Worten heißt es: Und sieh, es stand ein Gesetzeslehrer auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erlangen? Und dann kommt die Parabel vom Samaritan. In der That, merkwürdige Worte! Jesus wollte damit seinen Jüngern sagen: Glücklich Alle, welche den Tag meiner Herabkunft vom Vater erlebt haben und mich, den lang Ersehnten, mit ihren Augen schauen und mit ihren Ohren hören! Zwei große Wahrheiten sind es, die in diesen Worten Jesu liegen. Die erste ist: die Geschichte des Menschengeschlechtes ist in einer fortwährenden Entwicklung begriffen. Zuerst ist die Zeit der Propheten und Könige. Diese wünschen den Messias zu sehen, erleben aber seine Ankunft nicht. Das ist die Zeit der heiligen Sehnsucht und Erwartung, die Zeit, zu welcher die Menschheit durch große Schmerzen und Leiden hindurchging. Nach dieser kommt die Zeit der Erfüllung. Was die Könige und die Propheten nicht gesehen und nicht gehört haben, das sehen und hören die Zeitgenossen Jesu. Der Ersehnte ist erschienen. Aber mit dieser Erscheinung ist die

Geschichte der Welt noch keineswegs abgelaufen; von nun an beginnt die Entwicklung des Werkes, das Jesus auf Erden geschaffen. Das Senfkörnlein, das er gesäet hat, muß sofort zum Baume werden, und alle Völker der Erde müssen Kühlung finden unter dem Schatten desselben. Endlich wird die Geschichte abgelaufen sein und das Weltgericht wird folgen. Das Zweite, was wir aus den angeführten Worten Jesu entnehmen, ist die große, die weltgeschichtliche, die unaussprechliche Bedeutung, die sich Jesus selbst beilegt. Er ist nämlich nicht unter den Millionen und Millionen Menschen auch ein Mensch. Er ist auch nicht unter den Millionen und Millionen von Menschen ein großer, ein ausgezeichneter, ein einziger Mann. Nein, er gibt sich selbst als Den, auf welchen die ganze alte Zeit, sonach Alles, was in ihr lebte und geschah, hingezielt und zu welchem sie hingestrebt habe. Und er bezeichnet sich selbst als den, von welchem die ganze neue Zeit als von ihrem Mittelpunkte und ihrer Lebens- und Bewegungskraft ausgegangen sei und ewig hinausgehe. Fassen wir also die Jahrtausende der Erde, fassen wir die Menschengeschlechter, diese Geschlechter alle, die da waren und sein werden, fassen wir Alles, was sich durch die Jahrhunderte hinab unter den Millionen und Millionen in ewiger Bewegung aufwickelt und abwickelt: siehe, von dem Allem behauptet er, der Mittelpunkt zu sein. Er selber sagt es, es ist das seine eigene Lehre. Könige und Propheten der Vorzeit haben meiner geharrt; nun bin ich erschienen, und selig von jetzt an, die mich sehen und hören. Was sagen wir nun hiezu? Wir sagen, entweder ist es Wahrheit, oder der das von sich behauptet hat, ist der ungemessenste Schwärmer, der hochmüthigste Selbstvergötterer, der abenteuerlichste Prahler von Allen, die die Erde jemals gesehen hat. Man sage da nicht, er war ein großer Mann, ein Weiser, ein Göttlicher. Ich erwiedere: Entweder war er mehr, unendlich mehr, oder er war auch das nicht, vielmehr ein Verrückter, von seinem Hochmuth zum Aberwitz hingeschleppt. Welches von Beiden wollen wir nun annehmen? Für welches von Beiden zeugt seine ganze Persönlichkeit und sein ganzes Werk? Das bezeugt seine ganze Persönlichkeit, daß er demüthig war von

Herzen, und das bezeugt sein ganzes Werk, daß er nicht etwa prahlerisch gesprochen, sondern wirklich das ist, was er von sich ausgesagt — nämlich der Mittelpunkt aller Zeiten und der Ausgangspunkt der neuen Welt. Weniges in der Geschichte der Welt liegt uns klar vor Augen; aber von Allem ist gewiß das Klarste, das Augenfälligste, daß er der Ausgangs- und Mittelpunkt der neuen Zeit ist.

Und nun, Geliebte, erwäget es wohl und erkennt den Zusammenhang! Unmittelbar nachdem Jesus zu seinen Jüngern gesagt hatte: Selig sind die Augen, die sehen was ihr sehet u. s. w. erzählt er die Parabel vom Samaritan, erklärt die umfassendste Nächstenliebe als den Inbegriff seiner Lehre, die Bedingung der ewigen Seligkeit. Und diese Nächstenliebe nun — sagen unsere Philanthropen, unsere Menschenfreunde — stehe in gar keiner Beziehung zu Christus und Christenthum, sei eine rein menschliche, natürliche Tugend! Die herrlichste Frucht der Religion, die Blüthe und Krone dessen, was ein Mensch zu leisten im Stande ist, will man also willkürlich von dem trennen, der sich selber gerade einen Augenblick früher, als er unbedingte Nächstenliebe empfahl, den Mittelpunkt aller Geschichte genannt hat. Welch ein keckes, willkürliches, durch nichts gerechtfertigtes Unterfangen! Nein, die Liebe ist vom Glauben untrennbar; denn er ist ihr Fundament. Und wohlgemerkt, nicht bloß der Glaube an die Person Christi, als der Mittelpunkt der ganzen Menschengeschichte, sondern der Glaube an seine ganze Thätigkeit, an das Werk, das er gegründet, der Glaube an seine Kirche, in welchem ja das Leben Christi, die Nächstenliebe, die er gelehrt, geübt und gemeint hat, sich ausprägt, dieser Glaube, also der katholische Glaube, bildet das Fundament der wahren Nächstenliebe. Ist die katholische Kirche die wahre Kirche, ist das Christenthum, das sie lehrt, die allein wahre Religion, dann muß auch von Anfang in ihr die Nächstenliebe in der vollkommensten und großartigsten Weise geübt werden: denn auf dem Glauben erbaut sich die Liebe. Das stellt sich schon theoretisch fest, wie wir gesehen haben, Schrift und Vernunft sagen uns: die wahre Nächstenliebe läßt sich von Christus und seiner

heiligen Kirche nicht trennen. Was wir nun als theoretisch feststehend erkannt haben, das wollen wir jetzt auch in der Praxis uns betrachten, d. h. wir wollen die Probe machen über das Rechnungsexempel; wir wollen nachsuchen, wo denn in der Welt d. h. bei welcher Religionsgesellschaft die Wohlthätigkeit, die Nächstenliebe, die Pflege und Sorgfalt für die Armen, Kranken, Leidenden, überhaupt für die geplagte Menschheit sich auf die umfassendste Weise und mit der größten Hingebung kundgibt; diese Religion ist ohne Zweifel die wahre; denn den Baum erkennt man an seinen Früchten! Die Ungläubigen selber sagen: Menschenliebe, Humanität und Wohlwollen ist die Hauptsache der Religion; wir wollen also jetzt Rundschau halten und dann aus den gewonnenen Resultaten die sich von selbst ergebenden Schlüsse ziehen.

II. Theil.

Die erste Frage, die wir hier stellen müssen, ist wohl die: Wie sah es denn in der alten Welt vor Christus mit der Nächstenliebe, mit der Sorge für die gedrückte Menschheit, für die Armen, die Leidenden und Kranken aus? Die alte Welt bestand aus Juden und Heiden. Die Juden, welche die Träger der göttlichen Offenbarung waren und in Sachen der Religion auch alle Völker weitaus übertrafen, kannten die Nächstenliebe und übten sie auch. Es ist von Barmherzigkeit gegen den Nächsten bei ihnen die Rede; denn wir lesen in den Sprüchwörtern: „Durch Barmherzigkeit und Wahrheit wird die Missethat versöhnt.*)“ Wir wissen auch, daß im Buche des Sohnes Sirach geschrieben steht: „Laß dich nicht verdrießen, einen Kranken zu besuchen; denn das wird dir Liebe gewinnen.**)“ Rührend ist es auch zu lesen, wie Tobias durch Bestattung gemordeter Israeliten Barmherzigkeit und Nächstenliebe an seinen Brüdern, selbst unter den Heiden übte mit Gefahr seines Lebens. Aber bei all dem wissen wir, daß der Jude nur wieder im Juden seinen

*) Sprüchw. 16, 6.
**) Sir. 7, 39.

Nächsten erblickte und nur diesen lieben zu müssen glaubte. Es sind also selbst beim auserwählten Volke nur schwache, matte Strahlen der Nächstenliebe zu entdecken; daher konnte der Pharisäer im heutigen Evangelium die Frage aufwerfen: Wer ist mein Nächster? Er kannte das Gebot: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst; aber der starke Lichtstrahl des Gesetzes wurde bedeutend gebrochen durch das nationale Vorurtheil und den beschränkten jüdischen Partikularismus. Wenn es nun beim Volk Gottes, dem das Licht der Offenbarung leuchtete, so aussah, so können wir uns schon denken, wie es erst in der Heidenwelt aussehen mußte. Die öffentliche Wohlthätigkeit im eigentlichen Sinn war den alten Heiden ganz unbekannt; der Einzelne konnte da zuweilen wohlthätig sein, die Gesellschaft selber war herzlos; das Wort Barmherzigkeit kannten die Alten nicht. Darum gehörte auch die Gründung öffentlicher Wohlthätigkeitsanstalten niemals zu dem Verwaltungssysteme der Völker des Alterthums. Was thaten sie nun aber mit den Unglücklichen? fragen wir da. Nun, sie hatten zwei Mittel, die ihnen die Nächstenliebe des Heidenthums eingab, nämlich: der Kindsmord und die Sklaverei. Die Kinder wurden ausgesetzt und von den Hunden gefressen und die Kranken, auch kranke Eltern, wurden schonungslos verstoßen, wenn die Krankheit unheilbar oder ansteckend schien. Allerdings hatten die Heiden auch Krankenhäuser, die meisten alten und berühmten Städte, auch einige kleine, hatten öffentliche Häuser, wo die Kranken sich hin begaben, um geheilt zu werden, oder wohin man die Kranken brachte, damit man von ihnen befreit wurde. Diese öffentlichen Häuser waren dem Gott Aeskulap gewidmet, dessen Schutz die Kranken anflehten, weil er zuerst die Heilkunde soll erfunden oder doch erweitert haben. In Rom versetzte man ihn unter die Götter, und sein Tempel stand auf der Insel Tiber. Fast überall, wo man ihm zu Ehren einen Tempel errichtet hatte, war auch ein Krankenhaus, das einen Theil des Tempels ausmachte. Es bestand aus länglichten Gebäuden oder Gängen, in welchen die Betten aufgestellt waren, worin die Kranken lagen. Ueber diesen Betten waren, wie Strabo angibt, Tafeln angebracht, worauf die Krankheit, woran der Kranke litt,

und die Arznei, wodurch er genesen, beschrieben war. So war das Krankenhaus zu Epidaurus, und es läßt sich vermuthen, daß nach diesem ältesten Muster die jüngern eingerichtet waren. Die Priester des Aeskulap, die auch den Krankendienst versahen, erklärten den Kranken, der Gott Aeskulap theile ihnen die anzuwendenden Arzneimittel im Traume mit. Dieß hießen die Griechen *κλίνομαι*, die Lateiner **clinare**, und Aeskulap hieß daher der Gott der Klinik, ein Ausdruck, der heute noch im Gebiete der Arzneikunde eingeführt ist. Diese Kranken waren also eigentlich nur jene, die im Traume den heilenden Orakelspruch erwarteten. Dergleichen dem Gott Aeskulap geweihte Häuser, worin sein Bildniß, oder doch eine Schlange aufgestellt war, waren in Cilicien, in Aegea, in Epidaurus, zu Athen, zu Smyrna, Syrakus, Neapel, Rom und in mehreren anderen Städten, und es bestanden einige von ihnen noch im vierten christlichen Jahrhundert. Man kam auf diese heilsame Einrichtung vorzüglich zu der Zeit, als ansteckende Seuchen oder vielfältige Krankheiten die Menschen in großen volkreichen Städten plagten. Diese Anstalten aber änderten den Charakter des Heidenthums im Ganzen nicht. Das Heidenthum wußte kranke Freunde, die Geliebten, zu behandeln, so lange noch Hoffnung da war, sie zu erhalten; war aber die Krankheit ansteckend oder unheilbar, so verließ der Liebhaber seine Geliebte, der Freund den Freund; fremde Kranke pflegen, kannte man gar nicht. Weil die Heiden an keine Ewigkeit glaubten, so sahen sie den Tod bei reichen und kräftigen Menschen als ein Uebel an, wodurch sie von den Gütern und Genüssen dieser Erde getrennt würden; bei den Armen und Schwachen aber als eine Wohlthat, wodurch sie von allen Leiden befreit würden. Man suchte daher nicht, das Elend zu lindern, die Schwachen und Kranken zu pflegen, sondern überließ sie ihrem Schicksal, um den Tod zu beschleunigen. Mütter ermordeten ihre eigenen Kinder auf die grausamste Weise; Kinder warfen ihre pestkranken Eltern aus dem Hause. Diese schauderhaften Handlungen waren allgemein, weil die christlichen Apologeten so allgemein davon sprechen. Einige von den Heiden, deren Gefühle noch nicht ganz erloschen waren, erkannten es wohl, daß es der Natur nach billig

sei, denen beizuspringen, die nothdürftig, schwach und krank sind; aber sie sahen, wie Laktantius bemerkt, nicht ein, warum sie es thun sollten. Es fehlte ihnen nämlich an dem höheren Beweggrund, der der Natur aufhilft und sie mitleidig macht, der sie lehrte, daß es ein Gott wohlgefälliges Werk sei und ein reiner unbefleckter Gottesdienst, sich der Verlassenen anzunehmen. Da kam Jesus Christus. Er konnte die Macht, die er im Himmel und auf Erden besaß, auf tausenderlei Weise zeigen; auf sein Wort hätten sich alle Elemente gebeugt, die Sterne wären in ihrem Laufe stehen geblieben, die Gesetze der Natur wären in ihrer Thätigkeit gehemmt worden. Er zeigte manchmal, daß er dieß konnte, in der Stillung des Sturmes, in der Verwandlung des Wassers in Wein, in dem augenblicklichen Abdorren des Feigenbaumes, im reichen Fischfange. Aber hauptsächlich gefiel er sich darin, seine Barmherzigkeit kund zu geben in Heilung der Kranken und Erweckung der Todten. Sein ganzes Leben charakterisirt daher Lukas mit den merkwürdigen Worten: Er ging vorüber und that Gutes. Von nun an hieß es: Was ihr dem Geringsten unter meinen Mitbrüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan. Von dieser Zeit an datiren die Großthaten der barmherzigen Menschenliebe in der katholischen Kirche, die noch vor unsern Augen stehen in den Armenhäusern, Waisenhäusern, Findelhäusern, den Häusern vom guten Hirten, den Spitälern und in dem Orden zur Erlösung von Gefangenen, und den verschiedenen Orden, die sich mit der Armen- und Krankenpflege und mit der Erziehung der verwahrlosten Jugend beschäftigen. Ich unterlasse heute, des Weiteren hierauf einzugehen; nur die Frage will ich beantworten: Hat man außerhalb der katholischen Kirche auch Aehnliches? Aehnliches gewiß; allein die christliche Liebe zeigt sich hier ungleich schwächer. Die Lehre, wodurch die Trennung von der katholischen Kirche veranlaßt wurde, zeigte sich von Anfang an entschieden feindselig gegen milde Stiftungen, weil lediglich der Glaube allein hervorgehoben und die guten Werke verachtet oder doch für unnöthig gehalten wurden; zudem ist das ganze Ordenswesen und mit ihm die evangelische Liebe, die sich auf die höhere christliche Liebe, auf

Hinopferung im Dienste des Nächsten gründet, verworfen worden; was zu Gunsten der Wohlthätigkeit, der Armen- und Krankenpflege außerhalb der kath. Kirche geschah, geschah bisher durch die Regierungen und im Widerspruche mit den Grundsätzen der neuen Lehre; die neue Lehre als solche hat nichts gethan, und konnte von ihrem Princip aus nichts thun; sie hat nur das Bestehende zerstört ohne es ersetzen zu können. Darum die bittere Klage des Haupturhebers der neuen Lehre in Deutschland: daß die Leute unter dem Papstthum so viel gaben und Stiftungen machten, und Niemand so arm war, der nicht etwas geben wollte, und jetzt Jedermann so kaltsinnig ist, daß man sich darüber verwundern muß. „Wenn man jetzt die Leute aufs höchste locket und vermahnt zu solchen guten Werken und machts so köstlich, als man immer kann, daß es Gott herzlich wohlgefallet, sammt allen Engeln im Himmel und dazu hundertfältig vergelten will, doch will Niemand hinan.*)“ Wehe, wenn jene unheilvolle Kirchentrennung eingetreten wäre vor der Gründung und Organisation des großartigen Wohlthätigkeitssystems durch die katholische Kirche! Denn man kann in der That versichern, daß die europäische Gesellschaft in unserer gegenwärtigen Zeit nicht die Anstalten genießen würde, welche ihr so viel Ehre machen und welche in ihrem Schooße ein so kostbares Element der öffentlichen Ruhe bergen. Aber der Schaden, den die Trennung angerichtet hat auch in dieser Beziehung, also in Bezug auf die sociale Stellung Europas, ist dennoch ein ungeheurer, ein unberechenbarer; durch die unheilvolle Trennung ist die katholische Kirche unterbrochen worden in der vollständigen Ausbildung ihres Wohlthätigkeitssystems; ein immenser Theil ihrer Hülfsquelle wurde ihr genommen und durch die Angriffe ihrer Feinde wurde sie gezwungen, einen großen Theil der ihr übrig gebliebenen zur Rettung ihres eigenen Fortbestehens anzuwenden. Selbst in jenen Ländern, wo die katholische Kirche eine absolute Oberherrschaft oder doch ein bedeutendes Uebergewicht behält, konnte sie nur in einer vertheidigenden Stellung bleiben, wie wir dieß in Spanien, Portugal, Pie-

*) Luthers Werke, Walch VI 1211, VII 728.

mont heute noch sehen. Wir dürfen daher keck behaupten, daß die wirkliche Gestalt der Dinge in Europa sehr verschieden ist von der, welche statt gefunden hätte, wenn die katholische Kirche in der Entwicklung ihres Wohlthätigkeitssystems nicht unterbrochen worden wäre. Sie hätte dasselbe ohne Zweifel den neueren Fortschritten der Gesellschaft angepaßt, und so wäre sie im Stande gewesen dem Krebsschaden der heutigen Gesellschaft, dem Pauperismus und dem Proletariat vorzubeugen oder ein wirksames Gegenmittel zu bieten. Nun dieß leider nicht geschehen ist, erschöpfen sich die Regierungen in unmächtigen Bemühungen gegen ein Uebel, das lediglich nur in innigster Zusammenwirkung mit der Kirche geheilt werden kann. So sind die Dinge zur Stunde gestellt; aber selbst in der Verkümmerung ihrer Anstalten, in der Unterbrechung ihrer wohlthätigen Bestrebungen steht die katholische Kirche, Rom an der Spitze, als jene Kirche da, von der man sagen muß: Wenn die Nächstenliebe das Fundament der wahren Religion ist, so muß die katholische Religion die wahre sein; denn nirgends ist sie je großartiger und heldenmüthiger geübt worden, als von ihr. Vor ihrem Wirken verschwinden alle außer ihr von den Regierungen ins Leben gerufenen Wohlthätigkeitsanstalten ganz, abgesehen davon, daß die Regierungen nach schon vorhandenen Mustern schaffen können und über ungeheure Hülfsquellen zu verfügen haben; sie aber von vorne anfangen, nicht nach vorhandenen Mustern bauen und auf tausenderlei Art die unerläßlichsten Hülfsquellen erst schaffen mußte.

Wenn nun gar erst die sogenannte Philanthropie, und von allem positiven Christenthum sich losschälende Menschenliebe das Wohlthätigkeitssystem der katholischen Kirche ersetzen und entbehren zu können glaubte, so hat einen solchen eben so zwerghaften als anmaßenden Versuch eine ganz kurze Erfahrung hinlänglich zu Schanden gemacht. Schöne Worte und von Liebe überströmende Phrasen beweisen da nichts, sondern Thaten. Wenn unsere Bruderliebe sich nicht auf religiöse Grundsätze stützt, so ist sie eben so wortreich, als arm an Thaten. Der Anblick des Armen, des Kranken, des hülflosen Greises ist ein zu unangenehmer Anblick, als daß man lange dabei verweilen will, wenn man nicht durch

die mächtigsten Beweggründe getrieben wird. Um wie viel weniger ist zu erwarten, daß ein schwankendes Gefühl von Menschenliebe hinreiche, um einen ungeduldigen, armen und eckelhaften Kranken lange Zeit zu pflegen und zu ertragen! Da, wo die christliche Liebe fehlt, wird man allenfalls eine gute Verwaltung, Pünktlichkeit, Genauigkeit und Alles treffen, was man von einem Menschen, der für seine Dienste bezahlt wird, erwarten kann; aber es fehlt etwas Unersetzliches, etwas Unbezahlbares, die Liebe. Wir stellen gar nicht in Abrede, daß der Philanthropismus, die sogenannte allgemeine Menschenliebe, sich große Verdienste erworben hat in allen Gebieten der Staatswissenschaft und des öffentlichen Lebens, daß er großen Antheil hat an der Verbreitung und wachsenden Herrschaft geläuterter Ansichten über unverjährbare Menschenrechte, ebenso an der Entbindung geistiger Kräfte aus allen Tiefen des Volkslebens und der Anerkennung der Talente gegenüber dem privilegirten Herkommen, das ihnen den Weg zu versperren suchte; an der Hebung und Kräftigung des Bürgerstandes, an der Aufhebung der Leibeigenschaft, der Abschaffung des Negerhandels, der Emanzipation der Sklaven, an der Reinigung des Strafrechts von willkürlicher Härte, überhaupt an der Verbesserung des Armenwesens, der Rechtspflege und des Gefängnißwesens; allein das, was er will, will das Christenthum längst, er hat es nur dem Evangelium abgeborgt und für sein Werk ausgegeben, und dann gesagt, man könne das Christenthum entbehren, er biete ein hinlängliches Surrogat dafür. Aber abgesehen davon, geht, wie schon bemerkt, seine Nächstenliebe nur bis auf einen gewissen Punkt. Der Philanthrop wird keine barmherzige Schwester, dessen darf man versichert sein. Fragt man uns also, ob wir kein Zutrauen haben zur Philanthropie, so sagen wir nein; denn sie ist nur die falsche Münze der Barmherzigkeit. Wessen die Philanthropie sich rühmt, das vermag die katholische Kirche auch zu leisten, und noch etwas mehr als sie.

Genug, Geliebte! Aus der bisherigen Darstellung haben wir gesehen, daß wenn es eine wahre Religion auf Erden gibt, dieß keine andere sein könne, als die katholische; denn nirgends

findet sich solche Hinopferung, solcher Eifer im Dienste der armen und leidenden Menschheit, nirgends ein so großartig angelegtes, im Anfange von keiner weltlichen Macht unterstütztes, sondern nur zu oft von ihr gehindertes Wohlthätigkeitssystem, wie in der katholischen Kirche. Nun sagen aber die Ungläubigen, die Rationalisten und Philanthropen selber, wo die größte Nächstenliebe ist, da ist die wahre Religion. Wir nehmen Akt von ihrer Erklärung; sie sprechen sich dadurch selber das Urtheil und geben zu, was die katholische Kirche behauptet: die wahre Nächstenliebe stützt sich auf den wahren Glauben. Nur darum konnte die katholische Kirche so Vieles leisten, nur darum ist sie dieß jetzt noch im Stande. Diese katholische Liebe erprobt sich insbesondere zur Zeit der Noth und Gefahr, zu einer Zeit, wie die gegenwärtige ist. Wohlan denn, zeigt auch ihr diese katholische Nächstenliebe und lasset euch nicht täuschen durch die blendenden Phrasen von einer bloß allgemeinen Menschenliebe! Erleichtert das Loos der Kranken, wie ihr könnt, seien sie wer sie wollen, gehören sie einer Religion an welcher sie wollen; seid barmherzige Samariter, wahre Jünger des barmherzigen Samaritans Jesu Christi. Amen.

Predigt

auf den dreizehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Gehet hin und zeiget euch den Priestern." — Luk. 17, 14.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wie unser Herr und Heiland den zehn Aussätzigen zugerufen hatte: Gehet hin und zeiget euch den Priestern — so ruft die katholische Kirche seit der Zeit ihres Bestehens allen denen, die mit dem Aussatz der Sünde behaftet sind, dieselben Worte zu: Gehet hin und zeiget euch den Priestern! Der Unterschied zwischen der alten jüdischen Gewohnheit und der christlichen Sitte ist freilich ein sehr wesentlicher; denn, sagt der h. Chrysostomus, den Priestern des neuen Bundes ist die Gewalt gegeben worden, nicht über den Aussatz des Körpers zu sprechen, sondern die Seele vom Aussatze zu reinigen. Die Priester des neuen Bundes haben also eine ungleich größere Gewalt; sie erklären nicht bloß, ob Jemand vom Aussatze geheilt sei oder nicht, sondern sie sind im Besitze der Gewalt, die Sünden nachzulassen oder zu behalten. In der neuen von Jesus Christus eingeführten Heilsordnung ist nun einmal alle göttliche Gewalt, die der Erlöser selber geübt hat, Menschen übertragen, so die Predigt des Evangeliums, die Spendung der Sakramente, die Bereitung, Aufbewahrung und Vertheilung der geheimnißvollen Himmelsspeise und die Nachlassung der Sünden. Die christliche Religion sagt: Wer Vergebung seiner

Sünden erlangen will, erlangt sie entweder durch die Taufe oder durch die Buße; einen andern Weg gibt es nicht. Allerdings könnte Gott auch ohne Taufe und Beichte die Sünden erlassen; allein er thut es nicht, es ist dieß einmal die von ihm festgesetzte Ordnung. Wer von dieser Ordnung abgeht, der will, daß Gott zu seinen Gunsten eine eigene Ordnung einführen soll, und das thut Gott nicht. Es kann auch ohne den Arzt ein Kranker gesund werden; allein die Regel, die von Gott bestimmte Regel ist, daß der Kranke den Arzt höre und an ihn sich halte. So fleißig man nun dieser Regel nachkommt in Krankheiten des Leibes, so willkürlich entzieht man sich dem Seelenarzte in Krankheiten der Seele. Die Kirche ruft: Geht hin und zeiget euch den Priestern; aber Tausende sind taub gegen diesen Ruf und gehen nicht hin. Und warum nicht? O, Geliebte, ich wüßte nicht, daß man gegen irgend ein anderes Institut der katholischen Kirche sich so aus allen Kräften zu erwehren suchte als gerade gegen die geheime Beichte. Es ist traurig, sehr traurig, daß dieß bei uns Katholiken selber so häufig vorkommt und sich bei Vielen aus uns dieselben falschen Ansichten und Vorurtheile gegen die Beichte gebildet und festgesetzt haben, wie bei den Unkatholischen. Bald soll die Beichte eine spätere Erfindung und nicht ein von Christus eingesetztes Institut sein, bald ist der Beichtvater nicht recht, weil er auch ein Mensch und ein Sünder ist, bald werden verschiedene Nachtheile, welche die Beichte für den Einzelnen wie für die Gesellschaft haben soll, genannt; man sagt, daß durch das Beichten das Sündigen erleichtert wird, daß die Beichte unnatürlich sei, daß die Beichtväter schon manchen verkehrten Rath gegeben haben, namentlich auch den Fürsten, daß die Beichte überhaupt die Priesterherrschaft erweitere und ihr einen gefährlichen Einfluß auf die Gesammtheit der Menschen verschaffe; ja man hat sogar herausgebracht, daß die Beichte nachtheilig auf den Staat einwirke, weil der an das strenge Geheimniß gebundene Geistliche von den Plänen und Verschwörungen ruchloser Menschen, zu deren Kenntniß er vielleicht durch die Beichte gelangt ist, Nichts entdecken darf. Diese und viele andere Bollwerke wirft man auf, um sich gegen die Beichte zu verschanzen,

um ja den Ruf der Kirche: Gehet hin und zeiget euch den Priestern — zu vereiteln. Ich habe nun während meines Predigtamtes schon ausführlich einen Theil dieser Einwendungen widerlegt; ich habe nachgewiesen, daß die Beichtanstalt wirklich von Jesus Christus selber herrühre, daß alle Völker der Welt irgend eine Art Beichte gehabt haben, was auf das Bedürfniß der menschlichen Natur hinweist, dem der Erlöser erst die höhere Weihe durch die Beichtanstalt seiner Kirche gegeben hat; heute nun will ich einzelne Vortheile der Beichtanstalt hervorheben, weil man gar so viel von den Nachtheilen zu reden weiß, und zwar rede ich heute

von den Wohlthaten der Ohrenbeichte für den Einzelnen.

Ich beginne u. s. w.

Die Beichte kann für den einzelnen Menschen nur dann eine Wohlthat sein, wenn sie einem Bedürfnisse des Menschen entgegenkommt, wenn sie in der Natur des Menschen überhaupt gegründet ist; und hier scheint es, ist die erste und vorzüglichste Klippe, an der gleich Anfangs das ganze Institut der Ohrenbeichte scheitern muß. Tausende und Tausende, Nichtkatholiken und Katholiken, rufen uns nämlich zu: Wir haben kein Bedürfniß zu beichten, wir fühlen durchaus keine Forderung der Beichte von Seite der menschlichen Natur. Es ist nun allerdings wahr, es ist etwas im Menschen, welches von Sündenbekenntniß vor einem Menschen nichts wissen will; wir wissen ja, daß schon die Kinder, wenn sie gefehlt haben, sich wider uns sträuben, den begangenen Fehler zu bekennen; wir wissen, daß der Mensch auf alle Weise seine geheimen Sünden dem Mitmenschen verheimlicht; wir wissen, wie die Verbrecher vor Gericht auf alle Weise lügen und läugnen. Es ist also etwas im Menschen, was sich gegen das Sündenbekenntniß sträubt; aber wie kommt es denn, daß, wenn das Sündenbekenntniß etwas Unnatürliches, etwas der menschlichen Natur Widerstrebendes ist, daß man dennoch dieses Bekenntniß verlangt? Denn, wohlgemerkt, nicht bloß die katholische Kirche verlangt es,

sondern alle Menschen. Oder warum stellt denn der Vater oder die Mutter ihr Kind zur Rede über eine zerbrochene Tasse oder über ein Stückchen Zucker, das es genascht hat? Und warum verlangt der Richter, der von der Höhe seines Tribunals den Dieb und Mörder verhört, das Geständniß? Sind denn dieß nicht von Seite der Eltern und der Richter ganz unnatürliche, der Natur eines jeden Menschen widersprechende Zumuthungen? Noch mehr, wenn das Bekenntniß der Sünden vor den Menschen so unnatürlich ist, wie kommt es denn, daß sich mancher Verbrecher selber angibt, die Straflosigkeit, die ihm das Schweigen gewähren würde, verschmäht und selber die Strafe sucht, der er ausweichen könnte? Wie kommt es denn endlich, daß vom Schweigen und Läugnen eines Schuldigen die ganze Gesellschaft sich manchmal wie erdrückt fühlt, selbst dann, wenn sie sein Bekenntniß gar nicht nöthig hat, um das gegen ihn gefällte Urtheil zu vollstrecken? Wie kommt es, daß wir einen solchen Läugner gleichsam mit Besorgniß und Angst umringen und ihn mit aller Schonung behandeln, um die Ablegung seines Geständnisses zu begünstigen, daß wir auf ihn lauschen und gleichsam ein religiöses Stillschweigen beobachten, um ihn sprechen zu lassen; daß wir mit angestrengter Aufmerksamkeit jenes kostbare Ja aus ihm herausbringen wollen, welches, sobald es dem schwärzesten Ungeheuer aus dem Munde kommt, dasselbe wieder zum Menschen macht und ihm bei seinen Anklägern sogar zur Begnadigung einen Zutritt öffnet? Es gibt kein so unbedeutendes Vergehen, das nicht durch Läugnen schlimm gemacht würde, wie es auch kein so schweres gibt, das nicht durch ein offenherziges, reumüthiges Bekenntniß sich milderte! Wenn ein Verbrecher eingesteht, so findet sein Geständniß gute Aufnahme, man rechnet ihm dieses Geständniß gut an, und empfindet bei sich selber Zufriedenheit für ihn. So die Mutter mit ihrem Kinde, das gefehlt hat, so die Gesellschaft mit dem Verbrecher, der reumüthig gesteht.

Hieraus, Geliebte, erhellt, daß das, was im Menschen sich gegen das Bekenntniß seiner Fehler vor den Menschen sträubt, Nichts Gutes ist, sondern Etwas, was niedergekämpft werden muß, und dieß ist die Selbstliebe, die Eitelkeit und Selbstbeschö-

nigung, mit einem Worte der Stolz. Der Stolz ist aber das erste unserer Laster, die Quelle aller Sünden, der Grund unsers Unglücks. Der Stolz kann nur durch Demuth geheilt werden, und Demuth kann nur aus der Demüthigung hervorgehen. Der demüthigendste Akt für den sündigen, eigenliebigen und stolzen Menschen ist gewiß die offene, vollständige Erzählung seines Lebens, seiner Gedanken, seiner Wünsche und seiner Worte; diese Erzählung ist die Beichte. Von allen Mitteln, unsern Stolz zu brechen, ist demnach die Beichte das wirksamste. Unser Heiland liebte uns zu sehr, er meinte es zu aufrichtig mit unserer Wiedergeburt, als daß er uns dieses so probate Mittel vorenthalten wollte. Darum verordnete und gebot er die Beichte. Dieser Hochmuth des menschlichen Herzens ist es denn auch von jeher gewesen, deß dürft ihr überzeugt sein, der sich am meisten gegen die Beichte gesträubt hat. Alle die Einwürfe, die man gegen die Beichte von jeher erhoben hat, als sei sie eine spätere Erfindung, und Christus habe sie nicht eingesetzt u. dgl. sind nur Vorposten, die der Stolz vorgeschoben hat; aber hinter diesen hat den Hauptwall der Stolz aufgeworfen, der nichts von einem Sündenbekenntniß vor den Menschen wissen will.

Das bessere Naturell im Menschen aber will das Bekenntniß; das ersehen wir aus dem Umstande, daß alle Welt auf das Geständniß dringt, daß Verbrecher sich häufig selber zum Geständnisse getrieben fühlen und aus der Befriedigung und Genugthuung, die sie und die Gesellschaft aus diesem Bekenntnisse schöpfen. Daraus geht hervor, daß das Sündenbekenntniß nicht nur nicht unnatürlich, sondern tief natürlich ist, gleichviel, worin seine Ursachen liegen, und daß es zum Wesen des menschlichen Geistes gehört, in dem Bekenntnisse schon eine Sühnung der Sünden zu suchen. Deßhalb verlangt man das Geständniß, deßhalb geben sich Verbrecher oft selber an. Sehr gut und wahr sagt demnach ein großer Denker*) der Gegenwart: „Das allgemeine Gewissen des Menschengeschlechtes erkennt in dem Geständniß, welches freiwillig der Obrigkeit abgelegt wird, eine sühnende Kraft und ein Verdienst

---

*) **De Maistre, du Pape chap. III.**

der Begnadigung." So ist also wirklich die Beichte, gegen die sich allerdings die schlimme Seite im Menschen sträubt, in seiner bessern Natur begründet, sie ist ein Bedürfniß derselben; sie heilt und sühnt, und darum ist sie eine Wohlthat für den Einzelnen.

Sie ist aber ferner auch noch nach einer andern Seite hin eine Wohlthat für den Einzelnen, indem sie ein Akt des Vertrauens ist und auch in dieser Richtung zu tief in der Menschennatur wurzelt. Oder was ist natürlicher als das Vertrauen, d. h. die Regung eines Herzens, das sich zu einem andern hinneigt, um ein Geheimniß vor ihm auszuschütten? Diese Wahrheit sprach einst in sehr gelungener Weise der Cardinal Cheverus aus. Eine Nichtkatholikin sagte ihm nämlich, was von der katholischen Religion ihrem Gefühle am meisten widerstrebe und sie fortwährend davon abhalte, dieselbe zu ergreifen, sei die Beichte. Nein, werthe Frau, entgegnete der Kardinal, Sie haben vor der Beichte nicht ein so großes Widerstreben, wie Sie glauben. Im Gegentheile, Sie fühlen deren Bedürfniß und deren Werth; denn seit langer Zeit beichten Sie mir schon, ohne es zu wissen. Die Beichte ist nichts Anderes als die Anvertrauung der Unruhe und Angst des Gewissens, die Sie mir anvertrauten, um meinen Rath entgegen zu nehmen." *)

Das Bedürfniß der vertraulichen Mittheilung ist dem Herzen des Menschen angeboren; wir Alle fühlen es in der Trauer wie in der Freude, besonders aber in der Trauer. Uns Alle befällt Kümmerniß, Sorge und Noth. Wir suchen um uns her eine Seele, die uns die Güte erweise, ihre eigenen Angelegenheiten einen Augenblick außer Acht zu lassen, um sich für die unsrigen zu interessiren; aber nicht immer finden wir sie, der Platz ist oft schon eingenommen. Es gibt Leiden, die oft von Solchen kommen, denen man allein sie anvertrauen könnte, und es gibt Leiden und zarte Verlegenheiten, die man unmöglich einem Andern, wer er auch immer sein mag, anvertrauen will. Wie oft hat nicht schon ein unüberlegtes Vertrauen das Herz, welches es hätte erleichtern

*) Vie du cardinal de Cheverus. p. 60.

und trösten sollen, gebrochen und geschlagen! O wie viele unglückliche Herzen stürzen sich ins Laster oder in Verzweiflung, weil sie keinen vertrauten Freund gefunden haben! Sieh, da hat der Herr in seiner Kirche den Beichtstuhl hingestellt, in welchem ein unparteiischer, unbestechlicher und erfahrener Mann allen denjenigen wartet, die Trost und Hülfe bedürfen, dem jeder Mensch Dinge anvertrauen kann, die er sonst Niemandem anvertrauen möchte. Er hat Lehren der Weisheit für alle Lebensalter, und Heilmittel gegen alle Uebel. Er sieht, erfaßt und entschleiert die geheime Werkstätte der Leidenschaften, er setzt den Menschen in Sicherheit gegen eine Menge Täuschungen und gefährliche Grundsätze; mit fester Hand zeichnet er jedem Alter die Bahn seiner Pflichten und befestigt unsre Schritte auf dem Wege der Tugend. Was vermag diese heilsamen Belehrungen zu ersetzen? Weder der Vater noch die Mutter, noch der gewöhnliche Freund, kennen die innersten Geheimnisse ihres Kindes oder ihres Freundes. Es gibt eben Dinge, die man Niemandem offenbaren kann und will, außer einem Manne, in welchem man das Organ der Gottheit selber erblickt und von dem man weiß, daß er überdieß an das Gesetz des unverbrüchlichen Geheimnisses gebunden ist. Ich weiß es, es gibt Leute, die die Belehrung im Beichtstuhle nicht sonderlich hoch anschlagen, die sich das selber sagen zu können vorgeben, was ihnen im Beichtstuhle gesagt wird und noch weit Besseres, die mit Verachtung sogar und Zorn an das sich erinnern, was ihnen im Beichtstuhle gesagt worden ist, und einen derartigen Vertrauensmann für alle Zukunft von sich ferne halten wollen; allein die so reden, bedenken nicht, daß die Wahl eines Beichtvaters lediglich von *ihnen* abhängt, wie die Wahl eines Arztes und daß die eine oder andere Enttäuschung nicht dem ganzen Institute zur Last fallen kann. Diesen möchte ich zurufen, daß sie in der Wahl eines Beichtvaters nur eben so sorgsam, umsichtig und gewissenhaft zu Werke gehen möchten, wie in der Wahl eines Arztes. Haben sie aber einen Solchen gefunden, dann werden sie gewiß mit dem erst kürzlich verstorbenen Silvio Pellico, der durch Unglück auf den Pfad der Tugend wieder zurückgeführt wurde, sagen müssen,

was wir in seinem bekannten Buche: „Meine Gefangenschaft“ lesen. Dort heißt es: „Jeden Monat, wo ich in meinem Gefängnisse die zarten Vorwürfe, die herrlichen Ermahnungen meines Beichtvaters vernahm, brannte ich vor Liebe zur Tugend, haßte ich Niemand, hätte ich mein Leben für den Geringsten meines Gleichen gegeben, pries ich Gott, daß er mich zum Menschen machte. Ach der Unglückliche, der die Erhabenheit der Beichte nicht kennt! Der Unglückliche, welcher, um über dem großen Haufen stehend zu erscheinen, meint, er dürfe mit Verachtung auf sie sehen! Man kann wissen, was dazu gehört, um tugendhaft zu sein; aber eben so wahr ists, daß es sehr heilsam ist, es sich wiederholen zu hören, und daß unsere eigenen Betrachtungen und Bücher allein nicht hinreichen, sondern daß das lebendige Wort eines Menschen eine ganz andere Macht hat als unser Lesen und Betrachten. Die Seele wird dadurch mehr erschüttert, die Eindrücke, die sie empfängt, sind tiefer. In dem Bruder, der spricht, ist ein Leben, ein Inhalt, den man oft vergebens in den Büchern und in seinen eigenen Gedanken sucht.“

Eine dritte Wohlthat ist die Beichte für den Einzelnen in so fern, als ein Jeder eigentlich eine öffentliche Beichte vor der ganzen Gesellschaft abzulegen hätte, Gott aber mit dem Bekenntnisse an einen einzigen Menschen, der überdieß noch durch das Siegel des Stillschweigens gebunden ist, sich begnügt. Niemand wird nämlich Folgendes in Abrede stellen wollen. Das Bekenntniß an sich betrachtet, ist erstens eine Schuld, die wir der Wahrheit und der Gesellschaft abzutragen haben. Das Wort ist dem Menschen gegeben, damit er seine Gedanken ausdrücke und der Wahrheit stets freien Lauf lasse. Zweitens, wir Alle gehören zur Gerichtsbarkeit der Gesellschaft, deren Glieder wir sind, und müssen ihr von der Wahrheit Rechenschaft ablegen. Sie schuldet uns ihren Glauben, und wir schulden ihr die Wahrheit. Wir leben von ihrer Achtung und von ihrem Vertrauen, aber unter der Bedingung, daß wir sie über die Wirklichkeit des Verdienstes, welches sie an uns wahrzunehmen glaubt, nicht täuschen. Wenn also dieses Verdienst in der That nicht so ist, wie es zu sein scheint,

so sind wir's der Wahrheit wie auch der Gesellschaft schuldig, das offen zu erklären. Sich nicht erklären, etwas anders scheinen als sein, heißt lügen, seine Mitmenschen täuschen, die Gesellschaft hintergehen. Unser ganzes Leben, ja alle unsere Gedanken müßten, wenns möglich wäre, offen daliegen, und wir müßten gleichsam durchsichtig sein wie ein Krystall. So befänden wir uns in einem beständigen Zustande des öffentlichen Bekenntnisses. Das Bekenntniß sollte also eigentlich öffentlich sein, und in den ersten Zeiten der Kirche war das auch der Fall; freilich ging die geheime Beichte immer vorher; denn erst durch diese konnte ermittelt werden, welche Sünden sich zur öffentlichen Beichte eigneten. Diese öffentliche Beichte wurde zwar aus vernünftigen Gründen aufgehoben und konnte als bloß kirchliche Anstalt aufgehoben werden; allein der Grundsatz, daß wir der Gesellschaft Wahrheit und Offenheit schuldig sind, bleibt, und es ist demnach eine Wohlthat für den Einzelnen, daß sich Gott der Herr, statt der öffentlichen Beichte vor Allen, mit der geheimen Beichte vor einem Einzigen noch dazu zum Stillschweigen Verpflichteten begnügt. Diese Wohlthat sollte ein Jeder, möchte man meinen, dankbar anerkennen; allein sieh' da, man will auch diesem Einzelnen nicht beichten, obwohl man eigentlich ein öffentliches Bekenntniß der ganzen Gesellschaft schuldig wäre. Dieß hat den großen Denker Pascal zu folgender Klage veranlaßt: „Die katholische Religion verlangt nicht, seine Sünden Jedem, ohne Unterschied, zu offenbaren, sie leidet es, daß man allen andern Menschen verborgen bleibe; einen Einzigen aber nimmt sie aus, dem man den Grund des Herzens aufdecken und sich, wie man ist, zeigen soll. Nur diesen Einzigen, verordnet sie, sollen wir enttäuschen, und sie verpflichtet ihn zum unverbrüchlichen Schweigen, so daß er von uns Kenntniß hat, als ob er sie doch nicht hätte. Kann man sich wohl etwas Liebreicheres und Milderes denken? Und dennoch ist der Mensch so verderbt, daß er dieses Gesetz noch hart findet; ja dasselbe bildet sogar einen Hauptgrund, warum ein großer Theil von Europa sich immer noch gegen die Kirche empört. O wie ungerecht und unverständig ist das Herz des Menschen, daß es böse wird, wenn man es verpflichtet, vor einem Menschen

zu thun, was es rechtmäßiger Weise vor allen Menschen thun sollte! Denn ist es wohl recht, daß wir Alle täuschen?" Das, sagt Pascal, ist ein Beleg für die Verderbtheit des menschlichen Herzens, der ihn grauen macht.

Endlich bietet sich als die letzte und hauptsächlichste Wohlthat der Beichte dem Einzelnen die Verzeihung der Sünden und die geistige Wiedergeburt dar. Die Beichte ist nicht bloß ein Akt des Vertrauens, sie belehrt den Menschen nicht nur in der Kunst, seine gefährlichsten Seelenfeinde zu besiegen, sondern sie bringt ihn in seinen eigenen Augen wieder zu Ehren, wenn er sich durch die Sünde beschämt fühlt, und macht ihm Muth zur Tugend. Das reumüthige Sündenbekenntniß vor dem Priester gibt dem Menschen die tröstende Gewißheit, daß er mit Gott wieder in Freundschaft stehe und bringt alsbald Ruhe in seine von Gewissensbissen zermarterte Seele, und das Leben, das nun mehr eine Qual schien, wird sanft und ruhig, und der Tod verliert seine Schrecken. Hunderte und Tausende sind durch die Beichte schon gerettet worden, vor Verzweiflung und Selbstmord bewahrt geblieben — nichts anderes konnte sie retten als die Beichte. Es ließe sich Vieles sagen über die Freuden eines unglücklichen Sünders nach einer reumüthigen Beichte, Vieles über die Seligkeit des Priesters im Beichtstuhle; statt aller Worte möge euch, Geliebte, ein Beispiel genügen.

Ein alter Kavallerieoffizier kam eines Tages durch einen Ort, wo der berühmte Pater Bridaine Mission hielt. Neugierig, einen Redner von so großem Rufe zu hören, ging er in die Kirche, wo dieser Missionär einen Vortrag über den Nutzen und die Art und Weise einer rechten allgemeinen Beichte hielt. Der Soldat, ergriffen von der Macht der Rede, entschließt sich sogleich zu beichten, tritt vor die Kanzel hin, redet mit dem Pater Bridaine und beschließt, bei der Mission zu bleiben. Seine Beichte legte er mit dem Gefühle wahrer Reue ab. Es schien ihm, sagte er, als nähme man ihm von seinem Haupte eine unerträgliche Last weg. Unter Thränen, die ihn Jedermann vergießen sah, ging er aus dem Beichtstuhle weg, nachdem er die Absolution empfangen hatte.

Nichts, sagte er, war für ihn so wohlthuend als die Thränen, die ungezwungen aus Liebe und Dankbarkeit seine Wangen herabrollten. Als der Pater Bridaine sich in die Sakristei begab, folgte ihm der Offizier und da sprach denn in Gegenwart mehrerer Missionäre der rechtschaffene Militär die Gefühle, die ihn durchströmten, in folgenden Worten aus: „Meine Herren, hören Sie mich gütig an, besonders Sie, Pater Bridaine! Nie in meinem Leben habe ich so reine und süße Freuden genossen wie die, welche ich genieße, seit ich mit Gott versöhnt bin; ich glaube in Wahrheit, daß Ludwig XV., dem ich 36 Jahre lang gedient habe, nicht glücklicher sein kann als ich. Nein, dieser Fürst ist bei all dem Glanze, der sein Thron umgibt und im Schooße aller Vergnügungen, in denen er schwimmt, nicht so zufrieden und glücklich, wie ich es bin, seitdem ich die furchtbare Last meiner Sünden von mir habe." Bei diesen Worten drückte er dem Pater Bridaine die Hand und sagte: Wie kann ich meinem Gott Dank sagen? er hat mich in diese Gegend geführt. Ach, ich dachte an nichts weniger als an das, was Sie mit mir vornahmen. Ich werde Sie nie vergessen, und beschwöre Sie den Herrn zu bitten, daß er mir Zeit lasse, Buße zu thun, und es kommt mir vor, als falle es mir nicht schwer, so fern mich Gott unterstützt.

Hört ihr es, Geliebte, es fällt mir nicht schwer, sagt der Gerettete. Seht da den durch die Beichte gewonnenen Muth und die glühende Sehnsucht nach der Tugend! Das sind die Wunder der Beichte! Wie mancher Priester kann davon erzählen, und ich glaube, es sind gewiß Viele unter euch, die auch aus eigener Erfahrung davon zu erzählen wissen.

Genug. Ich hoffe, daß euch nunmehr die Beichte als eine unermeßliche Wohlthat für den Einzelnen erscheint; denn er findet im Bekenntnisse einen Akt der Sühne für die Gesellschaft, von der er eigentlich ein öffentliches Bekenntniß ablegen sollte; er findet im Beichtstuhle einen vertrauten, durch das Siegel der Verschwiegenheit verpflichteten Freund, der ihn belehrt, ermahnet, warnet, tröstet und stärkt, zuletzt im Namen Gottes und an Gottes Statt die

Last seiner Sünden hinwegnimmt und ihn so zu einem neuen Menschen umwandelt.

Ich kann deßhalb euch und aller Welt nur zurufen: Benützet die Beichtanstalt im Geiste der h. Kirche, sie wird für Jeden aus euch das segensreichste Institut, und die Göttlichkeit desselben wird euch fühlbarer werden, wenn ihr sie selber empfindet, als wenn man mit hundert Beweisen euch davon zu überzeugen sucht. Amen.

Predigt

auf den vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Betrachtet die Vögel des Himmels, sie säen nicht aus und ernten nicht ein und sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater ernähret sie. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie?" — Matth. 6, 26.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Es ist eine alte Frage, die, so lange die Welt steht, schon die Geister beschäftigt hat: Woher ist die Welt und wie ist sie entstanden? Wie erhält sie sich zu uns, und wie haben wir uns ihre fortdauernde Existenz zu erklären? Es sind die Weisen aller Zeiten, die Philosophen, besonders gewesen, die sich dieser Frage bemächtigt und dieselbe zu beantworten gesucht haben, und wie sonderbar und verschieden sind ihre Antworten ausgefallen! Und heute ist die Philosophie mit Beantwortung dieser Fragen noch nicht fertig und wird auch kaum so bald damit fertig werden. Die neueste Philosophie glaubte freilich mit Leichtigkeit sich dieser Arbeit entledigt zu haben, indem sie kurzweg sagte: Gott ist die Welt und die Welt ist Gott, indem sie das Dasein eines persönlichen Gottes und die Schöpfung der Welt durch ihn läugnete und das ganze Universum in den Schmelztigel eines blinden Verhängnisses warf. Die Trostlosigkeit einer solchen Philosophie liegt offen zu Tage und sie hat auch ihre schrecklichen Früchte getragen; denn wenn man dem Menschen einmal als unumstößliche Wahrheit beibringt, daß es keinen Gott gibt, daß die ganze Welt durch Zufall entstanden

ist und unter einem blinden Verhängnisse steht, daß somit von einer göttlichen Vorsehung keine Rede sein könne: so nimmt man ihm auch den letzten Anker der Hoffnung und des Vertrauens, und erkennt keine andere Richtschnur seines Handelns mehr, als seine Habsucht und die übrigen bösen Leidenschaften. Darum hat merkwürdiger Weise solch ein atheistischer Philosoph, der den Glauben an eine göttliche Vorsehung selber für ein Vorurtheil hält, den Stab über dieselbe gebrochen mit den Worten: „Diejenigen, welche sich bemühen, dem menschlichen Geschlechte dergleichen Vorurtheile (von der Vorsehung und Religion nämlich) zu benehmen, sind vielleicht gute Philosophen; aber ich kann sie nicht für gute Bürger und Staatsmänner halten, weil sie dem Menschen den Zügel der Leidenschaften abnehmen und dadurch die Uebertretung der Gesetze der Gesellschaft und der Billigkeit leichter und sicherer machen. *)" Dieser weise Mann hat nur vergessen, uns auch noch zu sagen, daß ein Mensch, der den Leuten den Glauben an die Vorsehung und somit auch das Fundament der Moral unter den Füßen wegnimmt, nicht bloß kein guter Bürger und Staatsmann, sondern auch ein grundschlechter Philosoph sei, und er hat dieß wahrscheinlich darum vergessen zu sagen, weil er sonst an sich selbst hätte denken müssen.

Wie ganz anders, Geliebte, nimmt sich diesen alten und neuen philosophischen Hirngespinnsten von der Entstehung und der Erhaltung der Welt gegenüber, die Philosophie der heiligen Schrift aus und insbesondere die Philosophie, die der größte Weise — ich bediene mich hier des Lieblingsausdruckes unserer getauften Philosophen — Jesus Christus diesen Thoren gegenüber gelehrt hat! Oder wer kann das heutige Evangelium lesen, ohne die erhabensten Begriffe von Gott dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, von seiner Allmacht Weisheit und Güte zu fassen, ohne sich zum höchsten Vertrauen auf diesen gütigen Vater im Himmel und zum innigsten heißesten Danke gegen ihn entflammt zu fühlen? Heute hören wir aus dem Munde dessen, der sich selber die Wahrheit

---

*) David Hume.

nennt, daß der Vater im Himmel es ist, der die Blumen auf dem Felde kleidet und den Vogel in der Luft speist. Es ist dieß das einzigemal, daß sich der Heiland der Welt über die Schöpfung und ihr Verhältniß zu Gott ausspricht; es sind auch nur wenige Worte, mit denen er dieß thut; aber diese wenigen Worte sagen uns mehr, als alle philosophischen Systeme über Erschaffung und Erhaltung der Welt. Es sind die Grundzüge der christlichen Philosophie, die das heutige Evangelium enthält und diese bilden eine unerschöpfliche Quelle des Glaubens und des Vertrauens, des Trostes und der Sittlichkeit. Lasset uns diese Philosophie des Christenthums über die Schöpfung und Erhaltung der Welt heute näher betrachten! Die Kirche hat ja diesen Evangelienabschnitt gerade für die Sommerzeit ausgewählt, wo der Mensch so gerne bei Betrachtung der Natur verweilt, weil gerade in dieser Jahreszeit die Natur so viel Anziehendes für ihn hat. Blättern wir also heute ein wenig in dem schönen Buche der Natur, auf daß wir ihren Schöpfer und Erhalter kennen, loben und preisen lernen! Die Philosophie des Christenthums sagt uns also:

Der Vater im Himmel hat die Welt erschaffen; I.
Der Vater im Himmel erhält sie; II.
Ihm, dem Schöpfer und Erhalter, muß deßhalb auch der Mensch vertrauen; III.

Ich beginne u. s. w.

I.

Es steht nirgends im Evangelium aufgeschrieben, daß Jesus einmal gesagt hätte, daß Gott Himmel und Erde erschaffen habe; wir wissen nur, daß er Gott den Vater, seinen Vater und unsern Vater, den Vater im Himmel nennt. Schon das wäre genug um zu erkennen, daß die Welt nicht von sich selber entstanden sein kann, sondern, da sie einen Urheber haben muß, nur Gott den Vater zum Urheber haben könne; denn deßwegen heißt er ja Vater, weil er der Schöpfer, der Vater aller Dinge ist. Aber Christus nennt Gott nicht bloß Vater, sondern sagt auch ausdrücklich, daß

der Vater im Himmel die Blumen auf dem Felde so schön kleidet und für den Vogel in der Luft sorgt. Wir sind demnach berechtigt, rückwärts zu schließen und zu sagen: Wenn der Vater im Himmel es ist, der für die Blume und den Vogel sorgt, so muß er die Blume und den Vogel auch erschaffen haben; denn wir wüßten Niemand Anderen, der etwa den Vogel erschaffen und dann zu ihm in die Kost gegeben, der die Blumen geschaffen und etwa durch den Vater im Himmel ihr dann ein Kleid besorgen müsse; nein, der die Blumen und die Vögel kleidet und nährt, der hat sie gewiß auch beide erschaffen. Wir sind aber berechtigt, noch weiter rückwärts zu schließen und zu sagen: wenn der himmlische Vater die Blume und den Vogel erhält, so erhält er gewiß auch noch weit bedeutendere Dinge im Universum, die der Erhaltung und Sorgfalt noch weit bedürftiger sind; mit einem Worte: Erhält der Vater im Himmel das Kleine, das Unbedeutende, so erhält er auch das Große, mit Einem Worte das ganze Universum, und erhält er es, so hat er es auch erschaffen; er erhält also sein eigenes Werk. Aus der Erhaltung der Welt durch den Vater im Himmel folgt also ganz sicher, daß der Vater im Himmel dieselbe auch erschaffen hat. Diese Lehre von der Erschaffung aller Dinge durch den allmächtigen, weisen und gütigen Vater im Himmel ist so selbstverständlich, daß Christus der Herr sie nicht einmal besonders hervorheben zu müssen glaubte; die Juden wurden ja auf jeder Seite ihrer heiligen Schriften auf diese Wahrheit hingewiesen. Sie durften nur die ersten drei Zeilen derselben ansehen und dann fanden sie schon die Worte: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Nur auf die Vorsehung, die sich auch um die Blume und den Sperling kümmert, also gewiß noch mehr um den Menschen, glaubte der Herr hinweisen zu müssen, um Muthlosigkeit zu verscheuchen und Vertrauen einzuflößen.

Und in der That, Geliebte, wem sollte denn diese christliche Lehre, diese Philosophie, daß ein allmächtiger, weiser und gütiger Gott die Welt erschaffen habe, nicht als ausgemachte Wahrheit erscheinen? Ist es denn nicht von selbst klar, daß Himmel

und Erde nicht von sich und zufällig entstanden sein können? Man sieht, daß der Mensch wieder vom Menschen, das Thier von andern Thieren, und die Pflanze von dem Samen der Pflanzen entsteht. Allein woher kam denn der erste Mensch? Das erste Thier und der erste Same zur Pflanze? Alle Kraft und Macht aller Engel und Menschen ist nicht hinreichend, auch nur das geringste Thier oder die unbedeutendste Pflanze zu schaffen. Und doch sind sie da! sie müssen einmal entstanden sein; denn von Ewigkeit sind sie nicht. Sind sie denn von sich entstanden? oder durch Zufall? Man häufe einmal auf einen Bauplatz Holz, Steine, Sand, Kalk und alle anderen erforderlichen Baumaterialien auf und warte, bis sich das Haus von selbst gestaltet! Nicht wahr, es wird sich in Ewigkeit nicht gestalten. Und das ganze große Weltgebäude soll so von sich, so zufällig entstanden sein? Es gibt Leute, die es absichtlich vermeiden, zu sagen: Gott hat die Welt erschaffen, damit sie ihre Zweifel oder ihren Unglauben oder ihre vermeintliche Aufgeklärtheit an den Tag legen. Einen solchen ungläubigen Freund hatte auch der Astronom Athanasius Kirchner; aber dieser heilte seinen Freund von dem Wahne, daß die Welt zufällig entstanden sei, auf eine ganz eigene Weise. Einst erhielt er nämlich, wie öfter, einen Besuch von diesem Freunde. Der Jesuitenpater aber hatte dringende Arbeit und ließ sich in derselben nicht stören. Jener sah sich aus Langeweile in dem Zimmer um und bemerkte in einem Winkel einen Himmelsglobus, den der Astronom absichtlich hingestellt hatte. Mit Vergnügen betrachtete ihn der Gotteslängner und fragte, wer ihn gemacht hätte. Kirchner antwortete, er gehöre nicht sein, es habe ihn auch Niemand gemacht, er müsse also von sich selbst entstanden, oder so zufällig hingekommen sein. Das ist lächerlich, erwiderte jener und wurde unwillig, weil ihm Kirchner so etwas Unsinniges einreden wollte. Auf diese Aeußerung hatte der Astronom eben gewartet. Sie wollen nicht glauben, sagte er nun, daß dieser kleine und schlechte Körper von sich selbst entstanden sei? Wie können Sie glauben, daß sein großes Original durch Zufall entstanden sei? Darauf konnte der Gotteslängner

kein Wort mehr vorbringen; beschämt schlich er sich fort, und von jener Stunde an war er von seiner Thorheit geheilt.

Leider sind nicht alle Ungläubigen so leicht zu kuriren; sie wollen ungläubig sein, weil der Unglaube den gleißenden Namen Aufgeklärtheit trägt. Aber die gesunde Vernunft schon, erleuchtet vom Lichte des Christenthums, verdammt diese Aufklärung, denn es ist mit großen herrlichen Buchstaben in das Buch der Natur geschrieben: der Vater im Himmel hat dieß Alles geschaffen! — Wäre das Universum ein Klotz, in dem kein Leben und keine Bewegung wäre, kein Verstand, keine Harmonie und Schönheit sich zeigte, so könnte man allenfalls auf den Gedanken kommen, das Alles sei ein Werk des Zufalls; wie wenn man etwa einen Felsenblock am Wege findet, der einmal durch einen Zufall sich von einem Berge losgerissen hat und nun regungs- und bewegungslos daliegt. Aber so ein lebloser Klotz ist die Welt nicht; die Welt ist ein Uhrwerk, und ein Uhrwerk setzt sich nicht von selbst zusammen. Dieses große unermeßliche Uhrwerk bewegt sich stets in wundervoller Ordnung. Genau auf die Sekunde trifft alle Bewegung eines jeden Himmelskörpers ein, so daß man Jahrhunderte die Mondenwechsel und die Sonnen- und Mondsfinsternisse rückwärts und vorwärts berechnen kann. Das Alles ist von Anfang an so gemacht. Ein Narr ist nun der, der da behaupten will, das Alles habe sich selbst gemacht, die Welt mag einen sochen Menschen einen Philosophen oder großen Denker nennen, wir nennen ihn einen Narren, und zwar mit König David, der, vom h. Geiste erleuchtet, es aller Welt sagt: Nur der Narr spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott.

II.

Macht es aber schon der Anblick der Welt einem Jeden klar, daß dieß Alles nicht durch Zufall entstanden sein kann, so leuchtet dieß noch mehr hervor aus der Erhaltung der Welt. Man könnte für einen Augenblick annehmen, daß die Welt durch Zufall entstanden sei; aber die Erhaltung der Welt und die Art und Weise dieser Erhaltung beweisen uns, daß hier von einem Zufalle

nicht im mindesten die Rede sein kann. Ein Uhrwerk setzt sich nicht von selbst zusammen, noch weniger aber zieht es sich selbst auf. Nun ist aber das Uhrwerk des Universums seit sechs tausend Jahren noch nicht stehen geblieben. Gesetzt, das Sonnenlicht hätte sich selber angezündet; nun aber brennt und leuchtet die Sonne, dieses große, herrliche Licht, schon so lange über die Erde hin, als Menschen denken, und hat seit Tausenden von Jahren noch nicht abgenommen an Glanz und strahlender Schönheit. Sieh', dieses Licht ist noch nicht schwächer geworden und diese Schönheit hat seit sechs tausend Jahren noch nicht gealtert. Wer hat sie angezündet und ihr wunderbares Feuer erhalten bis auf diesen Tag: Und trittst du hin in die wolkenlose Nacht, wie funkelt und flimmert der Himmel über dir von Millionen und Millionen Sternen! Wer hat sie erschaffen und wer hält sie in seiner Hand? Der Zufall ist blind; aber in dieser Erhaltung der Himmelskörper offenbart sich ein berechnender an unwandelbare Gesetze sich haltender Wille, eine unendliche Macht und Weisheit. Es ist aber merkwürdig, daß der Herr in der heutigen Ansprache nicht auf die Sonne und ihren Glanz, nicht auf die Himmelskörper und ihre Majestät und regelmäßige Bewegung hinweist, sondern auf das Gras, das heute blüht und morgen zertreten wird und auf die Vögel der Luft, von denen man meinen möchte, daß sich gewiß Niemand um sie kümmere, sondern daß solche Winzigkeiten lediglich ein Spiel des Zufalls seien. Aber nein, gerade darauf richtet der Herr unsere Aufmerksamkeit; nichts ist dem Zufall preisgegeben, sagt er, auch für das Kleinste wird gesorgt. Kein Sperling fällt vom Dache ohne einen höheren Willen und die Feldblume bekommt ihr schönes Kleid nicht vom Zufalle, sondern vom Vater im Himmel. Wie ein irdischer Vater mit Umsicht und Liebe für seine Kinder und ihre Erhaltung sorgt, so der Vater im Himmel für die Welt, die er erschaffen, im Kleinsten, wie im Größten. Nicht ein blinder Zufall also regiert die Welt, sondern ein Vater, und zwar der Vater im Himmel; folglich muß sich in dieser Regierung Weisheit und Güte zeigen, denn das ist das Regiment eines Vaters. Und diese weise gütige Regierung, sie zeigt sich überall im Kleinsten wie

im Größten. Der Vater im Himmel wollte, daß zahllose Wesen lebten und sich freuten. Nun siehe, Luft, Erde und Wasser ist voll von ihnen. Wie viele Schwalben gibt es nur in einem einzigen Dorfe! Und wie viele Mücken dienen diesen Schwalben zur Nahrung! Wie groß muß nun die Zahl aller Vögel und Mücken auf der ganzen Erde sein! Wenn sie alle beisammen wären, der Tag würde verfinstert werden, man sähe nichts mehr vom Himmel. Sehet auf die Erde; auch sie ist voll von lebendigen Wesen! Es gibt unermeßlich große Waldungen, mit millionenmal Millionen Bäumen. Oder grabet in die Erde, wo ihr wollt, so findet ihr Würmer und Käfer. Und doch was sind all diese zahllosen Insekten und Würmer im Wald und im Boden gegen die zahllosen anderen Thiere, das Wild, die Hausthiere, die Heerden, die Schaaren von Feldmäusen, das Heer von Heuschrecken, die Schlangen und all die lebendigen Wesen, wovon es in heißen Ländern noch unendlich zahlreicher und mannigfacher wimmelt, als bei uns! Sehet auf das Wasser. Das Wasser des Meeres nimmt eine dreimal so große Fläche ein über der Erde, als das trockene Land! Und diese Meere nebst Strömen, Flüssen und Bächen und Quellen, Seen und Weihern wimmeln von lebendigen Wesen. Aber noch mehr! Der Vater im Himmel wollte nicht bloß, daß diese Wesen lebten, er wollte auch, daß sie sich ihres Lebens freuen möchten. Es soll z. B. die Kuh und das Pferd leben, wenn aber im Winter Alles gefroren und zugeschneit ist, woher sollen diese Thiere ihr Futter nehmen? Nun gab Gott der Kuh Milch und dem Pferde Kraft und Lenkbarkeit, so daß die Menschen um ihres eigenen Nutzens willen dafür besorgt sind, Futter für den Winter zu sammeln, um Kuh und Pferd zu ernähren. Sehet die Katzen und Eulen an, welche Aussteuer ihnen Gott gegeben hat, damit sie ihre Nahrung bekommen. Er gab der Katze und Eule Augen, die auch im Finstern sehen, weil sie ihre Nahrung meistens bei Nacht bekommen. Er gab der Katze einen leisen Gang und der Eule einen leisen Flug. Aber die spitzen Krallen, womit sie ihre Nahrung fassen müssen, wären bald stumpf und unbrauchbar, wenn diese Thiere auf ihnen gehen müßten; darum kann die Katze ihre Krallen

beim Gehen einziehen, die Eule aber nicht, weil sie fliegt und die Füße zum Gehen nicht braucht. Oder sehet die Vögel und bewundert die Weisheit in Einrichtung und Gestalt ihrer Schnäbel und Füße! der Storch soll im Sumpf und Riedgras seine Nahrung suchen, darum braucht er einen langen Schnabel und lange Füße. Der Specht soll die Käfer unter den Rinden der Bäume suchen, er muß somit gewaltige Kraft im Schnabel haben, um seine Nahrung herausholen zu können. Die Schwalben, welche im Fluge kleine Thiere fangen, haben einen ganz andern Schnabel, als die Sperlinge, die Körner suchen. Die Ente, die am liebsten im Wasser ist, hat einen ganz andern Fuß als das Huhn, welches die Erde aufscharrt und Körner sucht. Viele Thiere finden im Winter keine Nahrung bei uns, und doch sollen sie leben; was thut nun der Vater im Himmel für sie? Manche, die leicht und lange fliegen können, empfinden im Spätjahr einen heftigen Trieb, fortzuziehen, und es treibt sie gerade in solche Weltgegenden, wo es warm ist, während es bei uns wintert. Andere, die nicht fortziehen können, verbergen sich beim Herannahen des Winters und fallen in einen tiefen Schlaf, wo sie nichts empfinden und keine Nahrung zu sich nehmen, bis die warme Frühlingsluft sie wieder aufweckt. Andere die nicht so eingerichtet sind, daß sie Monate lang schlafen können, lehrt Gott im Herbst sich einen Vorrath sammeln, von dem sie dann im Winter leben. Die Fische und die meisten Wasserthiere können nicht in verdorbenem Wasser leben; das Wasser verdirbt aber alsbald, wenn es lang steht; da hat Gott alles Wasser außer dem Meere in Bewegung gesetzt, es fließt in Bächen und Flüssen dahin; das Meerwasser selber aber ist salzig und hat überdieß seine Bewegungen durch Ebbe und Fluth und Sturmwinde, so daß es nicht in Fäulniß gerathen kann. Aber auch selbst das unbedeutendste Thierchen, selbst solche, die wir nur als Ungeziefer verachten und tödten, werden auf das vollkommenste verpflegt und versorgt. Die Spinne lebt z. B. von Mücken, das ist ihre Nahrung; nun aber hat sie keine Flügel, wie der Vogel, wie soll sie ihre Nahrung finden? Nun sehet die Weisheit Gottes! Er läßt die Spinne ein schönes kunstreiches Gewebe, ein Netz weben und

aufspannen; fängt sich nun eine Fliege, so eilt die Spinne darauf los, und damit die Fliege sich nicht wehre und das Netz zerreiße, so bindet ihr die Spinne schnell Flügel und Füße mit ihrem Faden zusammen und saugt sie dann aus. Oder betrachtet die Raupe, wie dieser schwache Wurm so wundersam das Leben durchbringt. Die Raupe lebt von Blättern; aber wo soll sie diese im Winter hernehmen? Eine jede Gattung von Raupen lebt ferner von einer bestimmten Pflanzenart, so daß z. B. die Weidenraupe eher vor Hunger stirbt, als daß sie die Blätter eines Apfelbaumes angriffe; wie soll nun das schwache langsame Thier die ihm angemessenen Pflanzen finden? Das hat nun der Vater im Himmel folgendermaßen eingerichtet: der Schmetterling legt vor seinem Sterben kleine Körnchen, die man Raupeneier nennt, gerade an jene Pflanze hin, welche die künftige Raupe braucht. Die Raupe kommt nun nicht eher aus dem Ei, bis der Baum Blätter hat und zwar zarte junge Blätter; käme die Raupe eher, bevor die Blätter kommen, so müßte sie verhungern, käme sie später, wenn die Blätter schon stark sind, müßte sie wieder verhungern; nun kommen sie miteinander und wachsen miteinander, so daß sie ihre Nahrung bekömmt. Im Winter aber puppt sie sich ein, und braucht keine Nahrung. Und so ließe sich das an den Millionen der übrigen Geschöpfe nachweisen; Alles, was da lebt und webt auf Erden, sagt uns: Gott wollte, daß zahllose Wesen lebten und sich freuten. Nur ein Vater konnte so sorgen und zwar ein unendlich mächtiger, weiser und gütiger Vater. Hier vom Zufalle reden wollen, ist pure Narrheit. Wenn nun aber dieser gütige Vater im Himmel so für alle seine Geschöpfe sorgt, was soll der Mensch daraus lernen?

III.

Der Herr sagt es uns im heutigen Evangelium: Wenn Gott für das Geringste, für die Blume des Feldes und den Vogel in der Luft so väterlich, so weise und gütig sorgt, wird er dann unser vergessen? Wird er nicht auch für uns sorgen, für die er doch

all dieses erschaffen hat? „Alles ist Euer“, sagt der Weltapostel, „sei es die Welt oder das Leben, oder der Tod, oder die Gegenwart, oder die Zukunft. *)“ Einiges, sagt der h. Bonaventura, ist zu deinem Gebrauche und Nutzen geschaffen, wie die Getreidefrüchte, Anderes zu deinem Vergnügen wie die Vögel mit ihrem Gesang, die Falken und Hunde zur Jagd, Anderes zu deinem Dienste, wie die Pferde, Elephanten, Kameele und Rinder, Anderes endlich zu deiner Uebung und heilsamen Furcht, wie die Löwen, Schlangen und Wölfe. Hugo von St. Viktor sagt: daß alle Geschöpfe in folgenden Worten zum Menschen reden: Nimm, gib, flieh'! Nimm die Wohlthat, gib Gehorsam, flieh' die Strafe! Das erste Wort bezeichnet ihre Dienstfertigkeit, das zweite ihre Ermahnung und das dritte ihre Drohung. Es ist, als warnten sie: Willst du für solche Gunst und Wohlthat nicht gehorchen, so fürchte seine Rache und Strafe; lässest du dich von der Liebe nicht leiten, so wirst du von der Strafe gezogen; denn der Geschöpfe bedient er sich zu ihrem Vollzuge; „der Erdkreis wird kämpfen für ihn wider die Unsinnigen, heißt es im Buche der Weisheit.

Dank also für die Wohlthat der Schöpfung und Erhaltung ist die erste Pflicht des Menschen gegen Gott. Die zweite ist: unbegrenztes Vertrauen auf ihn, der für das Kleinste sorgt, also auch gewiß den Menschen, den König der Schöpfung nicht vergißt, und Vermeidung aller übertriebenen heidnischen Sorge für unsere Erhaltung. Euer Vater weiß ja, sagt der Herr, daß ihr dieß Alles braucht, also wird er es euch auch geben. Aber hier ist es, wo der Versucher an uns herantritt und spricht: Nicht wahr ist es, daß ein weiser Gott für euch sorgt, lediglich der launige Zufall. Das sehen wir, wie so oft im Leben, gerade wieder in der Gegenwart. Voriges Jahr hatten wir Mangel an Feldfrüchten, eine schlechte Ernte; dafür haben wir heuer eine ausgezeichnete Ernte, aber auch die schreckliche Seuche haben wir, so daß der Mensch seines Lebens nicht froh werden kann; anderwärts

---

*) I. Cor. 3, 22.

haben sie furchtbare Ueberschwemmungen, furchtbare Erdbeben, Krieg und Revolution; wenn es ein weiser und gütiger Gott wäre, der die Welt regierte und die Schicksale der Menschen lenkte, dann fände sich nicht solch gräuliches Durcheinander. Geliebte, diese Versuchung ist leicht zurückzuweisen. Wir haben die herrlichsten Jahre gehabt, ausgezeichnete Ernten und vierzigjährigen Frieden, und eine Fülle von Jahren, wo man weder von der Cholera noch der Kartoffel- und Traubenfäule wußte; aber die Menschen werden — das ist einmal so ihr Charakter — gern übermüthig im Glücke und können die guten Tage nicht ertragen; da kommt dann Unglück über Unglück, und ein schreckliches Durcheinander, das sie aber lediglich selber bereiten, weil sie vergessen, daß der Vater im Himmel, dessen Weisheit und Güte ihnen allerdings sehr angenehm ist, auch heilig und gerecht ist. Und da bewaffnet er die Elemente wider uns, um uns zu demüthigen, damit wir das Herz, das wir an die Welt und ihre Lust gehängt haben, wieder ihm zuwenden. Und so sind seine Strafen, so furchtbar sie auch sind, dennoch Beweise seiner Güte, weil diese Strafen lediglich zu unserer Besserung bestimmt sind. Er weiß, was wir brauchen, namentlich weiß er, daß wir auch öfter eine Medizin brauchen, die uns reinigt von unserer maßlosen Anhänglichkeit an das Irdische, von der Weltlust und Genußsucht, daß wir aufhören, unsere goldenen Kälber anzubeten und zu ihm, dem allein wahren Gott wieder rufen und schreien. So müssen wir die Strafen Gottes und Vieles, was wir nicht begreifen, ansehen, wir müssen da sein Wort erwägen: Meine Wege sind nicht eure Wege! Vollständig müssen wir überzeugt sein, daß Alles, was er schickt und über uns kommen läßt, zu unserm Besten dienen muß. Er ist der Vater im Himmel, unser Vater, auch wenn er wettert, wenn er in Sturm und Feuerflammen einherfährt, wenn der blasse Tod vor ihm herzieht; darum verzagen wir nicht, murren wir nicht, sondern werfen wir alle Sorge auf den Herrn! In seiner Hand ruht unser Schicksal! Er, der die Welt erschaffen, er, der sie erhält, der väterlich für die Blume des Feldes und den Vogel in der Luft sorgt, er ver-

gißt des Menschen nicht. Kinder küssen die Vaterhand, die sie beschenkt und züchtigt; denn der Vater meint es gut mit Belohnung und Strafe; auch wir müssen dieß thun und dabei um Verzeihung, Gnade und Erbarmen flehen. Amen.

Predigt

auf den fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Sieh', da trug man einen Todten heraus, welcher der einzige Sohn seiner Mutter war, und sie war eine Wittwe." — Luk. 7, 12.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Es gibt so viele und vielfache Kümmernisse und Sorgen in der Welt, worunter namentlich die Sorge um das tägliche Brod gehört. Eine Masse von Menschen lebt in einer Armuth und unter so gedrückten Verhältnissen, daß die vom Kummer eingegebene Frage: Was werden wir essen, was werden wir trinken und womit werden wir uns bekleiden? als eine nur zu sehr gerechtfertigte erscheint. Was Wunder, wenn diese Bekümmerniß zuletzt in zu ängstliche Sorge ausartet? In dieser Lage weist nun Christus der Herr, und nach ihm seine heilige Kirche, auf die Vorsehung hin, auf die Güte und Liebe jenes Gottes, der die Blumen auf dem Felde kleidet und die Vögel in der Luft speiset. Diese Hinweisung ist uns am letzten Sonntage zu Theil geworden. Heute nun werden wir auf neue Leiden mit neuen Kümmernissen und Sorgen hingewiesen, und auch in dieser Beziehung wird uns Christus der Herr, und nach ihm seine Kirche, als Tröster und Helfer empfohlen. Es geht in der Welt oft so sonderbar durcheinander und namentlich brechen über Einzelne oft solche Schläge herein,

daß man verwundert den Kopf schütteln und sich fragen möchte: Gibt es denn Angesichts solcher Vorfälle noch eine Vorsehung? Ist denn das wirklich ein heiliger, gerechter und allwissender Gott, der solche Dinge zulassen kann? Einen solchen Fall führt uns das heutige Evangelium vor. In dem Städtchen Naim im Judenlande findet eben ein Begräbniß Statt. Wer ist der Todte, der in den Friedhof hinausgetragen und der Erde übergeben wird? Etwa ein altersschwacher und lebensmüder Greis, der sich nach der Ruhe des Grabes sehnt, sich nicht mehr heimisch fühlt in der Welt? Nein, ein junger Mensch in den besten Jahren. Aber vielleicht sind seine Eltern schon gestorben und er stand allein in der Welt da? Nein, wohl hat er keinen Vater mehr, aber die Mutter, die Wittwe, lebt noch, und sie muß nun dem Sohne ins Grab nachsehen und wankt weinend und schluchzend hinter seinem Sarge einher; doch sie wird noch mehrere Kinder haben und diese werden in der Folge ihr Trost und ihre Stütze sein? Nein, der einzige Sohn, ihre einzige Hoffnung, ihre einzige Stütze, ihre Wonne und Freude, ist ihr gestorben. Wir lesen zwar nicht, was die Wittwe war und auch nicht, auf welche Art ihr Sohn starb, ob durch langsames Siechthum oder durch einen plötzlichen Unfall; aber Sohn und Mutter müssen sehr ehrenwerthe und angesehene Leute gewesen sein, und der Unfall, den die Frau betroffen, muß allgemeine Theilnahme erregt haben, das beweist die große Volksmenge, die den Leichenzug begleitete. Möchte man da nicht fragen: Wenn eine gütige Vorsehung die Schicksale der Menschen leitet: warum hat sie dieser Wittwe die einzige Stütze entrissen? Doch, Geliebte, das was uns im heutigen Evangelium erzählt wird, kommt alle Tage in der Welt vor, und noch ganz andere Dinge, die uns in Erstaunen setzen, ja an Allem irre machen möchten. Aber unsere heilige Religion gibt uns die nöthigen Aufschlüsse über so manche Fragen, die hier in Betracht kommen. Sie sagt uns:

1) Warum überhaupt so Viele in jungen Jahren sterben,

2) Warum so viele rechtschaffene junge Leute sterben,

3) Warum so viele nichtswürdige junge Leute nicht sterben,

4) Warum über so viele gute Christen so große Leiden, und warum über so viele schlechte Menschen keine Leiden kommen.

Ich beginne u. s. w.

I.

Die tägliche Erfahrung zeigt, daß viele junge Leute sterben, so wie an den Bäumen nicht bloß erst im Spätherbste das Laub abfällt, sondern gar manch hartes Blatt, gar manch herrliche Blüthe nach ganz kurzer Lebensdauer zerstört wird. Warum das? Wäre es denn nicht naturgemäßer und weiser von der göttlichen Vorsehung, kein junges Leben abzurufen, sondern jeden Menschen alt werden zu lassen? Es könnte denn doch jeder Mensch seine volle Bestimmung hierorts erreichen, und die vielen Sorgen und Mühen, welche Eltern mit den Kindern vom ersten Augenblicke ihrer Existenz an haben, wäre doch gelohnt! Aber wie traurig und schmerzlich ist es, wenn junge Leute mitten im Laufe ihres Lebens, während sie sich aufs angelegentlichste mit ihrer Ausbildung beschäftigen, um der Gesellschaft nützlich zu werden, während sie mit den frohesten Hoffnungen der Zukunft entgegensehen und die Eltern mit Freude und Stolz auf sie hinblicken, auf einmal durch den Tod weggerissen werden! Ist das eines weisen und gütigen Gottes würdig? Allerdings, Geliebte, ist das der Fall, so Vieles auch dem Anscheine nach dagegen sprechen mag. Sehr weise und gütig ist es von der Vorsehung gefügt, daß kein Alter vor dem Tode sicher ist, damit auch die Jugend nicht vergesse, daß sie sterblich sei und deßwegen Gott vor Augen habe. Der Mensch ist seit seiner größern Hinneigung zum Bösen nur zu sehr versucht, gerade seine Jugendzeit zu mißbrauchen. Es findet dieß, troß der täglichen Wahrnehmung, daß junge Leute vom Tode weggerafft werden, leider nur zu häufig Statt; was würde erst geschehen, wenn Niemand in jungen Jahren sterben dürfte! Wie wenig junge Leute würden da noch an Gott und die Ewigkeit denken! Wie Viele würden dieß Privilegium in der ärgsten Weise mißbrauchen! Wer

wäre noch im Stande, die Jugend zu zügeln? Sagen ja jetzt, wo auch die Jugend vor dem Tode nicht sicher ist, nur gar zu Viele, die Jugend muß man genießen, in der Jugend muß man austoben, in spätern Jahren kann man immerhin sich noch bekehren; obwohl sie gar nicht wissen, ob sie das Mannes- und Greisenalter erreichen werden! Was würde erst geschehen, wenn wirklich die Jugend vor dem Tode sicher wäre! Es ist demnach von der Vorsehung sehr weise und gütig angeordnet, daß auch die Jugend keinen Augenblick vor dem Tode sicher ist, und gar mancher junge Mensch ist im Hinblicke auf diese ernste Wahrheit vor den Wegen des Lasters zurückgeschreckt und der Tugend erhalten worden. Freilich ist dieses Motiv nicht das edelste und reinste, wenn der junge Mensch aus Furcht und Schrecken auf dem Wege der Tugend bleibt; allein es gibt eben Leute, die auf keiner höhern Stufe der christlichen Vollkommenheit stehen; aber es ist immerhin gut, daß es noch etwas gibt, was sie vor Ausschweifung bewahrt; es ist die Furcht — und die Furcht Gottes, heißt es, ist der Anfang der Weisheit. Haben sie denn die Schönheit und Süßigkeit der Tugend selber einmal kennen gelernt, dann werden sie um der Tugend selber willen diese lieben und üben, und die Furcht weicht dann einem edlern Motive. Sehr weise und gut also hat es Gott geordnet, daß kein Alter vor dem Tode sicher ist.

II.

Aber warum müssen gerade so viele treffliche Leute, Jünglinge und Jungfrauen, oft so frühzeitig sterben? Sie machen den Eltern und Lehrern und Allen, die sie kennen, so viele Freude, sie berechtigen zu den schönsten Hoffnungen, sie könnten einst so Vieles der Gesellschaft nützen — plötzlich werden sie abgerufen. Ach, sagt die Welt, jammerschade für diese jungen Leute, sie haben noch gar nicht gelebt! So urtheilt die Welt, aber Gott der Herr urtheilt anders. „Ein ehrenvolles Alter," sagt das Buch der Weisheit,*) „hängt nicht von langer Dauer und

*) 4, 8, 9.

von der Zahl der Jahre ab, sondern des Menschen Verstand gilt für graue Haare und ein unbeflecktes Leben ist das wahre Greisenalter." Dieses Buch der Weisheit gibt uns ferner ebenso schöne als überraschende Aufschlüsse, warum Gott der Herr oft die trefflichsten jungen Leute von der Welt wegnimmt. Die Welt bedauert sie, daß sie noch nicht gelebt haben; allein Gottes Wort urtheilt anders. Es sagt: „Da der Gerechte Gott wohl gefiel, ist er zum Liebling geworden, und da er unter den Sündern lebte, wurde er hinweggenommen. Er ward weggerafft, damit die Bosheit seinen Verstand nicht verkehre, noch Trug seine Seele täusche; denn der Zauber der Eitelkeit verdunkelt das Gute, und die unstete Begierlichkeit verkehrt auch arglosen Sinn. Früh vollendet, hat er viele Jahre erreicht; denn seine Seele war Gott wohlgefällig; darum eilte er, ihn aus der Mitte der Laster hinweg zu nehmen; die Völker aber, die es sahen, verstanden es nicht und nahmen es nicht zu Herzen, daß Gott gnädig und barmherzig gegen seine Heiligen ist und Acht hat auf seine Auserwählten. Und der Gerechte, hat er vollendet, verdammt die noch lebenden Gottlosen, und eine früh vollendete Jugend das lange Leben der Ungerechten.*) Also in den Augen des ins Herz schauenden allwissenden Gottes ist der jugendliche Gerechte ein Greis, wenn gleich die Welt sagt oder meint, er habe noch gar nicht gelebt. Schauet hin auf den h. Aloysius, der im 21sten Jahre seines Lebens starb! Die Welt sagt, er hat nicht gelebt; aber vor Gott war er ein hochbetagter Greis, überreich an Verdienst, ein Weizen reif genug, um in die himmlischen Scheuern gebracht zu werden. Schauet hin auf jenen heiligen Stanislaus Koska, der noch nicht ganz 18 Jahre alt war, als er starb. In seinem 17ten Lebensjahre hatte der zarte adelige Jüngling einen Weg von 150 Stunden zu Fuß gemacht, bloß um in den Orden der Jesuiten aufgenommen werden zu können. Nur Ein Jahr lang

---

*) Weish. 4, 10—18.

lebte er in diesem Orden; aber durch dieses einzige Gehen hat er schnell gealtert — ist er ein Greis geworden an Tugend und Heiligkeit, und so starb er denn, wenn gleich erst ein achtzehnjähriger Jüngling, in einem hohen Alter. Darum, ihr Eltern, wenn euch ein Sohn, eine Tochter, die bisher eure Wonne und Freude waren, durch den Tod hinweggerafft wird, bedenkt, daß sie Gott noch lieber hatte als ihr; daß er sie hinwegnahm, weil die Welt ihrer nicht werth war; daß sie vor seinem allwissenden Auge reif waren für die himmlischen Belohnungen, und daß sie Gott wegnahm, um sie vor dem Verderben der Welt zu bewahren! Diese eure Söhne und Töchter sind gut aufgehoben, besser als bei euch; — darum betet an die Wege der göttlichen Vorsehung!

III.

Aber, könnte man sagen, warum nimmt Gott nicht lieber die nichtswürdigen jungen Leute weg statt die guten? Gar mancher liederliche Schlingel und Taugenichts, der das Kreuz seiner Eltern und die Last der Gesellschaft ist, erfreut sich der Fülle der Gesundheit und treibt ungehindert vor Gott sein Unwesen fort. Von einer Schandthat, von einem Verbrechen schreitet er mit frecher Stirne zum andern; keine Krankheit wirft ihn aufs Bett, und der Tod weicht ihm aus, während er edle junge Leute schonungslos dahinrafft. Wer vermag im Hinblicke auf solche Thatsachen noch eine weise und gütige Vorsehung zu erkennen? Gerade solche junge Bösewichte, die sollte der Tod wegraffen, damit sie nicht noch mehr Unheil stiften, nicht noch mehr Menschen unglücklich machen können! Und doch geschieht es nicht!

Urtheilt nicht vorschnell, Geliebte! Die Wege des Herrn sind auch hierin anbetungswürdig! Allerdings nimmt Gott nicht alle Gottlose in ihren jungen Jahren weg, so wenig er alle tugendhaften Jünglinge und Jungfrauen von der Welt wegnimmt. Aber die Hand des Herrn, des rächenden Gottes ist oft sichtbar, und gar mancher junge Bösewicht, dessen Maß bereits voll war, hat sie schon gefühlt. Doch so wenig es von Gott ein Zeichen des göttlichen Mißfallens ist, wenn rechtschaffene junge Leute nicht

sterben, so wenig ist es seiner Gerechtigkeit entgegen, wenn Gott nicht alle junge Leute, die ein lasterhaftes Leben führen, mitten auf der Bahn des Lasters durch die Hand des Todes zur Hölle schmettert. Welches Schicksal wartet dieser jugendlichen Sünder in der Ewigkeit! Nun aber will Gott nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Es ist also die göttliche Erbarmung und Langmuth, die solche junge Leute leben läßt, auf daß sie endlich einmal zur Besinnung kommen und sich vom Wege des Lasters bekehren möchten. Sollen wir nun dem Herrn seine Barmherzigkeit und Langmuth zum Vorwurfe machen? Ach, wie viele Menschen würden dann noch selig, und wie viele, die als Büßer jetzt in den Wohnungen des Himmels weilen, würden die Qualen der Hölle dulden! Nein, du barmherziger Gott! habe Dank, unendlichen Dank, daß du nicht mit allen jugendlichen Sündern ins Gericht gehst! Wohl stellst du uns abschreckende Beispiele hin an jungen Frevlern, die dein schrecklicher Arm schon niederwarf zum furchtbaren Beispiel für andere jugendliche Sünder, die auf der gleichen Bahn des Lasters wandeln, und denen du ein entsetzliches Halt in diesen Exempeln zurufst; aber deine Erbarmung und Langmuth trägt die jungen Sünder und läßt ihnen Zeit zur Besserung. Und wenn sie sich doch nicht bessern, wenn sie deine Langmuth nicht erkennen, sondern sie noch dazu mißbrauchen, so ist das nicht deine sondern ihre Schuld, weil sie die Winke der Gnade, die oft so deutlich als schrecklich waren, nicht erkennen und nicht verstehen wollten.

IV.

Auffallend ist auch, daß gerade der Wittwe ihr einziger Sohn entrissen wurde. Er wurde ihr zwar vom Herrn durch ein Wunder wieder gegeben; allein diese Wunder kommen nicht alle Tage vor. Ohne Zweifel war diese Wittwe eine sehr rechtschaffene und geachtete Israelitin, das scheint die Theilnahme der Bevölkerung des Städtchens bei der Leichenfeier zu beweisen. Warum kam nun gerade über diese Wittwe dieser furchtbare Schlag? Wenn es eine Vorsehung gibt, warum sehen wir so viele rechtschaffene

Menschen von den schwersten Leiden heimgesucht, während es so vielen Gottlosen gut geht? Welch eine Grausamkeit, einer Wittwe die einzige Stütze und Freude zu entreißen! Und das soll das Werk eines gütigen und heiligen Gottes sein? Allerdings ist es so. Unsere heilige Religion verbreitet auch über dieses dunkle Gebiet des Menschenlebens, woran sich schon die Weisesten des Alterthums die Köpfe zerbrochen haben, das nöthige Licht. Sagt ja schon vor mehrern tausend Jahren der Prediger: „Eitelkeit über Eitelkeit ists, was auf Erden geschieht! Da sind Gerechte, denen Böses widerfährt, als hätten sie der Gottlosen Werke gethan, und da sind Gottlose, die so sicher leben, als hätten sie der Gerechten Werke gethan. Aber auch das halte ich für sehr eitel!" Der h. Geist will uns durch den Mund des Predigers sagen: Das Alles ist nur zum Scheine; denn zuletzt geht es doch den Gottlosen immer schlecht und den Gerechten immer gut; dann sagt derselbe Prediger: „Mag auch der Sünder hundertmal Böses thun und mit Langmuth getragen werden, so weiß ich doch, daß es denen gut gehen wird, die Gott fürchten."*) Für die Gerechten sind eben die vielerlei Leiden, die über sie kommen, nur Prüfungen, die zu ihrer größern Läuterung dienen. Darum sagt schon Moses zum Volke Gottes: „Der Herr, euer Gott, prüfet euch, damit offenbar werde, ob ihr ihn liebet oder nicht, aus ganzem Herzen, aus eurer ganzen Seele."**) Und im Buche der Weisheit spricht Gott zu uns: „Wenn die Gerechten von den Menschen Qualen erdulden, so ist doch ihre Hoffnung der Unsterblichkeit voll. Ein wenig werden sie geplagt, aber viel Gutes wird ihnen widerfahren; denn Gott prüfet sie und findet sie seiner werth. Wie Gold im Ofen prüft er sie und wie ein Brandopfer nimmt er sie auf, und zu seiner Zeit

---

*) Ekkle. 8, 14; 8, 12.

**) V. Mos. 13, 3.

wird man nach ihnen schauen."[1]) Und beim Propheten Malachias spricht Gott: „Harte Worte führet ihr gegen mich, spricht Gott der Herr. Ihr sprechet: Was haben wir wider dich geredet? Ihr habt gesagt: Unnützes thut, wer Gott dienet, und welchen Vortheil haben wir, daß wir deine Gebote beobachtet und traurig einhergegangen sind vor dem Herrn der Heerscharen? Darum preisen wir nur selig die Uebermüthigen; denn, die Bosheit übten, kamen empor, und die Gott versuchten, wurden gerettet. Darauf sagen die Gottesfürchtigen Einer zu dem Andern: Der Herr merket auf und höret, und ein Gedenkbuch ist geschrieben von ihm über die Gottesfürchtigen und über die, so seines Namens gedenken. Und sie werden, spricht der Herr, am Tage, wo ich wirke, d. h. wo ich zum Gericht komme, mein Eigenthum sein. Dann werdet ihr euch bekehren und sehen, was für ein Unterschied zwischen den Gerechten und Ungerechten sei, zwischen dem, der Gott dient und zwischen dem, der ihm nicht dient."[2])

So wird also dieses große Räthsel des Menschenlebens schon im alten Bunde gelöst und dem ganz entsprechend ist, was der Apostel Petrus im neuen Bunde den Christen zuruft, wenn er sagt: „Geliebteste, lasset euch die Feuerprobe, die euch zur Prüfung widerfährt, nicht befremden, als widerfahre euch etwas Seltsames, sondern freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, damit ihr auch bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit euch freuen und frohlocken könnet."[3])

So sehet ihr denn, Geliebte, welch herrliche Aufschlüsse uns das Christenthum über höchst wichtige Fragen des menschlichen Lebens gibt; Fragen, die bei Gelegenheit des heutigen Evangeliums jedem denkenden Christen sich aufdrängen und die außerhalb des Christenthums keine Lösung finden. Unsere h. Religion klärt uns

---

[1]) Weish. 3, 4—6.
[2]) Mal. 3, 13—18.
[3]) I. Petr. 4, 12, 13.

auf, wie es kommt, daß kein Lebensalter vor dem Tode sicher ist, wie es kommt, daß so viele treffliche Menschen in der Blüthe ihrer Jahre schon hinsterben, während jugendliche Sünder von Krankheit und Tod verschont bleiben; wie wir es endlich zu deuten haben, daß so viele rechtschaffene Menschen von Leiden und Trübsalen aller Art heimgesucht sind, während es Gottlosen gut geht. Wir haben gesehen, daß all diese Fügungen eines heiligen, gütigen und gerechten Gottes würdig sind. Wer aber nicht vom Standpunkte des Christenthums aus diese Schicksale der Menschen sich betrachtet, kann zuletzt nur das Werk eines blinden, grausamen, barbarischen und tückischen Zufalls erkennen, der mit dem Leben des Menschen sein Spiel treibt und er wird zur Verzweiflung getrieben.

Wir aber wollen in Allem, was da kommen mag, auf den Herrn vertrauen. In seinen Händen ruht ja unser Geschick, und denen, die Gott lieben, muß ja Alles, was über sie kommen mag, zum Besten gereichen. Amen.

Predigt

auf den sechszehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Du thust Barmherzigkeit." Ps. 17, 51.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Die Geschichte, welche uns das heutige Evangelium vorlegt, die an einem Sabbathe vollzogene Heilung eines Wassersüchtigen, hat sich wahrscheinlich noch in Galiläa, als Jesus aber schon auf der Reise nach Jerusalem zum Feste der Tempelweihe begriffen war, im dritten Jahre seines Lehramtes ereignet. Nähere Ort- und Zeitangaben fehlen. Was uns vor Allem an dieser Erzählung auffällt, ist, daß der Herr sich von einem sehr vornehmen Pharisäer an einem Sabbathe zu Tische laden ließ. Er wußte ja, wie die Pharisäer gegen ihn gesinnt waren; zwar hatten einige von ihnen sich den Anschein gegeben, als meinten sie es aufrichtig und gut mit ihm, sie sagten ihm nämlich: „Geh hinweg und zieh' von dannen; denn Herodes will dich tödten;*)" allein sie sagten dieß nur, weil sie Jesum gern losgehabt hätten; nun er nicht ging, suchten sie auf eine andere Weise seiner los zu werden. Der Oberste der Pharisäer, entweder ein Rathsmitglied vom Synedrium in Jerusalem oder in der Stadt, wo Jesus gerade war, ladet ihn zu Tische, eine Menge Gesetzeslehrer und Pharisäer waren

---

*) Luk. 13, 31.

gleichfalls geladen; die Mahlzeit wurde noch überdieß an einem Sabbathe gehalten. Der Herr konnte, wenn wir auch bloß menschliche Berechnung annehmen, ahnen, worauf es bei dieser so unschuldig und ehrenvoll aussehenden Einladung abgesehen war; denn es war nicht lange her, daß der Herr an einem Sabbathe eine vom Teufel Besessene geheilt hatte und der Vorsteher der Synagoge hatte sich sehr über diese vermeintliche Sabbathschändung geärgert. Ueberhaupt war der Herr mit den Pharisäern wegen der Sabbathfeier schon öfter in Streit gekommen; nun wird er an einem Sabbathe zu Tische geladen; — sollte der Heiland nicht sogleich die Absicht dieser Einladung durchschaut haben? Er, der Herzen und Nieren durchforscht und die geheimsten Gedanken und Anschläge des Herzens kennt, er war sicher keinen Augenblick im Zweifel, daß hier nur wieder eine Falle ihm gelegt würde, und doch nimmt er die Einladung an. Er weiß, daß Aller Augen auf ihn geheftet, daß jedes Wort aus seinem Munde bekritelt werden würde, daß sie Alle auf der Lauer liegen würden, und doch geht er hin! Warum nun das? War denn das klug? Sich selber in Gefahr begeben, seinen Feinden Waffen in die Hände liefern! Und doch geht der Herr hin. Er muß also sicherlich seine trifftigen Gründe gehabt haben, daß er zu seinen Feinden hinging und mit ihnen speiste. Was mögen aber das für Gründe gewesen sein? Seine unendliche Barmherzigkeit war es, sein Mitleid, das er mit diesen Menschen, den Pharisäern, seinen Feinden hatte, welches den Herrn bewog, die Gelegenheiten, die sie suchten um ihn zu verderben, seinerseits zu benützen um sie zu retten. Die Pharisäer, die Schriftgelehrten, die Lehrer des Gesetzes gehörten ja vor Allem zu den verlornen Schafen des Hauses Israel; sie hatten sich mehr als Andere durch ihre Laster von Gott entfernt, darum zeigte sich der Herr auch für ihre Bekehrung eifriger und sorgsamer, er suchte sie mit der zärtlichsten Liebe, mit aller Langmuth und Unverdrossenheit auf. Er suchte sie bei dieser Gelegenheit zu gewinnen

durch die Heilung des Wassersüchtigen; I. Th.
und durch die gehaltene Tischrede; II. Th.

Ich beginne u. s. w.

I. Theil.

Es kann dem aufmerksamen Leser der h. Schrift nicht entgehen, daß alle Gastmähler, bei denen sich der Herr persönlich einfand, entweder mit herrlichen Offenbarungen oder mit auffallenden Bekehrungen oder mit großen Wundern schlossen. So wurde das Gastmahl zu Kana durch das Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein verherrlicht. Auf das Gastmahl bei Zachäus folgte die Bekehrung des Hauses selbst und seiner ganzen Familie. Das Gastmahl bei Simon dem Pharisäer schloß mit der Heiligung der Magdalena und mit der Offenbarung des Geheimnisses der Güte Gottes gegen die Sünder, und endlich geschahen bei dem Gastmahle, von dem wir jetzt reden, zwei Dinge zugleich: Es wurde ein großes Wunder gewirkt und es wurden wichtige Lehren gegeben.

Wir wollen zuerst das Wunder uns betrachten. Der Evangelist erzählt: Es stand ein wassersüchtiger Mensch vor ihm. Wie dieser Wassersüchtige in das Speiselokal hineinkam, wird nicht gesagt. Aber es sind nur zwei Fälle denkbar: entweder ist dieser Wassersüchtige mit Wissen des Gastgebers hineingekommen, oder ohne sein Wissen. Ohne sein Wissen und Wollen sicherlich nicht; denn wir dürfen da nur unsere eigenen Verhältnisse ins Auge fassen. Wenn Jemand bei vornehmen Leuten zu Tische sitzt oder Gäste bei sich hat, kommen Bettler und Kranke gewiß nicht in das Speisezimmer, wo die Gäste eben versammelt sind; überhaupt kommt nicht jeder, der da gerade will, vor. So wird dieß auch bei den Juden gewesen sein und der, welcher nach dem Berichte des Evangeliums Tischgesellschaft hatte, war sicherlich ein vornehmer Jude; denn er heißt der Oberste der Pharisäer. Der Wassersüchtige kann also nur mit Wissen und Willen des Gastgebers zur Tischgesellschaft gekommen sein. Nehmen wir nun den günstigsten Fall an, so hat der Pharisäer den Wassersüchtigen, der gehört haben mochte, daß Jesus bei ihm speise und geheilt zu werden wünschte, auf seine Bitte zugelassen. Daß wir bei diesem Kranken

keine Böswilligkeit, keine Absicht, Jesum zu versuchen oder in Verlegenheit zu bringen, annehmen dürfen, ist sicher; denn sonst hätte ihn der Herr nicht geheilt; aber nicht so ist es bei dem Pharisäer und der übrigen Tischgenossenschaft. Der Pharisäer hatte ihn geladen, um ihm eine Falle zu legen; zudem gaben sie genau auf ihn Acht. Und so ist es denn wahrscheinlich, daß dieser Wassersüchtige aus besonderer Verabredung und Veranstaltung des Gastgebers und seiner Gäste zugegen war; sie wollten Jesu, dessen barmherzige Gesinnung sie kannten, eine Falle legen und Gelegenheit zur Anklage wegen Sabbathschändung bekommen; denn sonst wäre dieser Kranke, dessen Aussehen die Freude des Mahles nicht gerade vermehrt haben wird, ganz gewiß nicht vorgekommen, gleichwie auch jene Magdalena, die als öffentliche Sünderin in der ganzen Stadt bekannt war, sicherlich nur darum zur Tischgesellschaft gelassen wurde, um zu sehen, wie Jesus sich gegen diese Person benehmen würde. Die Falle war auch diesmal sehr fein gestellt, und wer möchte wohl die boshafte geheime Freude der Pharisäer beschreiben, wie der Wassersüchtige auf einmal vor Jesus stand? Sie dachten nun: Wir wollen jetzt sehen, was er thut. Entweder heilt er ihn, und dann haben wir einen Grund ihn als einen Verächter des Gesetzes und Sabbathschänder zu verdammen; oder er heilt ihn nicht, dann haben wir Grund, ihn einen Menschen ohne Nächstenliebe oder ohne Macht, Wunder zu wirken, zu nennen. Was thut nun Jesus, der die Bosheit ihrer Absichten wohl kennt? Er wendet sich an sie mit der Frage: Was haltet ihr davon? Ist's erlaubt, einen Kranken am Festtage zu heilen? Mit dieser unerwarteten Frage bringt der Herr diese Ruchlosen in Verlegenheit, sie, die insgeheim schon jubelten, daß sie ihn in Verlegenheit gebracht haben. Antworten sie: es ist erlaubt, so geschieht das Wunder mit ihrer Gutheißung; sagen sie: es ist nicht erlaubt, so haben sie zu befürchten, daß der Herr ihnen antworten wird, was er auch wirklich gleich darauf that: Warum macht ihr euch denn kein Gewissen daraus, für eure Thiere an einem Sabbath zu sorgen? Da sie nun sahen, daß sie auf eine solche Frage nicht antworten könnten, ohne über sich selbst den Stab zu brechen,

wollten sie lieber gar keine Antwort geben. Sie aber schwiegen, sagt der Evangelist. Da streckte der Herr, obwohl es ein Sabbathtag war, und er das Aergerniß voraussah, das die Pharisäer nehmen würden, seine allmächtige Hand über den Kranken aus, und die Wassersucht war weggeblasen. Da saßen sie denn verwirrt und beschämt und konnten kein Wort sagen, aber in ihrem Herzen begannen sie zu murren und ihm insgeheim den Vorwurf zu machen, den sie ihm später vor dem Volke machten, als sie sprachen: dieser Mensch ist nichts weniger, als ein Heiliger, da er das Gesetz nicht achtet, welches verbietet, an einem Festtage zu arbeiten.

So hatte also der Herr ein augenscheinliches großes Wunder vor den Augen der ganzen Tischgesellschaft gethan. Das Wunder war in Wahrheit geschehen, sie läugneten es nicht, und es fiel ihnen auch nicht ein, es zu läugnen. Was sollten sie nun aber in diesem Wunder anders erblicken, als einen handgreiflichen Beweis der Größe, Macht, der Liebe und Barmherzigkeit dessen, dem sie bisher immer den Glauben versagt hatten?

Wenn er ein Sabbathschänder ist, wie kann er denn göttliche Wunderkraft besitzen? Wie kann Gott einem Gottlosen Wunderkraft verleihen? Das hat jener Blindgeborne, den der Herr sehend gemacht hat, in seinem schlichten Sinn recht gut gefühlt, indem er den Pharisäern sagte: Es ist von Anbeginn der Welt her nicht erhört worden, daß Jemand einem Blindgeborenen die Augen geöffnet hat. Wäre dieser nicht von Gott, so könnte er nichts thun. Dieser eben so einfache als wahre Schluß, den der Blindgeborne aus seiner eigenen Heilung gezogen hat, lag sicherlich so gelehrten Leuten, wie die Pharisäer waren, noch viel näher; und um ihnen die Wahrheit, die darin liegt, recht nahe zu legen, daß sie gewissermaßen genöthigt sind, sie zu sehen, daß sie nicht an ihr vorbei gehen können, geht ihnen der Herr in die Häuser, wohnt ihren Gastmählern bei, als käme er um zu essen und zu trinken, kümmert sich nicht um die bösen Zungen, die da sagen würden: Seht da den Fresser und den Weinsäufer, und kümmert sich nicht um ihre Arglist und die Bosheit ihres Herzens, daß sie bei diesen Gelegenheiten ihn fragen und verderben wollen; er ist einzig und

allein nur auf ihre Rettung bedacht und deßwegen läßt er sich einladen, und deßwegen wirkt er dieß Wunder, um sie von seiner Macht und Güte zu überzeugen und zu gewinnen. Die Pharisäer wollen ihn mit Arglist fangen beim Mahle, um ihn zu verderben, der Herr aber will sie mit Liebe und Güte fangen, um sie zu retten. Ein Schriftausleger bemerkt bei dieser Gelegenheit sehr gut: „Wie die Jäger, die ihre Netze ausspannen, wo sie wissen, daß die meisten Vögel zusammen kommen, so begab sich auch der Erlöser am liebsten in den Tempel, in die Synagogen und Häuser der Großen an einem Sabbathtage, weil an diesem Tage an einem solchen Orte mehr Leute zu belehren, mehr Seelen zu bekehren waren. Wahrlich, die vornehme Judenschaft konnte sich nicht beklagen, als hätte sie der Herr hintangesetzt, als hätte er sich nur um das gemeine Volk gekümmert, als hätte er vor ihren Augen kein Wunder gewirkt. Es ist wahr, ihrer Neugierde und Schaulust wollte er nicht dienstbar sein; wenn sie ein Zeichen am Himmel von ihm verlangten, oder wenn Herodes meinte, er sollte ihm und seinem Hofe durch Wunder eine Unterhaltung verschaffen, da machte der Herr von seiner Allmacht keinen Gebrauch; wo es aber galt, seine Würde zu zeigen und Seelen zu gewinnen, da hielt der Herr mit seiner Wunderkraft nicht zurück auch den Vornehmen unter den Juden gegenüber; sonst hätte er sich ihre Einladungen verbeten oder er wäre zu ihren Gastmählern nie gekommen. Und so konnte der Herr in Wahrheit ausrufen: Jerusalem, Jerusalem, wie oft hab' ich dich versammeln wollen, wie eine Henne ihre Jungen unter ihre Flügel versammelt! Jerusalem, sagt der Herr, weil er die ganze Stadt gewinnen wollte, sich um alle seine Einwohner bekümmert hat, nicht bloß um die Zöllner und Sünder, sondern auch um die Schriftgelehrten, Pharisäer und hohen Priester.

Und so ist die Religion Jesu auch noch heute die Religion nicht bloß der gewöhnlichen Volksklassen, sondern auch der Könige und Kaiser, der Großen und Mächtigen dieser Erde; nicht bloß der Ungebildeten, der Frommgläubigen, sondern auch der Denker, der Forscher, der Philosophen und Schriftgelehrten. Der

Herr erscheint heute noch bei ihren Gastmählern und wiederholt das Wunder der Heilung des Wassersüchtigen. Diese Wassersüchtigen sind sie, wenn sie sich etwas einbilden auf ihre irdische Macht, wenn sie sich aufblähen lassen von dem faulen Wasser einer gottvergessenden und christusverachtenden Wissenschaft. Zu ihren Gastmählern läßt er sich laden und erscheint; d. h. gerade da, wo ein Herrscher auf dem Gipfel seiner Macht stolz sein zu dürfen glaubt; gerade da, wo eine falsche Philosophie, eine falsche Wissenschaft ihre größten Triumphe feiert und bei den ausgesuchten Genüssen ihres Hochmuthes schwelgt: da erscheint der Herr und wirkt das Wunder der Heilung des Wassersüchtigen. Die irdische Macht bricht zusammen, die Macht der Kanonen und Bajonette erweist sich als unzulänglich, die Kunst der Diplomaten wird zu Schanden, die Systeme der Philosophen fallen wie Kartenhäuser zusammen; und nur sein Reich, seine h. Kirche, nicht gegründet durch Waffengewalt, sondern durch Leiden und Dulden, nicht gebaut auf den Sand menschlicher Klugheit und Weisheit steht da, ein majestätischer Dom neben den Trümmern irdischer Herrlichkeit und Weisheit. Wenn man die Geschichte der letzten Jahre sich vergegenwärtigt, ist es da nicht, als ob der Herr wieder einmal beim Gastmahle der Vornehmen und Schriftgelehrten erschienen wäre und die Heilung des Wassersüchtigen wieder einmal bewirkt hätte? Und wie es im Ganzen und Großen, so im Kleinen. Die göttliche Barmherzigkeit überrascht die Menschen bei ihren Mahlzeiten, kommt ungebeten zu ihren thörichten Freuden, bestreut die Wege unserer Unordnungen mit Dornen, verbittert uns unsere sündhaften Vergnügungen und läßt aus der Sünde selber jene Gewissensunruhe entstehen, welche die Sünde zerstört und den Sünder rettet. Die zärtliche Turteltaube, welche ihre Jungen in Gefahr sieht die Beute einer räuberischen Hand zu werden, sie flieht nicht, sondern flattert um den Kopf des Räubers herum, schlägt mit den Flügeln und gibt das Zeichen des größten Schmerzes, wie um ihn zu rühren und zu nöthigen, seine Beute fahren zu lassen. Eben so kommt auch die Barmherzigkeit des erlösenden Gottes zu uns, wenn sie sieht, daß wir nahe daran sind,

von der mörderischen Hand des Teufels hingerafft zu werden, und umflattert uns, damit unsere aus seinem Blute und seiner Liebe gebornen Seelen nicht ins ewige Verderben gerathen. Jener Widerwille, jener Eckel, jene Langweile, jene Beängstigungen, die wir mitten in unserm trügerischen Glücke erfahren, was sind sie anders als diesen mitleidsvollen Flügelschlag seiner Liebe, was sagt uns dieß anders, als daß es keine gesunden Säfte sind, von denen unsere Seele strotzt, sondern tödtliche Wassersucht, und daß, wenn wir geheilt werden wollen, wir zu ihm, zu seiner Lehre und ihrer Heilkraft unsere Zuflucht nehmen müssen.

Darum also erschien Jesus als Gast bei dem Vornehmsten der Pharisäer, darum heilte er den Wassersüchtigen; sie wollte er retten und uns, sie von der Wassersucht des Hochmuthes und der Genußsucht heilen. Den gleichen Zweck hatten aber auch seine Tischreden, und hievon noch im

II. Theil.

Es genügte dem Herrn nicht, das Wunder der Heilung des Wassersüchtigen zu vollziehen, um die Pharisäer von seiner göttlichen Macht zu überzeugen, sowie von der Rechtmäßigkeit seiner Handlung und sie so zum Glauben an ihn zu bewegen; nein, er versäumte es nicht, bei Tische selber Gespräche einzuflechten, die ihnen dasselbe sagten, was ihnen der Wassersüchtige bedeutete. Es sind drei Gleichnisse, durch welche sich die große Ermahnung zur Demuth, die den hochmüthigen Pharisäern vor Allem noth that, hinzieht. Veranlassung zum ersten Gleichnisse war der sichtbare Rangstreit, womit jeder der Geladenen den ersten Platz einzunehmen bestrebt war. — Wie nun der Herr sah, daß sie sich die ersten Plätze wählten, sprach er zu ihnen: „Wenn du von Jemandem zur Hochzeit geladen wirst, so setze dich nicht auf den ersten „Platz, denn es möchte Einer geladen sein, der vornehmer ist als „du. Und wenn der käme, der dich und ihn geladen hat, und „zu dir spräche: Mache diesem Platz, alsdann müßtest du mit „Schande den letzten Platz einnehmen; sondern wenn du geladen „wirst, so geh' und setze dich ganz unten hin, damit, wenn der

„kommt, der dich geladen hat, er zu dir spreche: Freund, rücke „hinauf; alsdann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir „zu Tische sitzen; denn ein Jeder, der sich selbst erhöht, wird er„niedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.“

Dieses Haschen nach den ersten Plätzen hatte zur Quelle jene geistliche Wassersucht, deren Vorbild der Herr so eben geheilt hatte. Ohne daher seine Absicht viel zu verschleiern, rügt der Herr die Eitelkeit der Pharisäer ganz offen; die Beziehung auf sie ist durchaus nicht maskirt. Was aber den Sinn dieser Erzählung anbelangt, so ist sehr auffallend, daß der Herr verlangt, man solle sich deßwegen hinuntersetzen, damit man weiter hinaufkomme; d. h. ja auf den Trümmern der Demuth zum Stolze emporsteigen, das heißt, Demuth üben, um hoffärtig werden, um seiner Eitelkeit hernach desto mehr fröhnen zu können! Allein der Grundgedanke des Gleichnisses, der in Worten ausgedrückt ist: Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden, zeigt, was der Herr gemeint hat. Was in irdischen Verhältnissen allerdings nur eine halbe Maßregel wäre, indem das absichtliche Sichuntenhinsetzen eben auch nur eine andere Form der Eitelkeit ist, das ist im geistigen Sinn vollkommen wahr und richtig; denn die Selbsterniedrigung ist da nicht ein sich Verdemüthigen, um desto mehr gelobt zu werden, sondern ein Angreifen des innerlich sitzenden Hochmuthes. Dieß ist das erste Gleichniß.

Was der Herr im zweiten Gleichnisse sagt, ist im Grunde nicht verschieden von der vorhergehenden Rede an die Gäste. Es ist nämlich die folgende Parabel nur eine Fortsetzung der frühern. Wie die Gäste sich selbst erniedrigen sollen durch die Wahl des niedrigsten Platzes, so soll der Gastgeber sich selbst erniedrigen durch Einladung der Aermsten. Nur tritt nach dem verschiedenen Standpunkte von Gast und Gastgeber in der ersten Vergleichung mehr die Anspruchslosigkeit, in der zweiten mehr die herablassende demüthige Liebe hervor. Im Gesetze Moses war nämlich verordnet, daß der Israelite jedes dritte Jahr von den Erstlingen seiner Früchte ein Gastmahl anstellen und dazu einladen sollte Leviten, die kein Erbgut haben, Fremdlinge, Waisen, Wittwen u. s. w.,

damit ihn der Herr segne in allen Werken seiner Hände. Solche Mahlzeiten waren empfohlen nach der Einsammlung der Früchte bei Verabreichung der Zehnten, dann am Laubhüttenfeste, insbesonders alle drei Jahre.*) Die Pharisäer nun, die sich vor Allem durch genaue Gesetzesbeobachtung auszeichnen wollten, hielten oft solche Mahlzeiten, insbesondere an Sabbathen, wähnend dadurch den Segen ihrer Felder zu mehren; sie luden aber dazu reiche, angesehene Leute ein, um Gegendienste dafür zu empfangen. Dieses rügend, sagt nun der Herr: „Wenn du eine Mittag- oder Abendmahlzeit „veranstaltest, so lade nicht deine Freunde dazu, auch nicht deine „Brüder oder Verwandte, oder die reichen Nachbarn, damit sie „nicht dich etwa wieder entgegen einladen und es dir also vergol„ten werde; sondern wenn du ein Gastmahl gibst, so lade die Ar„men, die Schwachen, die Lahmen und Blinden dazu ein, so wirst „du selig sein, weil sie es dir nicht wieder vergelten können; es „wird dir aber vergolten werden bei der Auferstehung der Gerech„ten." Es ist also Uneigennützigkeit, Wohlthätigkeit aus reiner Absicht, die der Herr dem vornehmen Pharisäer, der ihn zu Gast geladen hatte, empfiehlt.

Kaum hatte Jesus von der Belohnung derjenigen gesprochen, welche Arme zu Tische laden, ward Einer der geladenen Gäste, der sich lebhaft die Freudenscenen des himmlischen Mahles vergegenwärtigte, so entzückt, daß er ausrief: „Selig ist der, der im Reiche Gottes mitspeiset." An Bosheit, Hinterlist, Spott, absichtliche Heuchelei ist bei diesen Worten nicht zu denken; auf diesen Ausruf der Sehnsucht nach dem Himmel, des Wunsches, einst Theil zu nehmen an diesem himmlischen Mahle, antwortet der Herr mit einem Gleichnisse, in welchem die tröstliche Wahrheit liegt, daß man allerdings selig werden könne — denn Gott habe Alle berufen — aber auch die traurige Wahrheit, daß nicht Alle wirklich zur Seligkeit gelangen, weil nicht Alle die Einladung annehmen, sondern es vorziehen, in der Welt ihre Ehre, ihre Schätze, ihre Genüsse zu suchen. Es ist das bekannte Gleichniß vom Abendmahl,

*) V. Mos. 14, 26—29.

das am Sonntag in der Fronleichnamsoktav, also am zweiten Sonntage nach Pfingsten, von den Kanzeln verlesen wird. Vorgetragen aber hat der Herr dieses Gleichniß, als er eben selber bei Tische saß, und ein Pharisäer diejenigen selig pries, die einst am Mahle im Reiche Gottes Theil nehmen würden.

Besehen wir uns nun diese drei Gleichnisse, welche die Tischreden des Herrn bei dieser Mahlzeit enthalten, so finden wir, daß sie alle drei denselben Zweck hatten wie die Heilung des Wassersüchtigen. Ihr seid die Wassersüchtigen, ihr habt die Heilung so nothwendig wie dieser Wassersüchtige, den ihr etwa verachten möchtet! An dieser Wassersucht, oder Dünkel, Ehrsucht und Eitelkeit leidet ihr Gäste, weil ihr euch die besten Plätze aussuchet; an dieser Wassersucht leidest du, der du mich zu Gaste geladen hast, weil du nur Vornehme ladest, die dir es wieder vergelten können, also von Eigennutz aufgedunsen bist; an dieser Wassersucht leidest du, der du zwar mit Recht die Theilnehmer am himmlischen Mahle selig preisest, aber mit der ganzen Judenschaft meinst, das Reich Gottes gebühre euch von Rechtswegen; aber gerade ihr werdet in eurem Hochmuthe, der ja eben die Krankheit der Wassersucht ist, vom Mahle ausgeschlossen und die Heiden werden mit Abraham, Isaak und Jakob im Reiche Gottes zu Tische sitzen! Darum erkennt eure Krankheit, die Wassersucht eurer Seele; glaubt an mich und es soll euch geholfen werden! Das also war der Zweck dieser drei Parabeln, die wassersüchtigen Pharisäer zur Erkenntniß ihrer Krankheit zu bringen und sie zu heilen, das war der Zweck der Heilung des Wassersüchtigen! Wie herrlich erscheint da die Demuth, die Uneigennützigkeit, die Feindesliebe Jesu! Wahrlich, er hat Barmherzigkeit gethan, wo und wie er konnte! Er hat die verlornen Schafe des Hauses Israel aufgesucht, wo und wie er konnte; er predigte auf Bergen und Hügeln, in Wüsten und auf Meeren; er ging bald in ihre Häuser, bald zog er sie mit sich hinaus ins Freie, und das Alles, sie zu gewinnen, sie zu retten und selig zu machen. Haben die Pharisäer auf das Wunder der Heilung des Wassersüchtigen und die ebenso klaren als kräftigen und warnenden Anspielungen, die in den drei Parabeln enthalten waren, ihre

Wassersucht erkannt? Wir lesen nichts davon. Diese wahnsinnigen Kranken verhöhnten nur den himmlischen Arzt, der sich ihnen darbot. Diese Tischrede demüthigte sie, aber zerknirschte sie nicht; beschämte sie, bekehrte sie aber nicht; ja der Evangelist Lukas bemerkt bald darauf, nachdem ihnen der Herr ans Herz gelegt hatte, daß die Güter der Erde eitel und verderblich sind, wenn man sich nicht angelegen sein läßt, sich aus ihnen Freunde für den Himmel zu machen: spotteten sie vielmehr seiner und seiner Worte, weil sie als wahre Wassersüchtige am Geiste ein Herz hatten, das von den salzigen, verdorbenen Säften der Begierde hoch angeschwollen war. Ach, seht da, wie Ehrgeiz, Hochmuth, Weltliebe und Genußsucht das Herz anschwellen, es verhärten, es für die Gnade Gottes gerade so unempfindlich machen als für den Anblick der Noth des Nächsten. Das Glück berauscht sie, Unglück bringt sie in Verzweiflung, die Strafen Gottes erschüttern sie nicht, die himmlischen Gnaden erweichen sie nicht, das Greisenalter enttäuscht sie nicht, selbst der nahe Tod öffnet ihnen nicht die Augen. Gekrümmt und gefesselt an die Erde, seufzt der ehrgeizige und heißhungrige Mensch, ein wahrer Sohn der alten Schlange, die verurtheilt ward Erde zu fressen, nur nach der Erde, liebt nur die Erde und betet nur die Erde an. Deßhalb nennt der h. Paulus diese Gier eine wahre Abgötterei. In der That, welchen andern Gott hat denn der Mensch, der von der Liebe zu den irdischen Gütern besessen ist, als das Geld und die Herrschaft! Das war die Hauptleidenschaft, welche die Pharisäer gegen alle Wunder Jesu, gegen alle Ermahnungen und Warnungen undankbar machte und sie der Drohung Christi gemäß zum Abfall forttrieb und in ihren Sünden sterben hieß.

Wir dagegen, Geliebte, wollen uns angelegen sein lassen, aus dem heutigen Wunder des erlösenden Gottes den Vortheil zu ziehen, den die Pharisäer nicht daraus zogen; denn seine Barmherzigkeit hatte in dem, was er für sie that, auch uns im Auge, auch uns zu suchen, ist sie gekommen. O so lernen wir denn Demuth! Bitten wir den Herrn, auf daß er uns von der Wassersucht des Herzens befreie, daß wir nicht aufgeblasen von Hoch-

muth und Verachtung Anderer immer nur Ehre und Auszeichnung suchen, daß wir in Uneigennützigkeit Gutes thun und insbesondere uns nicht von dem hochmüthigen Wahne bethören lassen wie die Pharisäer: es könne uns wegen der ewigen Seligkeit gar nicht fehlen, denn wir seien ja die Auserwählten, die geistigen Abkömmlinge Abrahams — Katholiken! Denken wir also oft, namentlich so oft wir merken, daß die Wassersucht im Anzuge ist, daß die Brust schwellen will von dem verdorbenen Wasser der Ehrsucht und Weltlust, des Geizes und religiösen Hochmuthes, an die heutige Begebenheit, an die Heilung des Wassersüchtigen und die Tischrede Jesu! Bedenken wir die unendliche Barmherzigkeit Jesu, wie er den Pharisäern, seinen Todfeinden, deren böse Absichten er kannte, dennoch nachging, um sie zu gewinnen! Verachten wir diese unendliche Erbarmung und Liebe nicht, erkennen wir unser Elend und lassen wir uns heilen — dann ist Hoffnung, daß wir nicht bloß unter den Geladenen, sondern auch unter den Auserwählten sein werden. Die Lehre und Nachfolge Jesu ist das einzige Instrument, das im Stande ist, die faulen Wasser der Habsucht, des Stolzes und Ehrgeizes abzuzapfen und die wassersüchtige Seele wieder zu heilen. Wohlan, wir kennen die Krankheit, den Arzt und die Arznei: suchen wir diesen auf und nehmen seine Arznei, um jene wegzubringen. Amen.

Predigt

auf den siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Was dünkt euch von Christus? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids.“ — Matth. 22, 42.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Was glaubt ihr von Christus? — Unendlich wichtig für Zeit und Ewigkeit ist diese Frage. Von der rechten Antwort, die Herz und Leben auf diese Frage gibt, hängt ab unser Schicksal hier und dort. Jesus Christus ist der Name unserer Seligkeit; kennen wir ihn nicht, so bleiben wir auch entfremdet dem Himmel. Wir legen deßhalb die Hand aufs Herz und fragen uns: Was glaubt ihr von Christus? Wessen Sohn ist er? Die Pharisäer sind bald mit der Antwort fertig; sie sprechen: Er ist der Sohn Davids. Aus Davids Stamm soll er kommen und aus Davidischem Geschlechte. So verkünden es uns die Propheten; auf diese Antwort aber erwidert unser Erlöser: Wie nennt ihr aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich deine Feinde zum Schemmel meiner Füße gelegt. Wenn nun David ihr einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn? Nun, Pharisäer, wo bleibt eure Antwort? Wie löset ihr dieß Räthsel? Und Niemand, sagt unser Evangelium, konnte ihm ein Wort antworten. Wahrlich eine vielsagende Antwort dieses Verstummen!

Lasset sie fahren, sie sind blinde Führer der Blinden! Wir wenden uns an die Pharisäer unserer Tage; was glaubet ihr von Christus? Wessen Sohn ist er? Auch sie sind alsbald mit der Antwort fertig. Sie sprechen: des Menschen Sohn; so wird er in der h. Schrift über achtzigmal genannt, und zwar nennt er sich mehrentheils selbst so, und der Apostel Paulus sagt ausdrücklich: Ein Gott ist und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus! Ein Mensch, ein Prophet, mächtig in That und Rede vor Gott und den Menschen! Er ist umhergezogen und hat Gutes gethan und Gott war mit ihm; daher er denn auch bildlich in der h. Schrift Gottes Sohn genannt wird, und da wir Alle ohne Ausnahme Kinder Gottes sind, so heißt er vorzugsweise: Gottes eingeborner Sohn. Gott ist ja aller Menschen Vater, wie sollte er nicht der Vater Jesu Christi sein? Die ganze Antwort der Pharisäer unserer Zeit ist also kurz diese: Jesus war ein vortrefflicher Mensch, und das allein.

Das ist aber die Afterweisheit unserer Zeit, dieß der Lügen- und Schwindelgeist der Weisen, die da Thoren geworden sind; denn wer ist ein Lügner, als der, welcher läugnet, daß Jesus der Christus sei? Das ist der Widerchrist, welcher den Vater und den Sohn läugnet. — Meine Christen! Was glaubet ihr von Christus? Wessen Sohn ist er? Die Pharisäer haben Recht, wenn sie antworten: Davids Sohn; die Vernunftgläubigen, die sogenannten Rationalisten haben Recht, wenn sie erwidern: des Menschen Sohn; aber sie sagen nur die halbe Wahrheit, wenn sie hiebei stehen bleiben, und die volle Lüge, wenn sie unchristliche Folgerungen aus diesem herzuleiten sich unterfangen. Ja, es ist wahr, Christus ist ein leiblicher Abkömmling Davids und Abrahams; er hatte Leib und Seele wie wir, er ward geboren von einem Weibe wie wir, er wuchs und ward stark, er nahm zu an Weisheit und Alter, er hungerte und ward müde, er schlief, er war traurig; er weinte, war allen Leiden unterworfen, selbst dem Tode, er aß und trank, ein Mensch wie wir — die Sünde ausgenommen. So lehrt es die h. Schrift.

Aber wir finden noch etwas mehr in der h. Schrift:

Sie sagt uns, daß Christus als Gott schon thätig ist im alten Bunde, I. Th.;
Sie sagt uns, daß Christus thätig ist als Gott im neuen Bunde, II. Th.

Ich beginne u. s. w.

I. Theil.

Wer ist derjenige, der Jehova genannt wird in den h. Schriften des alten Bundes? Der den Himmel erschuf und die Erde. Hören wir die Antwort auf diese Frage aus dem Munde des h. Apostels Johannes: „Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Alles ist durch ihn gemacht und ohne ihn ist nichts gemacht, was da gemacht ist.“ Also das ewige Wort, das in Ewigkeit vom Vater erzeugt und für uns Mensch geworden ist, dieses ewige Wort hat Himmel und Erde erschaffen. Wer ist es, der im Paradiese wandelte, mit den ersten Menschen redete? Wer war es, der im brennenden Busch auf Horeb den Moses zu Israels Führer erkor? Wer bahnte dem Volke einen trockenen Pfad durch das Meer? Wer geleitete Israel bei Tag in einer Wolkensäule, des Nachts in der Feuersäule, daß er ihnen leuchtete zu reisen Tag und Nacht? Wer donnerte auf Sinai? Wer thronte im Tempel Salomons in der Wolke? Wer erschien schon dem Abraham und rief: Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei vollkommen! Die h. Schrift bezeugt es: Es ist der geoffenbarte einige Gott Jehova, der ewige Sohn. Der Vater wohnt in einem unzugänglichen Lichte, ihn kann kein Mensch sehen und es hat ihn auch Keiner gesehen; er hat sich nie einem Menschen unmittelbar gezeigt, sondern nur durch den Sohn. Wo also im alten Testamente die Rede ist von Erscheinungen und Offenbarungen Jehovas, ist unter Jehova zu verstehen: Christus der Sohn. Für diese Thätigkeit Jehovas, des Sohnes, sprechen unwiderleglich die eigenen merkwürdigen Worte des Sohnes zu den Juden, die also lauten: „Abraham, euer Vater, hat frohlockt, daß er

meinen Tag sehen werde, er sah ihn und freute sich. Da sprachen die Juden zu ihm: Du hast noch nicht fünfzig Jahre, und hast Abraham gesehen? Da sprach Jesus zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: **Ehe denn Abraham war, bin ich.**" Die Juden verstanden diese Worte sehr gut; sie erkannten, daß Jesus sich mit denselben ewigen also göttlichen Ursprung beilege, und deßhalb hoben sie Steine auf, um ihn als Gotteslästerer zu steinigen. Mit diesen Worten hat also der Herr klar und deutlich seine alttestamentliche Thätigkeit, die Offenbarung an Abraham ausgesprochen. Wenn der Herr sagt, Abraham habe sich gefreut, daß er seinen Tag sähe, so ist das nicht bloß dahin zu verstehen, daß Abraham den Tag der Menschwerdung im Geiste voraussah, sondern, wie der h. Augustin diese Stelle schon deutet, daß Abraham die ewige Geburt des Sohnes Gottes erkannte und ein innerliches Verlangen nach der Erkenntniß des Geheimnisses der h. Dreieinigkeit hatte. Dem h. Augustin folgte Beda und diesem der h. Hieronymus und Gregor, welche diesen Tag für jenen halten, an welchem ihm durch jene drei Engel, die ihm erschienen, und durch den Einen, der von jenen Dreien allein redete, das Geheimniß der h. Dreifaltigkeit geoffenbart worden sei. Mag man indeß unter diesem Tag verstehen, der dem Abraham bei Lebzeiten gewordenen Offenbarungen oder die Offenbarung des Tages der Menschwerdung des ewigen Wortes: so viel geht immerhin aus den eigenen Worten des Herrn hervor, daß er vor Jahrtausenden schon thätig gewesen sei. Wenn nun aber, wie die Vernunftgläubigen wollen, Christus bloßer Mensch war, wie konnte er sagen: Ehe denn Abraham war, bin ich. Wie will Christus, wenn er erst seit seiner Geburt in Bethlehem existirte, einen Einfluß auf Abraham geäußert haben? Das ist nur dann möglich, wenn Christus wirklich schon von Anfang an existirt hat, d. h. wenn er Gott ist. Für die Thätigkeit Christi in alter Zeit spricht auch folgende merkwürdige Stelle im Briefe des h. Paulus an die Hebräer,*) wo

---

*) 11, 26.

es heißt: „Für größeren Reichthum als die Schätze Aegyptens hielt er (Moses) die Schmach Christi.“ Wie konnte denn Moses, fragen wir, von Christus und seiner Schmach etwas wissen? er, der zwei Jahrtausende vor Christus gelebt hat? Kurz vorher heißt es: Moses wollte lieber mit dem Volke Gottes Drangsal leiden, als zeitliche Freuden der Sünde haben. Also die Leiden und Qualen des Volkes Gottes hielt Moses für die Schmach Christi, weil sie, die auf den Erlöser hofften, seinetwillen die Leiden erduldeten. Allein wie konnte Moses auf den Gedanken kommen, daß Christus Schmach erleiden werde und daß die Leiden des Volkes Israel schon ein Vorbild dieser Schmach seien? Es läßt sich dieß auf keine andere Weise erklären, als daß eben der Sohn Gottes sich dem Moses in besonderer Weise geoffenbaret, eine besondere Thätigkeit entfaltet habe. Eben so merkwürdig und die Thätigkeit Christi in alter Zeit bezeugend, ist eine Stelle im ersten Briefe des h. Paulus an die Korinther, wo er sagt: „Lasset uns Christum nicht versuchen, gleich wie Einige von ihnen (der Israeliten in der Wüste) ihn versuchten.“ Was wußten denn die Israeliten in der Wüste von Christus, muß man da fragen, und wie konnten sie ihn versuchen? Versuchen, beleidigen kann man nur den, der existirt und von dessen Existenz man Kenntniß hat, der Befehle gibt und dessen Befehle man nicht achtet. Behauptet nun der Apostel, daß mehrere Israeliten Christum in der Wüste versucht haben, so kann er zu dieser Behauptung nur durch die Ueberzeugung gebracht worden sein, daß Christus die Israeliten in der Wüste geführt und diese dieser Führung sich bewußt waren. Der Apostel Paulus war also von der Thätigkeit Christi im alten Bunde schon vollkommen überzeugt, sonst könnte er von keiner Versuchung Christi in der Wüste durch die Israeliten reden. Wie wollen denn die Christusläugner, diejenigen, die da sagen, Christus sei ein Mensch gewesen, habe also keine Existenz vor seiner irdischen Geburt, diese Stellen erklären? Sie müssen eben zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zur Aushöhlung des Kernes, zur Verwässerung und Verdrehung ihre Zuflucht nehmen, d. h. sie müssen behaupten, Christus habe sich vor den An-

gen der Juden eine Existenz und eine Thätigkeit angemaßt, die nicht möglich ist, und ebenso habe der Apostel Paulus in schwärmerischer Verehrung seines Meisters derartige Phantasien von ihm gehabt. Aber wie ein Fels stehen die Worte: Ehe denn Abraham war, bin ich; Abraham frohlockte, meinen Tag zu sehen; er sah ihn und hat sich gefreut zu fest, als daß das seichte Gewässer rationalistischer Schriftauslegung denselben hinweg zu spülen vermöchte.

Ja, wir behaupten, diesen Wink des Herrn von seiner Thätigkeit in der alten Welt wohl würdigend, daß sich diese Thätigkeit über die ganze alte Zeit erstreckt habe. Wir behaupten, daß die Anordnung der Opfer im Paradiese, daß die Prophezeiungen und Vorbilder, daß die Erwählung eines Volkes vor allen übrigen, daß die Führung dieses Volkes durch einen Zeitraum von 2000 Jahren, daß die ganze politische Verfassung und der ganze Cultus die Frucht seiner Thätigkeit waren; wir behaupten, daß die Synagoge sein geheimnißvoller Leib war, daß demnach die Freuden dieses Volkes Christi Freuden und seine Leiden Christi Schmach waren.

Noch mehr! Diese Thätigkeit Christi erstreckte sich auch über den Kreis des auserwählten Volkes hinaus; wir behaupten deßwegen: Alles, was dem Heidenthume vor der ursprünglichen Ueberlieferung, die es bei der Trennung der Völker in alle Welt aufgenommen hatte, verblieb, wenn auch mit abgeschmackten und unsinnigen Fabeln verschlackt, der Glaube an ein höchstes Wesen, welches das Gute ewig belohne und das Böse bestrafe, und das sich durch Opfer und Buße versöhnen lasse; der Glaube an einen Erlöser, den Sohn einer Jungfrau, der einen bessern Zustand herbeiführen würde; der Glaube an die ursprüngliche Unschuld des Menschen, der durch freie Abkehr des Geistes von Gott Leben und Seligkeit verwirkt. — Dieß Alles ist eine Folge der Thätigkeit Christi in der alten Welt. Nicht undeutlich ist auch auf die universelle Thätigkeit Christi durch die ganze alte Welt angespielt in den Worten des Evangelisten Johannes: „In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht

leuchtet in der Finsterniß und die Finsterniß hat es nicht begriffen." Wenn durch die Thätigkeit des Logos jene Anknüpfungspunkte an das Christenthum nicht so sorgfältig erhalten worden wären, wie wäre denn ein Uebergang vom Heidenthum ins Christenthum möglich gewesen? Aber der Logos hatte die Brücke geschlagen und so konnte bei seinem Erscheinen im Fleische dieser Uebergang durch die Apostel bewerkstelligt werden.

Diese Thätigkeit des Logos ist, wie wir bisher gesehen, unläugbar, die eigenen Worte des Herrn und seiner Apostel sprechen davon; — wessen Sohn ist also Christus? fragen wir alle Welt, fragen wir auch die Vernunftgläubigen. Und wenn sie ehrlich und aufrichtig sein wollen, so müssen sie sagen: Er ist nicht bloß Mensch, sondern auch Gott. Denn er hat schon existirt vor seiner Menschwerdung, er ist von Ewigkeit und ist thätig gewesen als das Lamm, das von Anbeginn der Welt für unsere Sünden geschlachtet worden ist, zum Heile der Menschheit zuerst unter seinem auserwählten Volke, dann aber auch unter den Heiden. Eine solche Existenz und eine solche Thätigkeit vor der Geburt ist aber unerhört; existirt aber dennoch ein Wesen, bei dem vor seinem Eintritte in die Welt eine derartige Existenz und Thätigkeit nachweisbar ist, so muß dieses Wesen Gott sein; nun aber ist dieses Wesen Christus, folglich ist Christus Gott und Mensch zugleich. Dieß aber erhellt eben so sehr, ja noch mehr aus der Thätigkeit Christi nach seiner Menschwerdung, und hievon im

II. Theile.

Wenn es sich um die Geburt und das Leben des Heilandes handelt, so liegt das Evangelium als der einzige authentische Bericht vor, der hierüber Aufschluß zu geben vermag. Das Evangelium aber sagt uns: Jesus Christus ist zwar als Mensch in die Welt eingetreten, aber er ist empfangen vom h. Geiste und geboren aus Maria der Jungfrau; es sagt uns, daß Christus zwar starb wie ein anderer Mensch, daß er aber aus eigener Kraft den Tod im Grabe bewältigt und siegreich vom Grabe erstanden sei; es sagt uns ferner, daß er hernach nimmer gestorben, sondern

glorreich sich zum Himmel erhoben und daß er von dort den h. Geist geschickt habe. Und nun kann man fragen: Was haltet ihr von Christus? Wessen Sohn ist er? Ist er nur Menschen-Sohn? Nein, der übernatürlich empfangen und geboren wurde, der am dritten Tage nach seinem Tode vom Grabe erstand und vierzig Tage später in den Himmel aufgefahren ist und von da den h. Geist gesendet hat — dieser kann nicht bloß Mensch, er muß Gott und Mensch zugleich sein.

Weiter! Lesen wir die h. Schriften des neuen Bundes durch: werden dem Herrn nicht Eigenschaften zugeschrieben, die nur Gott allein zukommen? Wenn Johannes von ihm sagt: „Alles ist durch ihn gemacht und ohne ihn ist nichts gemacht, was da gemacht ist;" wenn Paulus an die Kolosser*) schreibt: „Alles ist durch ihn und in ihm erschaffen," ist das nicht die Allmacht, die ihm beigelegt wird? Wenn der Herr selbst also betet: „Vater, verherrliche du mich mit jener Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war,"**) und wenn Paulus von ihm sagt: „Christus ist vor Allem und Alles besteht in ihm," ist dieß nicht die Ewigkeit, die ihm hier beigelegt wird? Wenn der Heiland sagt: „Sieh', ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt," oder: „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen sich versammeln, da bin ich mitten unter ihnen;" ist das nicht die göttliche Eigenschaft der Allgegenwart, die Christus sich selber beilegt? Und wenn Petrus sagt: „Herr, du weißt Alles," und der h. Johannes: „Jesus wußte, was im Menschen war," und Matthäus: „Jesus sah ihre Gedanken;" ist das nicht das göttliche Attribut der Allwissenheit, das Jesu beigelegt wird? Wessen Sohn ist der, fragen wir nun, dem Allmacht, Ewigkeit, Allgegenwart und Allwissenheit zugeschrieben wird? Ist der nur Menschen-Sohn? Nein, er muß auch Gottes Sohn sein.

Und wenn der Apostel Paulus an die Hebräer schreibt: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selbst," und wenn

*) 1, 17.
**) Joh. 15, 5.

es in der Apostelgeschichte heißt: „Habet Acht auf die ganze Heerde, über welche euch der h. Geist gesetzt hat, die Kirche Gottes zu regieren, die er mit seinem eigenen Blute erkauft hat;" ist das nicht die Erlösung des Menschengeschlechtes, also ein göttliches Werk, das Christo zugeschrieben wird? Und wenn der Herr selber sagt: „Der Vater richtet Niemand, sondern hat das ganze Gericht dem Sohne übergeben;" ist es hier nicht wieder das göttliche Werk des Weltgerichtes, das der Erlöser sich selber aneignet? Wessen Sohn ist nun der, dem nicht bloß göttliche Eigenschaften, sondern auch noch die göttlichen Werke der Schöpfung, der Erlösung und des Gerichtes zugeschrieben werden?

Und wenn wir aus dem Munde des Herrn selber die Worte hören: „Wer den Sohn sieht, sieht auch den Vater; Alle sollen den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren; wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt auch den Vater nicht, der ihn gesandt hat;" wenn der Herr weiter sagt: „Ich und der Vater sind Eins," wenn sein Apostel sagt: „In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig," und „Im Namen Jesu müssen sich alle Kniee beugen derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind: wessen Sohn, fragen wir da wiederum, ist der, der also von sich selber redet und von dem seine Apostel also reden? Ist der nur eines Menschen Sohn? Nein, und abermals nein rufen wir da, dieser Mensch muß auch Gott sein.

Und in diesen Ruf, sollte man wähnen, muß alle Welt einstimmen, die je ein Exemplar des Evangeliums in der Hand gehabt und darin gelesen hat; und jeder Ungläubige muß zuletzt mit Thomas ausrufen: Mein Herr und mein Gott! Doch diese Hoffnung, so schön sie ist, ist zu sanguinisch. Wir wollen gar nicht derer erwähnen, die außerhalb des Christenthums stehen, innerhalb desselben gibt es Tausende und Tausende, die das Evangeliumbuch in der Hand haben und nach tiefem, langjährigem Forschen in der Schrift zu dem Resultate gekommen sind, daß Christus nicht Gott, sondern ein bloßer Mensch sei. Aber, wird man fragen, wie ist das möglich? Wie kann man aus einem und demselben Buche Ja und Nein herauslesen, wie kann man

in einem und demselben Buche finden, daß Christus Gott und Mensch, oder nur Mensch sei? O zerbrecht euch nicht die Köpfe darüber, gläubige Seelen, wie das zugehen mag! Das ganze Verfahren, das die Läugner der Gottheit „tiefes Forschen" und „angestrengtes Bibelstudium" nennen, ist ein sehr einfaches. Diese Herren sind in Behandlung der Bibel, ihrer Verfasser und der darin vorkommenden Persönlichkeiten durchaus nicht scrupulös. Der Kern ihrer oft langathmigen und im stolzen Gewande der Wissenschaft einherschreitenden Beweisführung ist einfach: Die evangelischen Berichterstatter sind einfältige Menschen gewesen, die Christum nicht recht verstanden haben, aber, einmal eingenommen für ihren Herrn und Meister, die Glorie der Gottheit um sein Haupt winden wollten; ihre Berichte widersprechen sich und ihre Schilderungen von der Geburt, der Auferstehung und Himmelfahrt gehören ins Reich der Fabel: Christus selbst hat sich oft nicht deutlich genug ausgesprochen; aber die göttliche Natur, das ist gewiß, hat er sich nie angemaßt; man hat ihn nur mißverstanden. Ihr sehet da schon, wo das Alles eigentlich hinaus will. Christus ist ein Betrüger, die Apostel sind Betrogene gewesen, deßgleichen die ganze Christenheit seit zweitausend Jahren, und nur die Christusläugner sind so glücklich, den wahren Sinn der Worte Christi nnd die Bedeutung und den Werth des Evangeliums würdigen zu können. Man sollte nicht meinen, daß es möglich sei, daß nach zweitausendjährigem Bestande des Christenthums noch die Frage gestellt werden könnte: Wer war denn eigentlich der Stifter der christlichen Religion? Wessen Sohn ist er? Und doch ist es so. Ob Jesus von Nazareth der ewige Sohn des Vaters, der unumschränkte Herr des Himmels und der Erde, der Erlöser des Menschengeschlechtes von Tod und Sünde, oder nur ein weiser frommer Mann aus Galiläa sei — das ist die große Frage des Tages, im christlichen Deutschland, im christlichen Europa! O welche Schande für den Christennamen, daß diese Frage auf der Tagesordnung steht! Aber mögen auch menschliche Leidenschaft und selbstgefälliger Dünkel sich selbst das Auge trüben und die Gewalten der Finsterniß den lichten Felsen Gottes in Nebel und Wolken hüllen, der

Gläubige weiß durch die katholische Kirche woran er ist; die Sonne der Wahrheit bricht in neuer Klarheit hervor, Wolken und Nebel schwinden und der Fels des Heiles, der Gottmensch Jesus Christus tritt nur um so leuchtender aus seinem h. Dunkel hervor. Vergeblich ist das Bemühen der Menschen, in der Finsterniß, den Himmel zu stürzen und den Scepter Christi zu brechen. Christus ist ihnen zu hoch, als daß sie ihn erreichen könnten.

Unsere Wahl ist getroffen, unser Standpunkt klar. Fassen wir es demnach mit dem lebendigsten Glauben und halten wir es fest mit der zartesten aufopferndsten Liebe: der vor achtzehnhundert Jahren im jüdischen Lande lebende, lehrende, von seinem Volke aber verworfene, verurtheilte und am Kreuze getödtete Jesus, der aber dann aus dem Grabe neulebendig auffstand und sichtbar gen Himmel fuhr, ist nicht nur Mensch, er ist auch der Sohn des lebendigen Gottes, der Eingeborne des Vaters und war schon vor Weltanfang, von Ewigkeit her bei Gott und ist G o t t; durch ihn ist Alles geworden, das Sichtbare und das Unsichtbare, er ist der von Anfang verheißene Messias, der Thronerbe Davids, den die Propheten im Namen Jehovas versprochen; er ist der von Anfang der Welt her überall thätige Logos, der sich den Stammeltern und Patriarchen geoffenbart, der namentlich Abraham seinen Tag schauen ließ, der auf Moses einwirkte und ihn die „Schmach Christi" erkennen ließ, der das Volk Israel in der Wüste führte, ihm Gesetze, Verfassung und Cultus gab; er wurde dann, als die Fülle der Zeiten gekommen war, unmittelbar und ganz eigens gesandt zur Rettung der Sünder, und nach einem Leben voll Liebe, Heiligkeit und Kraft, in welchem er göttliche Eigenschaften gezeigt und göttliche Werke verrichtet hatte, starb er als Opfer für die Sünden der Welt am Kreuze, ist dann aber vom Tode auferweckt, in den Himmel erhoben und zum Herrn über Himmel und Erde bestimmt worden. Dieser einst so tief bis in den Staub des Todes erniedrigte und nun über Alles erhöhte Gottmensch Jesus Christus ist nun der unumschränkte Herr des ganzen Menschengeschlechtes; an ihn ist dasselbe gewiesen, um von Sünde, Tod und Hölle frei und gerecht, heilig und selig zu werden. Er wird einmal

persönlich wieder vom Himmel auf unsere Erde herabkommen, wird Alle, die in den Gräbern ruhen, auferwecken und die Welt richten und Alles neu machen.

Diese Wahrheit ist eine der wichtigsten unsers Glaubens, sie steht, auf das Zeugniß der katholischen Kirche gegründet, unerschütterlich da und wird nicht wanken ewiglich. Wüthend stürmen gegen sie seit Jahrhunderten die Gewalten der Finsternisse, es brechen sich wohl an ihr ihre brausenden Wogen, sie aber steht und wankt nicht. In wilder Gährung stürmt und bewegt sich unser Zeitalter gegen sie — aber sei es, daß der Unglaube spotte, ja triumphire und Tausende unter seine Fahnen locke, zu seinem Schrecken wird er's sehen und fühlen müssen! Jesus Christus ist gestern und heute und in Ewigkeit derselbe. Was er den Sadduzäern und Pharisäern seiner Zeit im Gerichtssaale zu Jerusalem sagte: Ja, ich bin Christus, der Sohn Gottes; von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten der Kraft Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen! — das sagte er den Sadduzäern und Pharisäern aller Zeiten. Selig, wer mit Petrus bekennt: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes; er wird ihm als Richter gnädig sein. Amen.

Predigt

auf den achtzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Und es kamen Einige zu ihm, die brachten einen Gichtbrüchigen, der von Vieren getragen wurde." — Mark. 2, 3.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Die Geschichte von der wunderbaren Heilung des Gichtbrüchigen wird uns von den Evangelisten Matthäus und Markus berichtet; sie ist reich an belehrenden Momenten. Wir finden den Herrn heute wieder einmal in großer Gesellschaft von vielen hundert Zeugen und vor diesen verrichtet er ein staunenswerthes Wunder. Den Wassersüchtigen hatte der himmlische Arzt gesund gemacht, als er bei einem sehr angesehenen Pharisäer zu Tische saß, diesen Gichtbrüchigen aber machte er gesund, ich darf sagen, in Gegenwart der ganzen Stadt Kapernaum; denn also berichtet der Evangelist Markus: „Nach etlichen Tagen ging Jesus wieder nach Kapernaum (die Matthäus seine Stadt nennt, weil Jesus am häufigsten dort wirkte) und es wurde bekannt, daß er in einem Hause „war. Und sogleich versammelten sich Viele, so daß sie auch „draußen vor der Thüre keinen Platz hatten, und er predigte „ihnen das Wort. Und es kamen Einige zu ihm, die brachten „einen Gichtbrüchigen, der von Vieren getragen wurde. Und da „sie des Volkes wegen sich ihm nicht nähern konnten, deckten sie

„das Dach ab, wo er war und ließen durch die Oeffnung das Bett „hinunter, in dem der Gichtbrüchige lag." Dem Herrn gefiel das Vertrauen und der Glaube derer, die den armen Kranken auf diese Weise vor seine Füße gebracht hatten, und sagte sofort zu dem Kranken: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Diese Aeußerung wurde aber sehr mißfällig von eben anwesenden Schriftgelehrten aufgenommen. Sie hatten zwar den Muth nicht, diesem ihrem Mißfallen einen Ausdruck zu geben; allein was sie sich nicht zu sagen getrauten, das dachten sie sich, nämlich: Du, der du so sprichst, bist ein Gotteslästerer; denn die Sünden kann nur Gott erlassen. Der Herr aber durchschaute ihre Gedanken und bewies ihnen nun durch die augenblickliche Heilung des Gichtbrüchigen, daß er Macht habe so zu sprechen, Macht habe die Sünden zu erlassen; es ist kein Unterschied, wollte er ihnen sagen, zwischen der Nachlassung der Sünden und der Heilung dieser Krankheit, die eine Strafe der Sünden ist; beides erfordert eine göttliche Macht, und der kann die Krankheit, die Strafe der Sünden, hinwegnehmen, welcher die Sünde selbst hinwegnimmt. Daß dieses neue staunenswerthe Wunder auf das anwesende Volk großen Eindruck gemacht hat, berichtet uns der Evangelist Markus mit den Worten: „Alle erstaunten, verherrlichten Gott und sprachen: So etwas haben wir noch nie gesehen!" Der Evangelist Matthäus aber beschreibt den Eindruck dieses Wunders mit den Worten: „Da aber dieses das Volk sah, fürchtete es sich und pries Gott, der den Menschen solche Macht gegeben hat." Welchen Eindruck dieses Wunder auf die Schriftgelehrten gemacht habe, ist nicht gesagt; — wahrscheinlich gar keinen. Wollen wir nun von dem Gichtbrüchigen selber heute ganz Umgang nehmen und lediglich die übrigen Persönlichkeiten, die bei seiner wunderbaren Heilung anwesend waren, und deren Haltung und Benehmen ins Auge fassen! Wir werden sehen, welch hochwichtige und beherzenswerthe Lehren uns diese Personen und ihre Betheiligung bei dem ganzen Vorgange zu Gemüthe führen. Also — unsere Aufmerksamkeit nehmen in Anspruch:

Die Träger des Gichtbrüchigen, I.;

Jesus, der himmlische Leib- und Seelenarzt, II.; Das Volk und die Schriftgelehrten, III.

Ich beginne u. s. w.

I.

Vier Männer, sagt der Evangelist Markus, brachten den Gichtbrüchigen auf seinem Bette herbei. Sie hatten aber mit Schwierigkeiten zu kämpfen wegen der großen Volksmenge, und so gelang es ihnen nur mit großer Mühe und auf einem sonderbaren Umwege den Kranken vor die Füße Jesu zu bringen. Nur die große Theilnahme, welche diese Träger an dem Schicksale des Unglücklichen hatten, das Verlangen ihm zu helfen und das feste Vertrauen, das sie in die Wunderkraft Jesu setzten, erklärt uns diese ihre unverdrossene Anstrengung und das sinnreiche Auskunftsmittel, das sie in den Stand setzte, ihren Kranken unmittelbar vor die Füße Jesu zu bringen. Gewiß, diese Träger waren edle Menschenfreunde, deren Theilnahme für den Kranken und deren Vertrauen zu Jesus jedes gefühlvolle Herz mit Freude und Rührung erfüllen muß. Auch der Herr war gerührt von ihrem Vertrauen und lohnte dasselbe. — Es liegt etwas Großes und Erhabenes in allen den Handlungen, die Hingebung und Aufopferung im Dienste Gottes und des Nebenmenschen erheischen, und darum ist auch die Krankenpflege von jeher ein Gegenstand der Anerkennung und ungetheilter allgemeiner Achtung gewesen. Ja, es ist etwas Großes und Erhabenes, mit Hinopferung der eigenen Bequemlichkeit, mit Anstrengung aller seiner Kräfte, mit aller Liebe und Geduld, im Hinblicke auf Gott, die Kranken zu warten und zu pflegen. Es ist aber das Höchste und Erhebendste, sich die Krankenpflege zum Lebensberufe zu machen und auf alle Genüsse und Freuden des Lebens zu verzichten, bloß um diesem Berufe sich ungetheilt widmen zu können. Das Heidenthum hatte keine Ahnung von dieser liebevollen sich hinopfernden Liebe zu den Kranken, es hatte bald satt an den Kranken und wußte sich derselben in entsetzlicher Weise zu entledigen. Nur im Volke Gottes hatte die Erkenntniß des wahren Gottes auch die

liebevolle Pflege des kranken Nächsten angebahnt, und darum heißt es im Ekklesiastikus: „Laß dich nicht verdrießen, einen Kranken zu besuchen, du wirst dadurch in der Liebe befestigt werden.“ Am großartigsten aber hat sich die liebevolle, sich hinopfernde Krankenpflege ausgebildet im Christenthum, als der Religion der Liebe, und ihren Gipfelpunkt erreicht in den Orden der barmherzigen Brüder und Schwestern. So großartig, rühmlich und segensreich aber auch diese heldenmüthige sich selbsthinopfernde Liebe im Dienste der Kranken im Christenthum ist, so läßt doch die Privatkrankenpflege, die denn doch auch von Christen in christlichen Häusern geübt, namentlich sehr Vieles zu wünschen übrig. Ich will hiemit nicht sagen, als ob nicht die nöthige leibliche Pflege den Kranken zu Theil würde, als ob man versäumte, nach einem Arzte zu gehen um schleunigst die zweckdienlichsten Mittel herbei zu schaffen, oder als ob die Angehörigen nicht gerne Tag und Nacht am Bette einer kranken Person wachten; nein, in dieser Beziehung ist nichts zu tadeln; die Kranken können in der Regel auch nicht über Mangel an Besuch klagen; allein etwas anderes ist es, das leider nur zu häufig in vornehmen und geringen Häusern von den Angehörigen, denen die Krankenpflege obliegt, verabsäumt wird, nämlich: den Kranken zu Jesus zu bringen. Man läßt die Kranken oft Wochen und Monate liegen und Niemand ist, der daran denkt, ihnen ein Morgen- und Abendgebet vorzubeten, sie auf Jesus und sein h. Kreuz oft hinzuweisen, den Kranken auf seinen gefährlichen Zustand und auf die Nothwendigkeit, die Sterbsakramente zu empfangen, aufmerksam zu machen. Erst wenn die Sinne schon geschwunden sind und mit Mühe nur die h. Oelung noch dem Kranken ertheilt werden kann, wird nach dem Priester geschickt; und dennoch heißt es dann in öffentlichen Blättern: „Versehen mit den Tröstungen unserer heiligen Religion“. Gewöhnlich ist es falsche Schonung, die zu solcher Grausamkeit gegen einen theuern Kranken verleitet; allein ist dem Kranken, dem Sterbenden mit solchem Mitleide etwa gedient? O möchten solche christliche Krankenwärter und Wärterinnen, ich will nicht sagen von den barmherzigen Brüdern und Schwestern,

sondern von den jüdischen Krankenwärtern lernen, daß man den Kranken zu Jesus hinbringen müsse. Nicht bloß für den sterblichen Leib bedarf der Kranke einen Arzt, sondern auch für seine unsterbliche Seele. An diese aber wird gar häufig zuletzt gedacht. Zu Jesus will man den Kranken nicht führen, weil er an den Tod erinnert werden könnte! Als wenn es nicht doch einmal gestorben sein müßte! Was ist nun besser, wenn Leib und Seele zugleich stirbt, oder doch wenigstens die Seele am Leben erhalten wird, da der Leib ganz gewiß einmal sterben muß? — Darum, ihr Eltern, Kinder, Anverwandte und Freunde, die ihr am Bette eines schwer Kranken zu weilen habt, denkt doch zum mindesten an die Träger des Gichtbrüchigen im heutigen Evangelium! Bedenkt:

Der beste Arzt ist Jesus Christ,
Dem Niemand noch gestorben ist!

II.

Unsere Blicke richten sich jetzt auf Jesum. Er sieht, wie die Träger sich abmühen, um von oben herab den Kranken unmittelbar vor seine Füße zu bringen, und das große Vertrauen, das diesen Anstrengungen zu Grunde lag, erfreute den Herrn und veranlaßte ihn, sich des Elenden zu erbarmen. Also um des Glaubens und Vertrauens der Träger willen erbarmte sich der Herr des Kranken. Er kümmerte sich nicht darum, ob der Kranke für seine Person so großer Gnade würdig sei; ihm genügte sogar der Glaube derer, die ihn trugen. Es kann also Einer für den Andern beten in dem Sinne, daß ihm dieses Gebet zugute kommt, wie man in einem gewissen Sinne auch für Andere glauben, vertrauen, Buße thun kann, wie ich das in meinen Jubiläumspredigten voriges Jahr um diese Zeit näher auseinandergesetzt habe. Deßhalb hat das Gebet für Andere oder die gegenseitige Fürbitte von jeher in der katholischen Kirche so große Bedeutung; deßhalb ermuntert unser Herr, so oft für Andere, z. B. für seine Feinde und Beleidiger, zu beten; deßhalb empfehlen sich die Apostel so oft dem Gebete der Gläubigen und ermuntern für einander zu beten. Daß Gott dem Herrn dieses Gebet angenehm sei, bewei-

sen hundert Beispiele, die sich in den heiligen Schriften des alten Bundes finden, z. B. die Fürbitte Abrahams für die Sodomiter, Loths für die Stadt Segor, Mosis für Israel, Daniels für Jerusalem. Bei Christus dem Herrn legten Fürbitte ein: ein Mann für seinen mondsüchtigen Sohn, das kanaanitische Weib für ihre Tochter, der Hauptmann von Kapernaum für seinen Knecht, Maria auf der Hochzeit zu Kana. Wie nun aber? Wenn Gott dem Herrn die Fürbitte seiner Diener, so lange diese noch auf Erden weilen, schon so angenehm ist, daß er um ihretwillen Andern Gnade erweist: wird die Fürbitte seiner Diener und Freunde, wenn sie dieses Leben verlassen haben und den Thron des Allerhöchsten umgeben, ihm weniger angenehm sein? Oder gibt es jenseits keine Fürbitte mehr? Interessiren sich jenseits die im Himmel weilenden Gerechten nicht mehr für die zurück gebliebenen Brüder auf Erden? Haben sie mit Abstreifung ihrer irdischen Hülle auch ihre ganze Natur abgestreift? Hat ihre Seele plötzlich einen ganz andern Willen, ganz andere Neigungen bekommen? Hat sich ihre Bruderliebe jenseits in völligen Egoismus und Selbstzufriedenheit verwandelt? Viele von denen, die sich Christen nennen, wähnen dieß. Sie lassen zwar die gegenseitige Fürbitte der Lebendigen gelten, glauben aber nicht, daß die gestorbenen Gerechten und Heiligen jenseits diese Fürbitte fortsetzen; deßhalb verwerfen sie auch die Verehrung und Anrufung der Heiligen. Wir Katholiken aber glauben, daß das Band, welches die Mitglieder der Kirche bei Lebzeiten zusammenhielt und sie zur gegenseitigen Fürbitte ermunterte und verpflichtete, durch den Tod nicht zerrissen sei; wir glauben an eine Gemeinschaft der Heiligen, an einen innigen Zusammenhang der triumphirenden mit der hienieden streitenden Kirche; wir glauben, daß sich die in den Himmel aufgenommenen Gerechten und Heiligen lebhafter als je für die zurückgebliebenen Brüder und Schwestern interessiren; wir glauben auch, daß derselbe Gott, dem die Fürbitte der auf Erde weilenden Gerechten schon so angenehm war, die Fürbitte der nun vollendeten Gerechten, die er als seine Freunde um seinen Thron versammelt hat, noch bereitwilliger berücksichtigen

werde, und deßhalb war es von Anfang an Sitte in der katholischen Kirche, die Heiligen um diese ihre Fürbitte anzurufen. In den uralten Meßbüchern, die wir aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche haben, bildet daher die Anrufung der Heiligen eine stehende Rubrik. So z. B. heißt es in dem Meßbuch des h. Chrysostomus: „Gedenke, o Herr, der Patriarchen, der heiligen Väter, „der Propheten, der Apostel, der Prediger, der Evangelisten, der „Martyrer, der heiligen Bekenner der allezeit seligsten Jungfrau „Maria. Wir nehmen unsere Zuflucht zu denen, die, wenn sie „ihre Fürbitte einlegen, wohl würdig sind, von dir erhört zu werden, nämlich zu allen Heiligen, welche dir von Anfang der Welt „wohlgefällig gewesen sind; daß du auf ihre wohlgefällige Fürbitte „hin uns von den Banden der Sünde befreiest, und wir auch für „die Zukunft von ihren Fallstricken befreit bleiben.“ Es wäre mir ein Leichtes, eine Masse von Väterstellen euch vorzuführen, in denen für diesen allgemeinen Gebrauch der Anrufung der Heiligen das herrlichste Zeugniß abgelegt wird; ich begnüge mich aber, euch nur auf die schönen Worte aus St. Augustin, die sich in seiner Erklärung des 85. Ps. finden, aufmerksam zu machen, welche also lauten: „Christus bittet noch immer für uns; auch alle Martyrer, „welche bei ihm sind, bitten gleichfalls für uns. Ihre Fürbitte „nimmt so lange kein Ende, als unser Seufzen kein Ende nehmen „wird.“ Es ist diese Fürbitte und ihr Werth auch so klar als etwas in der Welt, und keck darf man jedem Zweifler gegenüber die Frage stellen: Wenn dem Herrn dieß Vertrauen und den Glauben der vier Träger des Gichtbrüchigen so wohl gefiel, daß er durch ein Wunder den armen Krüppel heilte: wird ihm die Fürbitte seiner Heiligen, die mit und bei ihm im Himmel wohnen und thronen, weniger gefallen?

Betrachten wir den Vorgang des Wunders selbst. Der Herr sagt nicht sofort: Steh' auf, nimm dein Bett und geh'! nein, seine Rede lautet: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Der Herr wollte nämlich zuerst die unsichtbare Ursache der sichtbaren Krankheit dieses Armseligen heben und dann die Krankheit selber. Deßhalb

die Worte: Deine Sünden sind dir vergeben. Die anwesenden Schriftgelehrten urtheilten nun ganz recht, wenn sie dachten, Gott, der allein durch die Sünde beleidigt wird, kann sie auch vergeben; ein Mensch, der sich daher die Gewalt der Sündenvergebung anmaßt, ist ein Gotteslästerer. So weit war ihr Urtheil ganz richtig; nur die weitere Folge, die sie darauf bauten, war irrig, indem sie schlossen: Folglich ist dieser Jesus von Nazareth, dieser Zimmermanns-Sohn, ein Gotteslästerer, weil er ein bloßer Mensch ist. Auf diesen falschen Gedankenschluß machte sie der Herr in aller Liebe auch aufmerksam, indem er ihnen zu verstehen gab, daß er allerdings Sünden vergeben könne, ja daß es ihm bei der ihm innewohnenden göttlichen Macht ganz gleich sei, ob er das Wunder der Sündenvergebung oder das Wunder einer augenblicklichen Krankenheilung wirke. Und damit sie sich von der Wahrheit dieser Rede augenblicklich überzeugen konnten, machte er den Gichtbrüchigen auf der Stelle gesund. So hatte Jesus in diesem denkwürdigen Momente drei der herrlichsten Beweise seiner Gottheit gegeben, indem er als der Allwissende, der die Gedanken durchschaut und kennt, sich den Schriftgelehrten darstellt, indem er sodann dem Kranken die Sünden vergibt und zum Beweise, daß er hiezu die Macht habe, also Gott selber sei, das staunenswerthe Wunder der Heilung an ihm verrichtet.

So hatte der Sohn Gottes die Juden mit Beweisen seiner höhern Abkunft, seiner göttlichen Natur, so zu sagen überschüttet; in der mannigfachsten Weise suchte er ihnen beizukommen, seine Liebe verfolgte sie, er wollte sie mit sanfter Gewalt zu sich, zum Glauben an ihn ziehen. Aber nicht bloß die Juden wollte der Herr durch diese greifbaren Erweise seiner Gottheit gewinnen, sondern alle Welt. Deßhalb ist ja dieß Alles aufgeschrieben und der Nachwelt überliefert worden, auf daß sie glaube, auf daß alle Welt in Jesus den Eingebornen des Vaters, den Weltheiland erblicke und sich nicht an seiner Knechtsgestalt stoße. Und wir sind ja ungleich besser daran als die Juden, vor deren Augen der Herr diese Wunder wirkte. Wir haben ja noch ganz andere Erweise seiner Gottheit vor uns als die Heilung der Kranken und die Er-

weckung der Todten. Was sollen alle diese Wunder sein gegen das Wunder der Auferstehung? Wo ist je Einer gewesen, der aus eigener Kraft lebendig aus dem Grabe hervor gegangen wäre, sich dann aus eigener Kraft zu des Himmels Höhen emporgeschwungen und auf dem Throne der Gottheit selber Platz genommen hätte? Wo ist Einer, der je gesagt: Ich gehe fort, aber ich sende euch einen andern Tröster, den Geist der Wahrheit, der euch alle Wahrheit lehren und bei euch bleiben wird bis zum Ende der Welt? Und ist dieser Geist nicht gekommen, hat er nicht eine ungeheure moralische Revolution auf der ganzen Welt hervorgebracht? Wo ist eine Religion, die so herrlich und beglückend auf die menschliche Gesellschaft eingewirkt hätte als die Religion Jesu mittelst der heiligen katholischen Kirche? Vor unsern Augen liegen alle diese hundert und tausend Erweise der Gottheit Jesu und der Göttlichkeit seiner Lehre, seiner Religion. Und doch, was geschieht? Glaubt die Welt? Ach, es ist dieselbe Geschichte, die sich immer wiederholt, die wir im heutigen Evangelium finden. Der Eindruck, den die Wunder, die Person, die Reden und Thaten Jesu machen, ist ein sehr verschiedener, wie wir das an dem Volk und den Schriftgelehrten wahrnahmen.

III.

Als der Gichtbrüchige, der bisher weder Hand noch Fuß regen konnte, sondern sich in dem elendesten Zustande befand, plötzlich aufstand und mit seinem Bette rüstig und frisch davonging, als hätten seine Glieder nie das geringste Leiden gehabt, da staunte das Volk, es fürchtete sich, weil es die wunderbare Nähe Gottes in diesem Wunder sah und ob dieser Gegenwart vor einem geheimen Schauer ergriffen wurde; es pries aber zugleich Gott ob dieser Kraft, mit der er die Menschen ausstattete. Wir sehen hieraus, das Volk kam nicht so weit, in Jesus den Sohn Gottes auf dieses Wunder hin zu erkennen, es erblickte in Jesu nur einen mit Wunderkraft ausgestatteten Menschen; allein so viel erkannte es, daß solche Thaten nur durch göttliche Kraft geschehen konnten, daß also Gott mit Jesus sein müsse. Der Herr war mit die-

sem Glauben zufrieden, er verlangte nicht Alles auf einmal, er wollte nach und nach zum Ziele gelangen, darum erleuchtete der Herr immer mehr dieses Volk durch seine Wunder, um es endlich zum Glauben an seine Gottheit zu bringen. Vorläufig begnügte er sich mit dessen gesunder Urtheilskraft, mit seinem guten Willen. Ganz anders die anwesenden Schriftgelehrten. Sie sehen das Wunder; der Gichtbrüchige erhebt sich vor ihren Augen und geht gesund nach Hause; allein auf sie macht dieses Wunder keinen Eindruck. Sie erkennen in Jesu keinen Menschen, durch den Gott wirkt, nein, der Teufel ist es, dessen Thätigkeit sie in den Wundern Jesu erblickten. Das sagten sie entweder offen heraus, oder sie schwiegen verstockt, wie dießmal. Jedes Wunder verhärtete sie noch mehr, mit jedem Wunder wuchs ihr Haß gegen Jesus, bis sie endlich bei dem letzten außerordentlichen Wunder, der Auferweckung des Lazarus, den Entschluß faßten, ihn zu tödten. So saugt die Biene Honig aus den Blumen, die Spinne aber Gift; so besudeln die Harpyen Alles, dem sie sich nähern. Wer sollte meinen, daß ein Wunder so ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen, die Einen zum Glauben und Lobe Gottes entflammen, die Andern aber im Unglauben und im Hasse noch mehr verhärten konnte? So brütet die Sonne in der heißen Sandwüste Aegyptens Krokodileier aus, in andern Gegenden aber bringt sie kostbare Früchte zur Reife, das Wachs schmelzt sie und den Koth verhärtet sie, Fledermäuse und Eulen macht sie blind und lichtscheu, während alle andern Geschöpfe ihr entgegen jauchzen. Trägt hieran die Sonne schuld? Nein, die Natur der verschiedenen Gegenstände, die von ihr beleuchtet werden, bedingt diese auffallenden Erscheinungen. So ist es mit dem Verstande und Willen des Menschen den Strahlen der göttlichen Gnadensonne gegenüber. Die falsche Wissenschaft bläht auf und böser Wille macht verstockt. Diese Schriftgelehrten hatten so Vieles von dem Volke voraus; an Wissenschaft, an gelehrter Bildung waren sie dem Volke ganz gewiß überlegen; allein trotz der scharfen Gläser des Wissens sehen sie doch die mit Händen greifbare Wahrheit nicht, das unbewaffnete Auge des Volkes aber sah, was eben zu sehen war. Das

Volk hatte guten Willen, es hegte keine Vorurtheile gegen Jesus, es kannte keinen Haß und Neid. Aber bei den Schriftgelehrten war dieß anders. Sie sahen in Jesus einen Nebenbuhler, der sie um ihr Ansehen beim Volke bringen und ihre Weisheit zu Schanden machen möchte. Daher ihr Haß; deßhalb halfen weder Vernunftgründe noch Wunder, weder milde noch scharfe Reden; was Jesus sagen oder thun mochte, es verhärtete sie nur immer mehr.

So ist es mit dem hohlen aufgedunsenen Wissen und dem bösen, verkehrten Willen noch heute. Es gibt Leute, die überaus scharfen Verstand haben und ganze Bibliotheken verschlingen; aber zu Christus, zur Erkenntniß der Wahrheit kommen sie nicht; ja wenn sie diese Erkenntniß auch in der Jugend in Folge christlicher Erziehung gehabt haben — je mehr sie lesen und forschen und studiren, desto weiter kommen sie von Christus und seiner Kirche weg. Wie unwillig würden diese gelehrten Forscher und Kritiker werden, wenn man ihnen sagte: Ihr seid blind! Und doch gilt auch ihnen, was der Heiland den Schriftgelehrten seiner Zeit sagte auf die Frage, ob etwa auch sie blind seien, sie die gelehrten Leute: „Weil ihr sagt, ihr sehet, so bleibt eure Sünde.“ Der Herr wollte sagen: Wäret ihr einfältige, unstudirte, in der Schrift nicht bewanderte Leute, so hättet ihr eine Entschuldigung; aber weil ihr euch so weise dünkt, und mich doch nicht in der Schrift findet und nicht nach der Schrift lebt, so wird eure Wissenschaft euch nur zur größern Verdammniß gereichen. Dieses war es, was Augustin einst, als er noch ein leichtsinniges Leben führte, sehr zu Herzen ging. Die einfältigen Leute, sagte er zu seinem Freunde, stehen auf und reißen den Himmel an sich, und wir mit unserer Gelehrsamkeit fahren zum Teufel. Das mögen die Geister, die verneinen, oder doch so gern kritteln und zweifeln und in einer ewigen Skepsis leben, bedenken und wohl beherzigen! So ist es auch mit dem Willen. Liebt dein Herz irgend eine schwere Sünde, will es nicht lassen davon — das Christenthum mit aller seiner Schönheit und Herrlichkeit, es wird keine Gnade finden vor deinen Augen. Der verkehrte Wille blendet das Auge des Gei-

stes und es tritt die Verstocktheit ein. So nehmen wir uns denn, Geliebte, die hochwichtigen Wahrheiten des heutigen Evangeliums wohl zu Herzen! Lernen wir von den Trägern christliche Liebe zu den Kranken, lernen wir von ihnen, daß wir sie zu Jesus zu bringen haben. Der Heiland aber strahle vor unserm Auge im Glanze seiner Gottheit als der allwissende Herr des Himmels und der Erde, der Herzen und Nieren durchforscht! Flehen wir zu ihm, daß er die Krankheiten unserer Seele heile, daß er auch zu uns sagen möge: Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Lernen wir endlich vom Volke, daß ein gesundes Auge und guter Wille ausreiche, um zu Christus zu kommen und an ihn zu glauben; die falsche Gelehrsamkeit, das hohle eitle Wissen und der böse Wille der Schriftgelehrten aber sei uns und Allen, die auf sogenannte Bildung Anspruch machen, eine Warnungstafel. Amen.

Predigt

auf den neunzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt.“ — Matth. 22, 1.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wenn Christus der Herr, wie das im heutigen Evangelium geschieht, das Himmelreich einem Könige vergleicht, der seinem Sohne ein Hochzeitmahl hält, so will er dadurch nichts anderes sagen, als daß dasjenige, was in seiner Kirche geschieht, welche sein auf dieser Welt angefangenes im Himmel aber vollendetes Reich ist, eine Aehnlichkeit hat mit dem, was uns in dieser Parabel von dem königlichen Hochzeitmahle vorgestellt wird. Dieser König ist der ewige Vater. Zwar ward er hier als ein irdischer König, als ein Mensch vorgestellt, ob er gleich nie die Gestalt eines Menschen angenommen hat. Damit wird uns zu verstehen gegeben, daß der Name Mensch der göttlichen Natur nicht zum Nachtheile gereicht. Wir müssen uns also darüber nicht aufhalten, wenn wir in der göttlichen Schrift hören, daß der Sohn Gottes sich einen Menschensohn nennt; denn wenn selbst der Vater, der nur Gott ist und Nichts Menschliches an sich hat, als ein Mensch dargestellt wird, um wie viel mehr muß der göttliche Sohn Mensch genannt werden, weil er Gott und Mensch zugleich ist! Der

Sohn, welchem der Vater das Hochzeitmahl bereitet, ist Jesus Christus, der der Bräutigam der Kirche ist. Unter der Hochzeit müssen wir nicht jene Vereinigung verstehen, welche Jesus Christus mit seiner Kirche mittelst des Geheimnisses der Menschwerdung eingegangen hat, sondern jene herrliche Mahlzeit, zu welcher er alle Menschen beruft und wobei seine Lehren, seine Sakramente und seine Gnaden die Speisen sind, mit denen er die Seelen hier auf Erden durch den Glauben nährt, bis er sie einst im Himmel durch die ewige Seligkeit vollkommen ersättigen wird nach dem Ausdrucke des königlichen Propheten:*) „Ich werde ersättigt werden, wenn ich deine Herrlichkeit sehen werde.“ Zu diesem Hochzeitmahle nun, d. h. zum Eintritt in die Kirche Jesu, ist alle Welt eingeladen, vor Allen aber die Juden, als das auserwählte Volk Gottes.

Sollte man nun nicht meinen, das ganze Judenvolk sowohl sowie hernach die andern Völker der Welt würden mit der größten Freude die Einladung zu diesem Hochzeitmahle vernommen haben und in Masse demselben zugeströmt sein? Wer wird von einem Hochzeitmahle zurückbleiben, wenn er nichts zu zahlen, sondern nur zu kommen braucht, wenn er überdieß noch zu wiederholten Malen geladen wird? Der König läßt den Geladenen sagen: Es sei Alles bereitet, sie dürften das Mahl nicht bezahlen, es nicht verdienen; es koste nichts als Kommen, der Tisch sei gedeckt, der Aufwand gemacht, es könnten Alle umsonst und frei das Mahl genießen. Was heißt denn das anders, als Gott will durch seinen Sohn und um seines Sohnes willen alle Menschen umsonst, aus freier Gnade, ohne all ihr Verdienst erlösen, retten, selig machen, ihnen alle ihre Sünden vergeben, derselben ewig nicht mehr gedenken, sie in alle Rechte und Genüsse der Kinder und Erben Gottes einsetzen, sie in das Himmelreich aufnehmen und ihnen ewige Herrlichkeit schenken? Und doch — sonderbar — wollte Niemand zur Hochzeit kommen! Das Judenvolk, an welches die Einladung zuerst erging, wollte von diesem Hochzeitmahle nichts wissen. Sie wollten nicht kommen, als die erste Einladung an

---

*) Ps. 16, 15.

sie erging durch Moses und die Propheten; nun kam die zweite Einladung durch Johannes den Täufer, und sie achteten wieder nicht darauf und gingen nur ihren irdischen Geschäften nach, ja sie ergriffen bald nachher die Apostel und tödteten sie. So schien also aus dem ganzen Hochzeitmahle nichts werden zu wollen, d. h. die Kirche Jesu war gegründet, aber sie schien am Tage ihrer Geburt wieder zu Grunde gehen zu sollen. Denn wenn auch gleich auf die erste Predigt des Apostels Petrus 3000 sich bekehrten — das Volk als Ganzes in seiner größten Majorität mit seinen geistlichen und weltlichen Behörden wollten von dem Hochzeitmahle nichts wissen; durch die schärfsten Drohungen und Gewaltmaßregeln wurde die Theilnahme an dem Hochzeitmahle verleidet. Und so war es auch, als die Einladung an die Heidenwelt erging. Wohl nahmen Tausende, Rechte und Schlechte, die Einladung an; aber die Heidenwelt, als großes Ganze, mit ihren geistlichen und weltlichen Behörden an der Spitze wollte so wenig von dieser Einladung wissen wie die Judenwelt. Ein grauenvoller dreihundert Jahre lang währender blutiger Kampf gibt Zeugniß von dem entschiedenen Widerwillen der Heidenwelt, an diesem Hochzeitmahle sich zu betheiligen. Und noch dauert diese Abneigung bei den Juden wie bei den Heiden fort. Aber dennoch kam das Hochzeitmahl zu Stande. Millionen sitzen bereits an der Tafel des Königs, der seinem Sohne Hochzeit gibt, und neue Millionen finden sich alle Jahrhunderte aus der Heidenwelt ein. Fragen wir uns nun:

Woher die Abneigung, an diesem Hochzeitmahle Theil zu nehmen? I.;
Und woher die Möglichkeit, diese Abneigung dennoch zu besiegen? II.

Ich beginne u. s. w.

I.

Was ist sonst für die Menschen reizender als eine Hochzeit? Wie gerne lassen sie sich dazu einladen? besonders zu einer königlichen Hochzeit, wo es an reichem Genuß, Herrlichkeit und Glanz

nicht fehlt? Wie kommt es nun, daß Juden und Heiden von dem Hochzeitmahle, zu dem sie geladen waren, nichts wissen wollten, daß sie zuerst alle möglichen Vorwände und Ausreden brauchten, zuletzt aber sogar diejenigen, die sie zur Hochzeit luden, todtschlugen? Hatte etwa Gott der Herr, der himmlische König, Unrecht, daß er den Eintritt in seine Kirche und das Leben in ihr als Theilnahme an einem Hochzeitmahle bezeichnete? Nein, Geliebte, die Kirche ist in Wahrheit die Braut Jesu Christi, und die Verbindung, in welche Gott durch seinen Sohn mit uns trat, wird mit Recht unter dem Bilde einer Hochzeitfeier dargestellt; es ist damit die Höhe inniger Liebe bezeichnet, welche dem Verhältnisse zu Grunde liegt, in das wir durch Christus zu Gott getreten sind. Wenn Gott das liebevolle Verhältniß darstellen will, in welchem er zu uns steht, so gebraucht er die zärtlichsten Ausdrücke, die bezeichnendsten Bilder, die es nur immer in der menschlichen Sprache und in den menschlichen Verhältnissen gibt. Nun möchte man meinen, es wäre schon hinreichend, wenn Gott uns einfach versicherte, er liebe uns. Aber diese einfache Versicherung genügt dem göttlichen Herzen nicht; gleichsam als möchten wir etwa an seiner Liebe zweifeln oder sie uns zu gering vorstellen, gebraucht Gott die stärksten, bezeichnendsten Bilder, um uns seine liebevollen Gesinnungen auszudrücken. Er nennt sich unser **Vater**, und damit wir nicht die Liebe eines irdischen Vaters für das Maß seiner Liebe halten, so gibt er uns die Versicherung, daß er uns mehr liebe, als es ein irdischer Vater nur immer vermöge. Wer von euch, sagt der Heiland, bittet seinen Vater um Brod und erhält von ihm einen Stein? Wenn nun ihr, die ihr böse seid, euern Kindern gute Gaben zu geben wisset, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel seinen guten Geist denen geben, die ihn darum bitten? Also liebt uns der himmlische Vater mehr, als es ein irdischer Vater vermag. Aber nicht nur unsern Vater nennt sich Gott, er vergleicht seine Liebe zu uns mit der noch zärtlicheren Liebe einer **Mutter**; und nicht genug, er versichert uns, daß er uns ungleich mehr als die zärtlichste Mutter liebe. Könnte auch eine Mutter ihres Kindes vergessen; ich will Deiner nicht verges-

sen, spricht der Herr durch den Mund des Propheten Isaias. Aber es gibt noch eine innigere Liebe als Vater- und Mutterliebe und das ist die bräutliche Liebe. Schon im Paradiese wird die Stärke, die Alles übertreffende Innigkeit dieser Liebe bezeichnet, und der Herr weist wiederholt darauf hin, wenn er sagt: Der Mensch wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen und es werden Zwei in Einem Fleische sein. Die bräutliche Liebe erscheint als der Ausdruck der innigsten und vollkommensten Herzenszuneigung, sie ist jene Liebe, die ein Band schlingt fester und stärker als alle andern irdischen Bande. Da also über der Vater- und Mutterliebe noch ein höherer Grad von Liebe steht, so bedient sich Gott auch dieses Bildes und nennt sich der Bräutigam unserer Seele, um uns das Höchste zu sagen, was sich mit irdischen Bildern sagen läßt. Es ist kein gewöhnlicher Grad von Liebe, die Christus zu seiner Kirche trägt; es ist ein außerordentlicher Grad der Liebe; er gibt sich hin für sie, er opfert sich für sie, er stirbt für sie. Und die in die Kirche eintreten, nehmen somit an einem Hochzeitmahle Theil und an all den Wonnen und Freuden eines solchen Mahles. Wer mich liebt, sagt der Bräutigam unserer Seelen, den werde ich wieder lieben und auch mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen. So kommt der dreieinige Gott zu einer Seele und wohnt in ihr und beseligt sie durch seine Gegenwart, so daß sie zu einem lebendigen Tempel Gottes wird; sie wird von Gott durchdrungen, da er kommt und da er in ihr wohnt, ist sie von ihm durchdrungen. Es kommt also durch dieses Kommen des Herrn und dieses Wohnen in uns die innigste Vereinigung zu Stande, eine Vereinigung, die sich nur durch das bräutliche Verhältniß annähernd bezeichnen läßt. In dieser innigsten Vereinigung geht die bräutliche Seele gewissermaßen in ihrem göttlichen Bräutigam auf; es ist fast nicht der Mensch, der lebt, sondern Christus, der in ihm lebt und webt, wie es der Apostel Paulus so schön und tief in den himmlischen Worten bezeichnet: „Ich lebe, aber nicht mehr ich, sondern Christus in mir;“ und in diesem Leben nun, in dieser bräutlichen Verbindung

der Seele mit Christus ist Friede und Freude im heiligen Geiste, eine Freude und Wonne, die sich nur durch das Bild einer Hochzeitfeier darstellen läßt. Die ganze Seligkeit des Menschen auf dieser Erde besteht in dieser geheimnißvollen Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigam in der Theilnahme an dem Hochzeitmahle, zu dem Christus die Einladung ergehen läßt.

Wie nun? Wenn dieses Hochzeitmahl solche kostbaren Speisen bietet, woher dieses Sträuben gegen dieselben? Warum wollte weder die Juden- noch die Heidenwelt sich daran betheiligen? Warum findet das Christenthum heute noch so viel Widerspruch? Das kommt daher, Geliebte, weil sich der Mensch durch den Genuß der verbotenen Frucht im Paradiese den Geschmack verdorben hat. Seitdem hat er ungleich mehr Wohlgefallen an den Zwiebeln und Fleischtöpfen Aegyptens, an jenen rohen Genüssen, die seine Sinnlichkeit sättigen, als an dem himmlischen Manna. Das Christenthum verlangt Gehorsam und demüthige Unterwerfung des Verstandes unter das geoffenbarte Wort Gottes. Das ist nun eine Speise, die dem hochmüthigen Sinne des Menschen seit seiner Empörung gegen Gott durchaus nicht schmecken will. Der Mensch will sich kein Joch auflegen lassen, er will von einer Autorität in Glaubenssachen nichts wissen, er will nichts glauben, außer was er begreift, er will von Geheimnissen, von Wundern und Prophezeiungen nichts wissen. Nur die Vernunftreligion, d. h. das, was er, der Einzelne, für wahr und vernünftig hält, entspricht seinem Geschmack; der Autoritätsglaube einer unfehlbaren Kirche, welcher eines der Hauptgerichte des Hochzeitmahles ist, aber ist eine Speise, die durchaus nicht nach dem Geschmacke der Menschen ist, und daher ihr Sträuben, sich an dem Hochzeitmahle zu betheiligen. Aber das ist noch nicht Alles. Das Christenthum verlangt nicht bloß demüthige Unterwerfung des Verstandes unter die unfehlbare Autorität der Kirche, es verlangt auch Unterwerfung, Gehorsam des Willens, Beherrschung seiner selbst und der bösen Begierden. Gerade aber das ist es, was der Wille sich nicht gefallen lassen will. So wenig der Verstand seit seiner Verderbniß ein Joch tragen will, eben so wenig der Wille, der seit seiner

Verderbniß mehr zum Bösen als zum Guten geneigt ist. Nun besteht aber die Süßigkeit des Hochzeitmahles nur in der Besiegung seiner selbst, jede Speise ist mit dem Kreuze gezeichnet; das Himmelreich können nur diejenigen an sich reißen, die Gewalt brauchen, und nur, wer sein Kreuz auf sich nimmt und dem Herrn nachfolgt, erobert sich die Süßigkeiten dieses Hochzeitmahles, Friede und Freude im heiligen Geiste. Gerade aber hiegegen sträubt sich der natürliche Mensch am meisten; ihm ist das Kreuz Thorheit und Aergerniß, die sogenannte Selbstüberwindung scheint ihm unnatürliche Selbstpeinigung; einen Gekreuzigten als Gott anbeten und sein Fleisch kreuzigen, die menschliche Glückseligkeit in der Entsagung suchen, das erscheint dem verdorbenen Verstande und dem verdorbenen Herzen so ungeheuer abenteuerlich, daß beide sich auf alle Weise sträuben, diese Glückseligkeit sich anzueignen. Daher und lediglich daher erklärt sich die merkwürdige Thatsache, daß Juden und Heiden im Ganzen und Großen von der Einladung zum Hochzeitmahle nichts wissen wollten und zuletzt die Ladenden sogar tödteten. Daher und nur daher erklärt sich auch noch heute die Weigerung der Juden, Heiden und Muhamedaner, dieser Einladung Folge zu leisten; daher auch die Wahrnehmung, daß noch so Viele, die die Einladung angenommen, die von Geburt aus der Kirche angehören, zwar von den Speisen des Hochzeitmahles essen, aber sie nicht schmackhaft finden, ja einen gewissen Eckel davor haben. Sie sind Christen, katholische Christen; aber sie glauben nicht was die katholische Kirche zu glauben vorstellt, und thun nicht, was die Lehre vom Kreuze befiehlt. Sie sind Hochzeitgäste, aber ohne hochzeitliches Kleid.

Ist es nun, Geliebte, bei diesem Widerstande, den die Religion des Kreuzes bei den Juden und Heiden, alter und neuer Zeit, gefunden hat und noch findet, nicht außerordentlich merkwürdig, daß sie sich dennoch behauptete, daß sie die Welt eroberte; ist es nicht wunderbar, daß dieses Hochzeitmahl, trotzdem daß die wiederholt Geladenen nicht kamen und unter denen, die kamen, Unwürdige waren, überhaupt zu Stande kam? Und es kam zu Stande, die große Hochzeittafel ist gedeckt seit 1800 Jahren und der Speise-

saal ist offen; Millionen gehen in denselben ein, und dieses Hochzeitmahl wird dauern bis zum Ende der Tage. Wie ist das zu erklären? Wie ist es möglich, daß sich die Kirche Gottes unter solchen ungünstigen Verhältnissen behaupten konnte und kann?

II.

Um die merkwürdige Thatsache zu begreifen, daß dieses Hochzeitmahl dennoch zu Stande gekommen ist und besteht trotz der ungünstigsten Umstände, unter welchen die Einladung erging und an alle Welt ergeht, brauchen wir fürs Erste nur im Auge zu behalten, daß er ein König ist, der seinem Sohne Hochzeit hält, und zwar der allmächtige König Himmels und der Erde selber. Dieser König ist stark genug, das, was er will, durchzusetzen. Er will einmal seinem Sohne Hochzeit halten, er will das ganze Menschengeschlecht zu dieser Hochzeit laden, das Hochzeitmahl muß Statt finden, so ist es sein entschiedenster Wille; — wer wird ihn daran hindern? Die Juden waren es, sie, an welche die Einladung am ersten erging, welche seine Absicht vereiteln wollten. Sie begnügten sich nicht bloß, Nein zu sagen, sondern erschlugen auch noch die Hochzeitlader und den Königssohn, dem das Mahl bereitet wurde. Was half es? Dieser Königssohn selber war es, der den Juden ihr eitles ohnmächtiges Beginnen mit den Worten vorhielt: „Als dieß der König hörte, wurde er zornig, schickte seine Heere aus, ließ die Mörder niedermachen und „ihre Stadt anzünden." Wer sind seine Heere? Die römischen Legionen waren es, deren sich der König des Himmels bediente, um die gottes- und prophetenmörderische Stadt Jerusalem anzünden und dem Erdboden gleich machen zu lassen. Die heidnischen Römer also waren es, welche die Absicht der Juden vereiteln und sie für ihre Frevel strafen mußten. Und als die Einladung an das römische Reich selbst erging, sich an dem großen Hochzeitmahle zu betheiligen, die römischen Kaiser aber nicht nur auf die Einladung nicht eingingen, sondern noch ärger als Jerusalem gegen die Boten Gottes verfuhren; als nach dem festen Plan der heidnischen Imperatoren der sogenannte christliche Aberglaube um jeden Preis

von der Erde vertilgt werden, also aus dem Hochzeitmahle Nichts werden sollte: was geschah? gelang es dem furchtbaren römischen Koloß, seine Absichten durchzusetzen? Nein, der König schickte abermals seine Heere und ließ den Koloß umwerfen; das ungeheure römische Reich verschwand von der Erde. Und wer waren dießmal seine Heere? Die Barbaren waren es, welche der Strom der Völkerwanderung über das römische Reich hinwälzt, und unter dem Andrange dieser Sturmfluth brach das ungeheure Reich zusammen; sie, die Barbaren selbst aber waren die Blinden und Lahmen, die geladen wurden, und sie nahmen nach langem Widerstreben die Einladung an, und sie, unsere Ahnen, bildeten die Grundlage der christlichen Civilisation, sie sind das Fundament des heutigen christlichen Europa geworden. Und so wußte der König den Saal, in welchem er das Mahl bereiten ließ, seine Kirche nämlich, durch alle Zeiten gegen seine Feinde nach außen und innen zu schützen. Es kamen die Araber und drohten das Christenthum zu vertilgen, der König aber schickte seine Heere und vertilgte die Feinde; es kamen die Saracenen und dann die Türken, um den christlichen Namen von der Erde zu vertilgen, aber der König schickte seine Heere, und die Feinde wurden zu Schanden; es kamen die Mongolen und drohten das Kreuz zu zermalmen; der König sandte seine Heere und zerstreute sie; es kamen die Irrlehren aller Jahrhunderte, um die Kirche Gottes unter dem Vorwande der Reformation zu vernichten: allein der König schickte seine Heere, und die Irrlehren sind zu Schanden geworden; es kam das großartige orientalische Schisma und trat in Kampf gegen die Kirche, und der russische Koloß ist es, der in neuester Zeit mit seinen Polypenarmen Europa umklammerte, um das Czarenthum zur einzigen Großmacht und das Schisma zur Weltreligion zu machen — allein der König schickte seine Heere aus, und dort vor Sebastopol werden die Schlachten der Kirche Gottes geschlagen. Man mag es sich gestehen oder nicht, sich dessen bewußt sein oder nicht, der gegenwärtige Kampf im Orient ist der Kampf der katholischen Kirche gegen das drohende Umsichgreifen des Schisma, das sich anmaßt, Weltreligion werden zu wollen.

Es mögen also die Feinde der Kirche thun was sie wollen, sie mögen noch so schlaue Pläne entwerfen, noch so große geistige und materielle Macht gegen die Kirche ins Feld führen — ihre Pläne werden scheitern, ihre Macht wird zu Schanden werden. Der himmlische König will seinem Sohne Hochzeit halten; Nichts ist im Stande, dieses Hochzeitmahl zu vereiteln.

Aber was hälfe es, wenn zwar das Haus, in welchem das Hochzeitmahl bereitet ist, stehen bliebe, wenn der Tisch bereitet wäre, aber kein Gast sich fände? Auch dafür hat der König gesorgt, der seinem Sohne Hochzeit hält. Er sorgt nicht bloß dafür, daß das Mahl durch Angriffe nicht gestört oder vernichtet werden kann, sondern er hat derartige Vorkehrungen getroffen, daß das Mahl selber anzieht. Wie so? könnte man fragen, wenn Verstand und Herz sich gleichmäßig gegen die Religion des Kreuzes sträuben, wie wir im ersten Theile vernommen haben? Vergessen wir es nicht — der verdorbene Mensch sträubt sich; die Sinnlichkeit und der stolze Verstand will nichts wissen von Gehorsam und Entsagung; aber es ist etwas im Menschen, das durchaus mit der Religion Jesu einverstanden und zufrieden ist, der Verstand tappt im Finstern ohne dieses Licht und das Herz kommt nicht zur Ruhe ohne das Kreuz, und das ist es, was zieht. Die bessere Natur im Menschen fühlt es, wie wahr es ist, was der Herr sagt: Mein Joch ist sanft und meine Bürde leicht. Diese innere Süßigkeit des Hochzeitmahles ist es, die schon Millionen angelockt hat und noch fortwährend lockt.

Auch wir, Geliebte, die wir so glücklich sind, von zarter Kindheit her an der Hochzeittafel des göttlichen Lammes zu sitzen, haben die Süßigkeit der Religion Jesu unser ganzes Leben lang gekostet! Es ist ein unschätzbares Glück, der wahren Kirche anzugehören; aber es ist noch nicht Alles. Was hilft es, ein Hochzeitgast zu sein, wenn das hochzeitliche Kleid fehlt? Wenn dieses mangelt, sind wir verloren, wie aus dem heutigen Evangelium ersichtlich ist. Die Kirche Gottes wird nicht zu Grunde gehen trotz allen Anstrengungen ihrer Feinde; das Hochzeitmahl findet Statt, das haben wir heute gesehen; denn es ist der himmlische König

selber, der es bereitet; aber wir können zu Grunde gehen, trotzdem, daß wir an der Hochzeittafel sitzen, wenn wir kein hochzeitliches Kleid haben, d. h. wenn wir zwar im wahren Glauben geboren sind, aber nicht nach diesem Glauben leben. So ziehen wir denn dieses hochzeitliche Kleid an! Ziehen wir an unsern Herrn Jesum Christum! Eignen wir uns an seine Wahrheit, seine Gerechtigkeit, seine Sanftmuth und Demuth, sein Leben! Seien wir lebendige, würdige Mitglieder der unverwüstbaren Kirche; dann werden auch wir nicht zu Grunde gehen. Amen.

Predigt

auf den zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Herr, komm' hinab, ehe mein Sohn stirbt." – Joh. 4, 19.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Es war eine der schönsten Aufgaben, deren Lösung der Herr während seines dreijährigen öffentlichen Wirkens sich gestellt hatte, an allen Orten, die sein Fuß berührte, sich insbesondere der leidenden Menschheit, der Kranken in der liebenswürdigsten Weise anzunehmen. Wo er hinkam, heilte er die Kranken, und deßhalb auch das immense Vertrauen, welches man zu ihm faßte, daher auch der ungeheure Andrang von Kranken, die entweder selbst herbei kamen, so weit ihnen dieß möglich war oder von ihren Verwandten herbei gebracht wurden. Wir lesen nicht, daß der Herr einen Einzigen ungeheilt entlassen hätte. So kommt auch heute wieder so eine wunderbare Krankenheilung vor, die uns ausführlich wegen der interessanten damit verbundenen Umstände von den Evangelisten berichtet wird. Ein königlicher Beamter hatte einen todtkranken Sohn, und bat deßwegen den Herrn, er möchte hinab kommen in seine Wohnung und seinen Sohn gesund machen. Er glaubte, es wäre die persönliche Anwesenheit Jesu nothwendig, wenn sein Sohn gerettet werden sollte; der Herr aber bewies ihm, daß dieß nicht nothwendig sei, er sagte einfach: Geh' hin, dein

Sohn lebt! Er heilte also den Kranken, der in Kapernaum lag, von Kana aus, wo er einst das Wasser in Wein verwandelt hatte und deßwegen, wegen dieser weiten Entfernung, ist diese Begebenheit umständlich von Johannes berichtet.

So schwach aber auch der Glaube dieses bekümmerten Vaters uns sich darstellt, so ist es doch höchst lehrreich für uns, und es wäre sehr zu wünschen, wenn Alle, die einen Schwerkranken zu Hause haben, mit diesem Manne ausrufen würden: Herr komm' doch, ehe der Kranke stirbt! Aber kommt denn der Herr auch, wenn er gerufen wird? Ja, es mag eine schöne Zeit gewesen sein, als dieser himmlische Arzt in Palästina herumging und die Kranken heilte; aber diese schöne Zeit ist für immer vorüber; der Herr ist heim gegangen zum Vater: wer kann ihn da noch herunterrufen, wem möchte es da noch einfallen, zu rufen: Herr komm doch herab, ehe der Kranke stirbt! Und doch, Geliebte, ist es Pflicht, so zu rufen, folglich muß auch jetzt noch der Herr helfend, heilend und tröstend zu den Kranken kommen. Und so ist es auch. Jesus ist nicht bloß drei Jahre lang Heiland gewesen, nein, er ist und bleibt es für alle Zeiten. Nicht bloß in jenen drei Jahren hat er sich der Kranken liebevoll angenommen, nein, auch jetzt noch will er zu einem Jeden derselben kommen. Und gerade die schwer Kranken sind es, zu denen er kommen, zu denen er aber auch gerufen werden will. Gerade diesen will er mit aller Hülfe zur Seite stehen, sie mit seinen Gaben ganz besonders überschütten. Ich will heute nicht reden von dem Sakramente der Buße, wodurch der Kranke von seinen Sünden befreit, nichts von der h. Wegzehrung, in welcher der Heiland selber zu ihm kommt, um sein Begleiter in die Ewigkeit zu sein, nichts von der Generalabsolution oder dem vollkommenen Ablasse, der dem Sterbenden ertheilt wird; nein, eine dieser Gnaden nur, mit denen der Herr zum Kranken kommt, ehe er stirbt, die letzte Oelung nämlich, will ich heute hervorheben und euch

den sakramentalen Charakter so wie die Wichtigkeit und Bedeutung derselben zu Gemüthe führen.

Ich beginne u. s. w.

In der katholischen wie in der griechischen Kirche gilt die letzte Oelung seit uralten Zeiten als ein Sakrament und der h. Kirchenrath von Trient hat diesen Glauben der katholischen Kirche mit den Worten auseinandergesetzt und festgestellt: „Der h. Kir-„chenrath erklärt und lehrt zuvörderst hinsichtlich dessen Einsetzung, „daß unser gütigster Erlöser, welcher für seine Diener zu jeglicher „Zeit durch heilsame Mittel gegen alle Pfeile jeder Feinde hat vor-„herrschen wollen, gleichwie er die größte Hülfe in den andern „Sakramenten zubereitet hat, durch welche die Christen sich, so „lange sie leben, von jedem schweren Geistesschaden unverletzt be-„wahren können, ebenso das Ende des Lebens durch das Sakra-„ment der letzten Oelung, gleichwie durch eine sehr starke Schutz-„wehr befestigt hat; denn obwohl unser Widersacher durch das „ganze Leben hindurch Gelegenheiten sucht und ergreift, um un-„sere Seelen in jeder möglichen Art zu verschlingen, so gibt es „doch keine Zeit, wo er alle Kräfte seiner Hinterlist heftiger an-„spannt, um uns ganz zu verderben und, wenn er es vermöchte, „uns selbst von der göttlichen Barmherzigkeit fortzustoßen, als „wenn er sieht, daß das Ende unsers Lebens bevorsteht. — Diese „heilige Oelung der Kranken ist aber von Christus unserm Herrn „eingesetzt worden als ein wahres und wirkliches Sakrament des „neuen Bundes, welches bei Markus wenigstens angedeutet, durch „Jakobus den Apostel und Bruder des Herrn aber den Gläubigen „anempfohlen und verkündet worden. Er sagt: Ist Jemand un-„ter euch krank, er rufe zu sich die Priester der Gemeinde und „die sollen beten über ihn, ihn mit Oel salbend, im Namen des „Herrn, und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen „und der Herr wird ihn aufrichten, und hat er Sünden auf sich, „so werden sie ihm erlassen. Darum ist in keiner Beziehung Ge-„hör zu geben denjenigen, welche gegen den so offenbaren und „klaren Ausspruch des Apostels Jakobus lehren, diese Oelung sei „entweder eine menschliche Erdichtung oder ein von den Vätern „überkommener Ritus, aber weder ein göttliches Gebot noch auch

„eine Verheißung der Gnade in sich schließend; auch diejenigen „nicht, welche behaupten, diese letzte Oelung dürfe von den Gläu„bigen ohne Sünde verachtet werden; denn alles dieses widerstrei„tet auf das offenbarste den deutlichen Worten eines so großen „Apostels. Und wahrlich, die römische Kirche, aller andern Kir„chen Mutter und Meisterin, beobachtet bei Ausspendung dieser „in Bezug auf dasjenige, was das Wesen dieses Sakramentes „ausmacht, nichts anderes, als was der h. Jakobus vorgeschrieben „hat. Die Verachtung eines so großen Sakraments könnte aber „auch ohne ein schweres Verbrechen und ohne Beleidigung des h. „Geistes selbst nicht Statt finden.“ Das ist die Lehre der katholischen Kirche von der letzten Oelung, und wir sehen, daß sie auf unumstößlichen Grundlagen ruht. Wie kann Jemand behaupten, daß die Oelung nicht von Christus eingesetzt sei? Allerdings berichten die Evangelisten nicht, mit welchen Worten der Herr dieselbe anbefohlen und eingesetzt habe; allein wir wissen ja aus Johannes, daß Jesus gar Vieles gesagt und gethan hat, was nicht aufgeschrieben ist, was er aber den Aposteln nach seiner Auferstehung ausführlich erklärte. Nun dürfen wir mit aller Bestimmtheit annehmen, daß der Apostel Jakobus nicht so feierlich, bestimmt und klar von der h. Oelung gesprochen hätte, wenn dieselbe nicht vom Herrn eingesetzt gewesen wäre. Im Namen des Herrn, also im Auftrag des Herrn und an Seiner Statt, sollen die Priester den Kranken mit Oel salben. In seinem Namen soll der Kranke Sündenvergebung und Erleichterung durch diese h. Salbung erhalten. Freilich, wer den Brief des h. Jakobus eine „Strohepistel“ nennen kann, weil er die guten Werke und nicht bloß den Glauben allein befiehlt, von dem kann es nicht befremden, wenn er auch die in der letzten Oelung liegende Kraft der Sündenvergebung läugnet; auch kann es unser Erstaunen nicht erregen, wenn die Verspotter der h. Schrift zugleich den Beistand in der Stunde des Todes ins Lächerliche ziehen; wie aber solche Christen, welche mit Verehrung von der h. Schrift reden und den Brief des h. Jakobus als einen Theil desselben ansehen, das Sakrament der Oelung aber verwerfen können, wäre lediglich unbegreiflich, wenn nicht die

Erfahrung lehrte, daß nicht die h. Schrift, sondern ererbte Vorurtheile die Richtschnur ihres Glaubens bilden.

Man hat gefragt, warum die Väter der ersten Jahrhunderte fast Nichts von der letzten Oelung sagen, und warum man nicht liest, daß die während den Verfolgungen verstorbenen Heiligen dieß Sakrament empfangen haben. Was nun den ersten Punkt betrifft, so muß man wissen, daß die Väter den Grundsatz hatten, von Glaubensgeheimnissen nur zu reden, wenn sie genöthigt waren, nämlich, um entweder die h. Geheimnisse gegen die Verläumdungen der Heiden zu vertheidigen, oder um die Katechumenen zu unterrichten. In beiden Fällen nun war es nicht nöthig, von der letzten Oelung zu reden; denn die Heiden kannten sie nicht und die Katechumenen konnten davon unterrichtet werden nach ihrem Eintritte in die Kirche. Von der Taufe und Firmung aber mußten sie reden; denn beide empfing man an Einem Tage beim Eintritte in die Kirche. Was den zweiten Punkt anlangt, warum nämlich nach der Apostel Zeiten fast gar nichts von der Austheilung und dem Empfange dieses Sakraments sich erwähnt findet, so erklärt sich dieß leicht sowohl aus der eigenthümlichen Natur dieses Sakraments, so wie aus den Zeitumständen. Jetzt bringt es die allgemeine Disziplin der Kirche mit sich, daß nur ein Priester dieses Sakrament spendet. Es war aber nicht so in den ersten Jahrhunderten, wo nach der Verordnung des h. Jakobus die letzte Oelung unter dem Beistande mehrerer Geistlichen gespendet wurde. Das Leben der Heiligen liefert manchen Beweis für diesen Brauch. Im Leben der Königin Klotilde wird uns gesagt, daß sie am dreißigsten Tage ihrer letzten Krankheit von Priestern mit dem h. Oele gesalbt worden sei. Und auch von der h. Kunigunde heißt es, sie habe sich an die Priester gewandt, welche ihr in der Todesstunde beistanden und ihr die Communion und die letzte Oelung reichten. In der griechischen Kirche assistiren noch bis auf den heutigen Tag sieben Priester bei Ausspendung der letzten Oelung, und es ist nicht bekannt, daß die letzte Oelung nur von einem einzelnen Priester ertheilt werde. Alle andern Sakramente werden in der Kirche gespendet; man weiß aber,

wie sorgfältig die h. Väter die Geheimnisse vor der Kenntniß und Geringschätzung der Profanen gehütet haben. Während jedoch die andern Sakramente in den Kirchen gefeiert wurden, brachte die Natur der letzten Oelung es mit sich, daß dieselbe im Hause des Sterbenden verabreicht wurde. Dasselbe Gefühl nun, welches die Väter antrieb, die andern Sakramente nur mit Vorsicht zu behandeln, mußte sich auch auf dieses erstrecken; denn sie hatten einen sakramentalen Ritus, welcher zum Heile wohl unumgänglich nothwendig war vor der Verspottung der in den christlichen Familien sich befindenden Heiden zu bewahren. Ueberdieß verhinderte der Geist der Verfolgung, welcher allenthalben gegen die ersten Christen wüthete, nicht selten die Darreichung der letzten Oelung. Eine Anzahl von Priestern, in priesterlicher Kleidung, mit angezündeten Kerzen in der Hand hätte die Verfolgung nicht nur auf sich gezogen, sondern auf das Bett des Kranken, welcher nicht im Stande gewesen wäre, der Rache der Heiden zu entgehen. Nicht selten griff die Axt des Verfolgers dem Laufe der Krankheit vor und statt der Segnungen der letzten Oelung errang der Sterbende die Martyrerkrone. Trotzdem aber haben wir immerhin Andeutungen, die uns erkennen lassen, daß die Salbung der Kranken seit den ersten Jahrhunderten etwas Gewöhnliches und in Uebung Stehendes war. Schon Origenes redet von diesem Sakramente, sieht es als eine Fortsetzung der Buße an und nennt es ein Mittel, das uns Gott in die Hand gab, um uns von unsern Sünden zu reinigen. Der h. Eusebius, zum Papste im Jahre 310 erwählt, redet von der letzten Oelung in bestimmten Ausdrücken und zeigt die Zeit an, in der man sie empfangen soll. Papst Innozenz I., Zeitgenosse des h. Johannes Chrysostomus, wurde von einem Bischof befragt, ob die Bischöfe die letzte Oelung spenden könnten, da der h. Jakobus nur die Priester als Diener dieses Sakramentes bezeichne. Papst Innozenz hob diesen Zweifel leicht, indem er sagt: „Der Apostel redete nur von Priestern, weil die Bischöfe mit gar vielen andern Dingen beschäftigt sind und nicht alle Kranken besuchen können; übrigens aber, fügt er bei, wenn es der Bischof kann oder wenn er es für geeignet hält, so ist es

ihm erlaubt, sie zu segnen und mit dem heiligen Oele zu salben, da er es ja auch zu konsekriren hat."

Es unterliegt also keinem Zweifel: die letzte Oelung ist ein Sakrament, eingesetzt von Jesus Christus und in der Kirche Gottes in ältester Zeit schon gespendet; und wenn man nun dennoch sagen wollte: es handle sich hier um eine einfache Ceremonie, deren Beibehaltung oder Verwerfung nicht viel auf sich habe, so antworten wir mit einer andern Frage: Hat Christus der Herr etwas gesagt oder zu thun befohlen, das man nach Willkür annehmen oder verwerfen kann? Hat der Apostel Jakobus, der eine so bestimmte und entschiedene Sprache führt, die Krankensalbung befohlen, damit man sie verwerfe oder annehme je nach Belieben? Und wenn wirklich die Stelle bei Jakobus unklar wäre — wer erklärt sie uns authentisch? Wer entscheidet zuletzt, ob die letzte Oelung ein Sakrament sei oder nicht? Offenbar eine Autorität, die höher steht und älter ist als die Bibel, eine lebendige Autorität, die dem todten Buchstaben Leben gibt. Diese Autorität kann nicht ein Einzelner ansprechen, auch nicht eine Confession, welche später entstanden ist als die heilige Schrift; über den Sinn der h. Schrift hat nur die katholische Kirche zu entscheiden, denn sie allein ist älter als die Schrift, unter ihren Augen wurde sie verfaßt, wurde sie sorgfältig gehütet vor allen Verfälschungen und in hohen Ehren gehalten; durch sie allein ist sie unverfälscht und unversehrt der Nachwelt überliefert worden. Diese Kirche nun hat entschieden, und wenn ihre Entscheidung nicht endgültig ist — wem darf man dann noch glauben? Können Andere eine höhere Autorität nachweisen? Wem sollen dann die Worte: der Geist der Wahrheit wird euch alle Wahrheit lehren und euch an Alles erinnern, was ich euch gesagt habe; und: seht, ich bin bei euch bis zum Ende der Welt — noch gelten? Was soll diese Verheißung überhaupt noch für einen Sinn haben?

Fassen wir aber die Krankensalbung als solche selber ins Auge, würdigen wir einmal den Standpunkt derer, die in derselben ein von Christus eingesetztes Sakrament erkennen, und derer, die sie verwerfen: welcher Standpunkt ist edler, Gottes und des Christen

würdiger? Wer denkt würdiger und edler von Gott, der, welcher glaubt, daß er in seiner Liebe den Menschen auch im letzten entscheidenden Momente noch ganz besonders stärkt, oder der, welcher glaubt, er lasse den Sterbenden im Stiche? Freilich wird man sagen: dem Sterbenden wird ja das Abendmahl gereicht; was braucht er weiter? Wir aber fragen: Wo steht denn in der Bibel, daß man Sterbenden das Abendmahl reichen soll? Diese Sitte hat man lediglich aus der katholischen Kirche herübergenommen im Widerspruche mit allen sonstigen Prinzipien. Und wenn auch wo steht, daß das Abendmahl hinreiche und daß Christus für die Seinen auf dem Sterbebette nichts weiter thun wollte! Ist es nicht weit wahrscheinlicher und des Christengottes, der uns als Gott der ewigen Liebe bekannt ist, würdiger, daß er, der durch seinen Priester mittelst der heiligen Taufe den Menschen beim Eintritt in dieses Leben empfängt, ihn während seiner Laufbahn aufrecht hält, der ihn nach dem Falle wieder aufrichtet, ihn auch im letzten Augenblicke, von dem das Wohl und Wehe einer ganzen Ewigkeit abhängt, nicht im Stiche lassen wird — in diesem letzten Momente, wo der Teufel alle Kräfte anstrengt, die Seele dem Himmel zu entreißen? Oder wird etwa er, der umhergeht wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlingen könne, gerade im letzten Momente müßig zusehen, unthätig bleiben? Nein, die katholische Kirche hat da eine ganz andere Anschauung, und darum salbt sie den Kranken, sie sagt dem Kranken, was nur zu seiner Ermuthigung gesagt werden kann; sie legt ihm die herzlichsten Gelübde, die heißesten Wünsche nach Gott, seinem letzten Ziele, in den Mund und Alles, was es nur Rührendes gibt, um Gott zu rühren und ihn zu bitten, er möge in seiner Barmherzigkeit dieß Geschöpf, das Werk seiner Hände, aufnehmen, das ihn ungeachtet seiner Schwachheiten und Fehler bekennt und anbetet, wird Gott dem Herrn gesagt; und da der Sterbende im Begriffe steht, in die neue Welt hinüber zu gehen, da wendet sich der Priester im Namen des Kranken an alle Bewohner dieser neuen Welt und beschwört sie in ergreifenden Litaneien, ihrem Bruder entgegen zu kommen. Ihres vermögenden Schutzes gewiß, gibt er das Zeichen

der Abreise mit den feierlichen Worten: Gehe hin, christliche Seele aus dieser Welt, im Namen des allmächtigen Vaters, der dich erschaffen, im Namen Jesu Christi, des Sohnes des lebendigen Gottes, der für dich gelitten hat, im Namen des h. Geistes, der über dich ausgegossen worden ist, im Namen der Engel und der Erzengel, im Namen der Throne und Herrschaften, im Namen der Fürstenthümer und Mächte, im Namen der Cherubim und Seraphim, im Namen der Patriarchen und Propheten, im Namen der h. Apostel und Evangelisten, im Namen der h. Martyrer und Bekenner, im Namen der h. Mönche und Eremiten, im Namen der h. Jungfrauen und aller Heiligen Gottes, wohne heute noch im Frieden des h. Sion durch denselben Christum unserm Herrn. Amen.

Das ist die furchtbare und herrliche Begleitung, in deren Mitte der Christ die Schwelle der Ewigkeit betritt, und die besten Wünsche zu einer glücklichen Reise begleiten ihn. In der That, wer das Sakrament der letzten Oelung mit seinem ergreifenden Ritus so recht ins Auge faßt, der muß gestehen, daß die katholische Kirche allein den Herrn recht verstanden und seine Liebe zu uns, die sich gerade in der entscheidenden Stunde des Kampfes am stärksten zeigen muß, vollständig begriffen hat. Von diesem katholischen Standpunkte aus ist es daher unbegreiflich, wie man die Frage aufwerfen kann: Wozu eine letzte Oelung, eine solche Ceremonie außer dem Abendmahle? Man könnte eben so gut fragen: Warum salbten denn in alter Zeit die Fechter ihre Glieder zum bevorstehenden Kampfe, da sie ja ohnehin aus dem Genusse der Speisen hinreichende Kraft geschöpft hatten oder schöpfen konnten?

Die Krankensalbung hat aber noch einen höhern Werth als den einer bloßen Stärkung zu dem bevorstehenden letzten Streite. Es ist bemerkenswerth, daß in dem Augenblicke, wo der Schmerz des Menschen zu verschwinden scheint, in dem Augenblicke, wo, geschwächt durch die Krankheit, sein äußeres Wesen sich entstellt und im Begriffe ist, in Staub zu zerfallen, um im Grabe das zu werden, was keinen Namen mehr hat, im Augenblicke, wo die Freunde und Verwandten in Thränen ihre Ohnmacht bekennen und

einen nahen unersetzlichen Verlust bejammern, im Augenblicke endlich, wo der Mensch nur mehr ein Gegenstand des Schreckens, des Abscheues, der Verachtung und des Mitleides ist, daß da die katholische Kirche den ganzen Aufwand ihrer Ceremonien und den ganzen Reichthum ihrer Gnaden entfaltet. Wozu das? Die Kirche will durch die sakramentalen Gebräuche der letzten Oelung gerade in dem Momente, wo der Mensch in seinem ganzen Nichts erscheint, zeigen, daß er doch etwas ist, die ganze Würde des Menschen und des Christen soll hiedurch offenbar werden! Ja, diese Gebete, diese Ceremonien und Salbungen, was sind sie anders als ein untrügliches Bekenntniß der Wahrheit, welche die Grundlage für den Bestand der ganzen menschlichen Gesellschaft ist, der Wahrheit, daß mit dem Leibe nicht Alles stirbt. Wozu alle diese Dinge, wenn der Mensch nur ein Thier oder eine Maschine wäre, wenn der Stein, welcher seine sterbliche Hülle bedeckt, damit zugleich sein ganzes Wesen bedeckte? Nein, nein, dem ist nicht also, und auf alle Sinne des sterbenden Menschen schreibt die Kirche den Glauben an die Unsterblichkeit. Welchen Trost für dieß gebrechliche Wesen, das in die Nacht des Grabes hinabsteigt? Welche heilsame Lehre für die Ueberlebenden? Nehmet die letzte Oelung weg, und von allem dem ist nichts mehr da, und der Mensch stirbt ohne Würde, ohne Trost, und ihr sehet ihn krank gerade in dem Augenblicke, wo er am meisten das Bewußtsein seiner Würde sich bewahren muß, und der Tod ist dann keine Schule der Tugend mehr, und die menschliche Gesellschaft ist einer Ceremonie beraubt, welche Allen auf so ergreifende und ernste Weise den Glauben an die Unsterblichkeit und das Gericht, an Himmel und Hölle ins Gedächtniß ruft. Oder hat die Christenheit etwas gewonnen, seit die letzte Oelung von einem Theil derselben für ein „Affenspiel" und „Lügentand", für eine „eitle und unnütze Ceremonie" ausgegeben wurde? Sterben die Christen ohne die letzte Oelung seliger, ruhiger, getrösteter, gestärkter? Ist das Christenthum durch Läugnung des Sakramentes der letzten Oelung und Verwerfung derselben reiner und anziehender geworden?

Ich überlasse einem es Jeden, diese Frage sich zu beantwor-

ten; jedenfalls scheint so viel gewiß, daß wir Katholiken nicht schlechter daran sind, indem uns das Sakrament der letzten Oelung auf dem Sterbebette in Aussicht steht.

Uns liegt nur Eines ob, Geliebte, nachdem wir den sakramentalen Charakter und Bedeutung und Werth dieser h. Salbung erkennen, daß wir den Herrn bitten, er möchte uns die Gnade ertheilen, noch mit vollem Bewußtsein die h. Sterbsakramente empfangen zu können, und zu diesem Ende laßt uns mit dem königlichen Beamten im heutigen Evangelium in gesunden Tagen schon rufen: Herr, komm', ehe wir sterben; tröste, stärke uns zur großen Reise in die Ewigkeit. Amen.

Predigt

auf den einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Der Herr aber erbarmte sich dieses Knechtes, entließ ihn und schenkte ihm die ganze Schuld." — Matth. 18, 27.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Wie liebevoll und gnädig erscheint nicht nach der so eben vernommenen Parabel der Gott der Christen! Er wird uns hingestellt als ein König, der mit seinen Knechten Abrechnung hält und bei dieser Gelegenheit einem Menschen, der ihm eine immense Summe schuldete und dessen Haus, Weib und Kind zu verkaufen er das volle Recht hatte, auf sein bloßes Bitten hin die ganze ungeheure Schuld erließ. Wer ist dieser König, und wer dieser Schuldner? Dieser König ist Niemand Anderer als Gott der Herr, und der Schuldner Niemand Anderer als der Mensch! Ja, der Mensch ist dieser Schuldner, und die Summe von 10000 Talenten sagt uns, welch eine gewaltige Schuld auf uns laste. Ja, der Mensch berechne nur jeden Augenblick seines Lebens, jeden Gedanken, jede Begierde, jede Herzensregung, nichts zu sagen von den Worten und Handlungen; welch eine Schuld würde sich ergeben, wenn man sie zählen könnte! Bei Gott aber ist Alles gezählt und gewogen! Und wie soll nun der Mensch, der Sünder, diese ungeheure Schuld abtragen? Der Heiland gibt uns unsere Nichtigkeit vor Gott zu erkennen, unsere gänzliche Blöße, unser gänz-

liches Unvermögen; aber der Schuldner fällt auf die Kniee nieder und fleht um Gnade, und sieh' da, der König erbarmte sich des Knechtes und schenkte ihm die ganze Schuld. Was mochte wohl den König, der einen Augenblick zuvor mit aller Strenge gegen den Schuldner einschreiten und Weib und Kinder verkaufen lassen wollte, plötzlich so umwandeln, was ihn auf einmal derartig zum Mitleid stimmen, daß er die ganze ungeheure Schuld ihm erläßt? Etwa die Versicherung des Schuldners: Ich will dir Alles bezahlen? Ach, der elende Tropf! Die Furcht vor der ihm angedrohten Strafe hatte ihm diese Versicherung ausgepreßt; aber er wußte nicht, was er sagte. Wie konnte es ihm denn einfallen, eine Schuld von 10000 Talenten oder 14 Millionen Thalern je zurück zu zahlen! Der König hat ihm gewiß nicht auf diese tolle Versicherung hin die Schuld erlassen, sondern weil er auf die Kniee fiel und um Gnade und Schonung bat. Der Anblick des Elenden, der sich als Schuldner offen bekannte und um Gnade flehte, rührte den König; sein elender Zustand erfüllte ihn mit Mitleiden. So verzeiht Gott uns Sündern nicht deßwegen, weil wir etwa selber die Schuld abtragen könnten — denn wir selber können nie der göttlichen Gerechtigkeit aus eigener Kraft genugthun — sondern wenn wir demüthig unsere Schuld erkennen und um Gnade flehen. Wer staunt nicht, Geliebte, über solche unermeßliche Gnade und Barmherzigkeit unsers Gottes, des Christengottes! Unser Gott verzeiht also auch die schwerste Schuld, wenn wir um Verzeihung flehen und unsere Schuld er- und bekennen, er verzeiht, wenn nur auch wir unsern Schuldnern verzeihen, das ist der Grundgedanke der heutigen Parabel, und daher der Ruf des Herrn: Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist, und: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!

Ich habe nun auf Veranlassung des heutigen Evangeliums von dieser Barmherzigkeit unsers Gottes und von der Nothwendigkeit, gleichfalls barmherziger zu sein gegen unsere Mitmenschen, schon öfter gepredigt; ich will deßhalb heute euer Augenmerk auf eine andere Frage lenken, nämlich: Erscheint denn Gott der Herr zu aller Zeit so barmherzig wie hier? oder mit an-

dern Worten: Ist denn der Jehova des alten Testaments derselbe barmherzige Gott, wie der von Christus gepredigte Vater im Himmel? Erscheint denn nicht der jüdische Jehova als ein unbarmherziger schrecklicher Gott, als ein Gott, der seine Freude nur an Blut und am Schlachten hat, als ein Gott, der die Menschen im Bösen verhärtet, statt zu verzeihen, als ein Gott, der die Kinder die Sünden ihrer Väter entgelten läßt, ein Gott, der die Menschen um geringer Uebertretungen seines Gesetzes willen zu Tausenden hinschlachtet? Diese Fragen, Geliebte, werden in unsern Tagen von den Feinden der Offenbarung, von den sogenannten „aufgeklärten" Christen gestellt und darauf die Behauptung gegründet, der jüdische Jehova sei nur ein Nationalgott, keineswegs der Christengott gewesen, der ja die Liebe und Barmherzigkeit selber sei; ein Gott oder Götze, wie eben andere Völker dergleichen auch hatten, und wie er eben nur in der Einbildung des Mosis und der jüdischen Priesterschaft existirt habe. Diesen Behauptungen stelle ich nun heute den Satz gegenüber und beweise ihn:

> Der Jehova des alten Bundes ist derselbe barmherzige Gott, der Vater im Himmel und barmherzige König, wie der von Jesus Christus verkündigte.

Ich beginne u. s. w.

Was den Gegnern der Offenbarung vor Allem Anstoß erregt in den Schriften des alten Bundes, das ist der Gebrauch, blutige Opfer darzubringen, um Jehova zu versöhnen. Diese blutigen Opfer datiren sich nach Angabe der Bibel von Abel her; solche blutige Opfer sind in der ganzen patriarchalischen Zeit Sitte gewesen, und im Mosaischen Gesetze ist dieser Opferdienst in allen seinen Förmlichkeiten und Einzelnheiten zur höchsten Vollendung gebracht. Das ist es nun, was so furchtbaren Anstoß erregt und die Gegner der Offenbarung zu der Behauptung führt, daß der Judengott Jehova mit den heidnischen Göttern, die man gleichfalls durch blutige Opfer in aller Welt zu versöhnen suchte und denen

der Fettdampf der Opfer ein süßer Wohlgeruch war, auf gleicher Stufe stehe. Was ist das für ein Gott, ruft man, der immer nur Blut und immer wieder Blut sehen will, und nur, wenn er Blut fließen sieht, versöhnt sein will? Ist das ein barmherziger Gott? Ist das derselbe Gott wie der Christengott, der im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden will? Welch ein schauerliches Schauspiel bietet uns ein solcher Opferkultus dar, wenn wir uns mit unserer Einbildungskraft lebhaft in denselben versetzen! In der Mitte des Vorhofs der Opferaltar. Vor ihm werden die Opferthiere geschlachtet und zerlegt, die Stücke auf ihm angezündet; das Blut, welches die Priester in einer Schale aufgefangen, sprengt er rings an den Altar und gegen den Vorhang; Altar, Vorhang, Priesterkleidung — Alles voll Blut. Ein solcher Gott, der das Blut so liebt, daß sein Heiligthum davon triefen muß, der selbst vor dem Auszuge aus Aegypten die Thürpfosten damit zu bestreichen befiehlt: ist das ein Gott der Liebe, Milde und Erbarmung? Ist nicht dieser ganze Opferdienst ein Blutkultus bei den Heiden sowohl wie bei den Juden? Ist daher dieser Jehova der Juden etwas anderes als der Dagon der Philister, der Moloch der Ammoniter?

So deklamirt der moderne Unglaube gegen den Jehova des alten Bundes und den alttestamentlichen Opferkultus; allein nur oberflächliche Menschen lassen sich durch solche hohle Deklamationen täuschen. Das Schlachten der Thiere und das Vergießen des Blutes und Besprengen mit demselben hat allerdings etwas Grauenhaftes, etwas Schreckliches, das in den Menschenopfern seine furchtbarste Ausprägung erhalten hat; allein diesem blutigen Opferkultus muß dennoch eine Wahrheit und zwar eine tiefe und furchtbare Wahrheit zu Grunde liegen. Wäre der blutige Opferkultus lediglich ein heidnischer Gräuel, dann hätte Jehova, der sein Volk so streng gegen die umliegenden heidnischen Völkerschaften abschloß und bei Todesstrafe die Anbetung anderer Götter befahl, sicherlich diesen blutigen Opferdienst eben so strenge als heidnischer Gräuel verpönt; allein merkwürdigerweise wurde gerade der blutige Opferdienst mit Ausschluß aller übrigen heidnischen Gebräuche aufgenommen

und im kleinsten Detail im Mosaischen Gesetze festgestellt. Das beweist uns, daß unserm blutigen Kultus eine tiefe wenn auch schreckliche Wahrheit zu Grunde liege, eine Wahrheit, deren sich alle Völker der Erde wohl bewußt waren, nämlich: daß das Menschengeschlecht von Gott abgefallen, durch die Sünde sein Leben verwirkt habe, die beleidigte Gottheit aber das Leben der Thiere statt des Menschenlebens gnädig annahm. Da aber alles Leben im Blute liegt, so muß das Blut der Thiere vergossen werden. Das ist der Grundgedanke des ganzen blutigen Opferkultus, den die Heiden ahnten, dessen aber das Volk Israel sich vollkommen bewußt war. Denn Jehova selber sprach zu Moses: „Die Seele „des Fleisches ist im Blute, und ich habe es euch gegeben, um „auf dem Altare damit Versöhnung zu wirken für eure Seelen, „auf daß für die Seele das Blut zur Versöhnung sei.“ *)

Wenn nun gleich der Opferdienst der ganzen alten Welt ein Blutdienst ist und als solcher allerdings sein Grauenhaftes hat, kann man deßwegen behaupten, daß Jehova nur ein schrecklicher Gott war, dem die Eigenschaft Barmherzigkeit fremd blieb? Allerdings ist der Gott des alten Bundes ein schrecklicher Gott; dieß ist er aber darum, weil er ein unendlich heiliger und gerechter Gott ist, ein Gott, der durch die Sünde beleidigt wird und uns durch die Anordnung eines blutigen Opferdienstes zu verstehen geben wollte, was es Furchtbares um die Sünde sei, um die Beleidigung der unendlichen Majestät, und was der Mensch für die Sünde verdiene. Wer aber behaupten wollte, dieser heilige und gerechte Gott, der allerdings deßwegen auch ein schrecklicher Gott ist, sei nicht barmherzig, der hat noch kein Blatt in den Schriften des alten Bundes gelesen. Derselbe heilige und gerechte Gott, der Blut fordert und den Blutkultus angeordnet hat, um uns das Wesen der Sünde und ihre Folgen in etwas begreiflich zu machen, ist auch ein Gott unendlicher Erbarmung. Wie preist nicht schon Moses, derselbe Moses, der auf Jehovas Befehl den blutigen Opferdienst organisirte, die Erbarmungen Jehovas! „Ein

---

*) III. Mos. 17, 11.

„Führer warst du in deiner Barmherzigkeit dem Volke;“ [1]) so ruft Moses zu Jehova und dieser sagt ihm: „Ich bin der Herr, „der Barmherzigkeit thut bis ins tausendste Glied, bei denen, die „mich lieben und meine Gebote halten;“ [2]) und wiederum sagt Moses: „Der Herr ist geduldig und groß an Erbarmung, der „da wegnimmt die Sünde und Missethat; ich bitte dich, vergib „die Sünde dieses Volkes nach der Größe deiner Barmherzigkeit.“ [3]) Wie herrlich preisen dann die Psalmen die Barmherzigkeit Jehovas: „Die Erde ist voll von der Barmherzigkeit des Herrn.“ [4]) „Herr, du bist gütig und milde und von großer Erbarmung für „Alle, die dich anrufen; Herr, barmherziger und gnädiger Gott, „du bist langmüthig und von großer Erbarmung.“ [5]) „So groß „als Gott ist, so barmherzig ist er auch; wer kann seine Barm„herzigkeit schildern? Der Mensch ist nur gegen seinen Nächsten „barmherzig; aber Gott ist barmherzig gegen alle Geschöpfe. Er „hat Barmherzigkeit, lehret und weiset wie ein Hirt seine Heerde. „Er erbarmt sich dessen, der die Lehre der Erbarmung annimmt „und bereitwillig ist in seinen Geboten.“ So schildert der begeisterte Sohn Sirachs [6]) die Erbarmung des Herrn. Dieselben herrlichen und ergreifenden Schilderungen entwerfen auch die Propheten von der Barmherzigkeit Gottes. — Wie, fragen wir da, ist das derselbe Jehova, der den Blutdienst anbefohlen hat, der Schreckliche, der sein Wohlgefallen hat an dem Geruche der Brandopfer, der unter Finsterniß und Schrecken und als rauchender Ofen dem Abraham erschien und als Feuerflamme zwischen den blutigen Opferthieren hindurchfuhr? Ist das derselbe Jehova, der dem Abraham den schrecklichen Befehl gab, seinen Sohn zu schlachten? Ja, Geliebte, derselbe ist es, den Moses und die Propheten, den alle Bücher der h. Schrift als den Gott der Barm-

---

[1]) II. Mos. 15, 13.
[2]) II. Mos. 33, 19.
[3]) IV. Mos. 14, 18, 19.
[4]) Ps. 32, 15.
[5]) Ps. 83, 5, 13, 15.
[6]) Sir. 2, 23; 18, 4, 12–14.

herzigkeit preisen. Ist das möglich? Ist das nicht ein innerer Widerspruch? Dieser schreckliche Jehova soll zugleich der Vater der Erbarmung sein, von dessen Barmherzigkeit die Erde voll ist? Allerdings, Geliebte, so ist es. In Gott ist kein Widerspruch. In ihm ist unendliche Gerechtigkeit und unendliche Barmherzigkeit vereinigt ohne Widerspruch, und darum kann derselbe Gott Blut verlangen zur Versöhnung der Sünde und zugleich unendlich barmherzig sein. Gerade daraus ist aber auch ersichtlich, daß der alttestamentliche Jehova auch der neutestamentliche Gott, der Christengott ist. Das neue Testament beruht ja ganz auf denselben Grundlagen wie das alte. Nach christlicher Anschauung ist der ganze alte Bund nur ein Schattenbild gewesen, die blutigen Opfer waren Vorbilder, die ihre Erfüllung in dem stellvertretenden blutigen Opfer auf Golgatha fanden. Der Sohn Gottes selber mußte sein Blut zur Erlösung des Menschengeschlechtes hingeben; die unendliche Gerechtigkeit forderte dieses Blut, und ohne dieses Blut wäre keine Vergebung geworden; der wahre Isaak mußte in Wahrheit geschlachtet werden; derselbe Jehova, der, um den Gehorsam Abrahams zu prüfen, von ihm das Blut seines Sohnes verlangt, aber mit dem Willen sich begnügte, gibt seinen eigenen Sohn, den wahren Isaak, als Sühnopfer für die Welt hin und erklärt sich durch sein Blut ausgesöhnt. Das ist nun allerdings auch eine grauenhafte Thatsache, daß Jehova das Blut seines eigenen Sohnes verlangt, nachdem vorbildlich Millionen Opferthiere während eines Zeitraumes von 4000 Jahren bluten mußten; aber das Entsetzliche und Grauenhafte, was in diesem Grunddogma der christlichen Religion liegt, hat seinen Grund im Wesen der Sünde und der unendlichen Gerechtigkeit Gottes. Auch hier könnte man fragen: Wie ist das möglich? Ist das nicht ein entsetzlicher, ein schrecklicher Gott, der Blut verlangt, Menschenblut, das Blut seines Sohnes, seines einzigen Sohnes Blut, und unter keiner andern Bedingung verzeihen will? Ist dieser Gott — und das ist der Christengott — nicht noch weit schrecklicher und entsetzlicher als der Jehova der Juden? Denn dieser verlangte zwar das Blut von Abrahams einzigem Sohn, begnügte sich aber mit dessen blo-

ßem Willen, er verlangte zwar Blut, aber nur das Blut von Thieren, der Christengott aber verlangte das Blut von einem Menschen und zwar von seinem eigenen Sohne. Wie, ist das nicht schrecklich? Und etwas Solches können Millionen glauben und entsetzen sich nicht? Gewiß, Geliebte, wer sich an dem alttestamentlichen Jehova stößt, der muß den Christengott noch schrecklicher finden, denn dieser verlangt noch kostbareres Blut. Und doch — ist es möglich? — wird dieser nämliche Gott, der Christengott, der Blut haben muß und zwar das Blut seines Sohnes, er wird zugleich der Gott der Erbarmung und Liebe, „der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes" genannt;*) auf seine Barmherzigkeit werden wir hingewiesen mit den Worten: Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist! Wie, ist das ein barmherziger Gott, der mit seinem eigenen Sohne kein Erbarmen hat, sondern sein Blut haben muß, um nicht das ganze Menschengeschlecht zu vernichten? Hier ist es, Geliebte, wie anscheinend unlösbare Widersprüche sich in Einheit und Harmonie zu einem staunenswerthen Ganzen verbinden; hier ist es, wo zwei Abgründe sich einander die Hände reichen, der Abgrund der unendlichen, das unermeßlichste und kostbarste Opfer fordernden Gerechtigkeit und der Abgrund der unendlichen, dieses Opfer in freiwilliger namenloser Liebe leistenden Barmherzigkeit! Furchtbare Gerechtigkeit und liebenswürdige Barmherzigkeit begegnen sich hier; indem Gott ohne Erbarmen das Blut seines Sohnes verlangte, zeigte sich die ganze Furchtbarkeit der Gerechtigkeit; indem aber Gott der Vater seinen Sohn freiwillig und aus unendlicher Erbarmung hingab und der Sohn freiwillig und in unendlicher Liebe sein Blut vergoß, um die unendliche Gerechtigkeit zu sühnen, zeigte sich dieselbe That als ein Beweis grenzenloser Erbarmung und Gnade. Des Eingebornen selber wollte der Vater nicht schonen, damit das ganze Geschlecht verschont bliebe — das ist das Grunddogma des Christenthums, wie es Gott selber im Paradiese geoffenbart, wie es in den blu-

---

*) II. Cor. 1, 3.

tigen Thieropfern vorgebildet, von den Propheten geweissagt und endlich auf Golgatha vollendet wurde. Auf diesem Grunddogma sind da Schriften des alten und neuen Bundes erbaut, und darum ist der Jehova des alten Bundes und der Christengott der Vater im Himmel ein und derselbe — derselbe furchtbare und gerechte, aber auch derselbe liebevolle und barmherzige Gott.

Aber auch die andern Behauptungen, daß der Jehova des alten Bundes durchaus nicht der barmherzige Christengott sein könne, sind ebenso unstichhaltig, und ich will sie noch in Kürze widerlegen. Man sagt, daß der Jehova der Juden die Menschen verhärte, sie zum Verderben und zur Verdammniß treibe, und beruft sich dabei auf jene Stellen, in denen Jehova selber wiederholt von sich sagt: Ich will das Herz Pharao's verhärten. In welch grausigem Lichte, rufen da die modernen Bibelerklärer, erscheint da nicht dieser Jehova! Allein man braucht nur zu wissen, wie oft derselbe Jehova vor Verhärtung warnt und warnen läßt, und dann wird man leicht einsehen, wie jene Stellen zu verstehen sind. Die Verhärtung geht aus vom bösen Willen des Menschen; je verstockter aber der Mensch wird, je mehr er der göttlichen Gnade widersteht, desto mehr zieht sich auch Gott zurück, und durch dieses Entziehen der Gnade nimmt die Verstocktheit immer mehr zu. In diesem Sinne kann dann freilich Gott selber sagen: Ich verhärte das Herz des Menschen. Wie das Sonnenlicht oder auch das Feuer manche Gegenstände hart macht, die Ursache hievon aber zunächst in der Natur dieser Gegenstände liegt, so verhärtet auch Gott manches Herz; allein die Schuld liegt nicht an Gott, sondern an dem Herzen selber. Von einer Unbarmherzigkeit Jehova's kann somit auch hierin keine Rede sein.

Dem jüdischen Jehova wirft man ferner Unbarmherzigkeit aus dem Grunde vor, weil er sich nur um das jüdische Volk kümmerte; deßhalb soll Jehova auch nur ein jüdischer Nationalgott gewesen sein.

Es ist doch sonderbar, daß der Unglaube gerade den Gott des alten Testamentes nicht zu Ehren kommen lassen will! Wenn die Heiden zu ihrem Jupiter beteten, da beteten sie, so behauptet

der Unglaube, steif und fest zum allmächtigen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde; nur die Juden sollen zu einem Nationalgott, zu einem Götzen gebetet haben? allein hundert Stellen des alten Testamentes beweisen, daß den Israeliten ihr Jehova nicht ein Nationalgott, sondern der Gott der ganzen Welt war und ist. Allerdings erwähnt Moses nicht so häufig der göttlichen Vorsehung gegen die andern Völker wie gegen die Israeliten; das ist eben leicht erklärlich; denn um die Israeliten zum Vertrauen und zur Dankbarkeit gegen Jehova zu entflammen, mußte er sie vorzüglich auf jene Wohlthaten aufmerksam machen, die sie von Jehova erhalten hatten. Allerdings hat Jehova sich Israel als besonderes Volk auserwählt und es in besonderer Weise geführt; allein hat er deßwegen die übrigen Völker unbarmherzig von sich gestoßen und vernachläßigt? Wenn Eltern eines ihrer Kinder in besonderer Weise bevorzugen und lieben, müssen sie darum die übrigen hassen oder verstoßen oder zu Grunde gehen lassen? Ist etwa unser Gott, weil er insbesondere unser, der Christen Gott ist, unbarmherzig gegen Nichtchristen, vernachläßigt oder verwirft er deßhalb die Nichtchristen?

Man wirft dem Jehova des alten Bundes auch deßwegen Unbarmherzigkeit, Parteilichkeit, ja Grausamkeit vor, weil er die Sünden der Könige den Völkern und die Sünden der Väter den Kindern entgelten läßt. Ist das ein barmherziger, ein gerechter Gott? ruft da der Unglaube. Allein es ist ein Gesetz, das so alt ist, als das Menschengeschlecht, daß der Unschuldige mit und für den Schuldigen oft leiden muß. Dieses Gesetz ist da und findet alle Tage seine Bestätigung; es fragt sich jetzt nur: wie ist es zu erklären? Ist das Alles ein Werk des Zufalls oder der göttlichen Vorsehung? Wir wissen es recht gut, daß der moderne Unglaube es läugnet, daß allgemeine Landplagen, als Krieg, Pest, Cholera, Theurung u. dgl. Prüfungen oder Strafen des Himmels sind; wenn sie aber das nicht sind, was sind sie dann, und was hält die schwer heimgesuchten Menschen und Völker inmitte solcher Plagen noch aufrecht? Wer wird aber in solchen Vorkommnissen eine Unbarmherzigkeit von Seite Gottes

erblicken? Gerade das Gegentheil ist es. — Das Meer würde verfaulen, wenn es nicht bisweilen vom Sturme gepeitscht würde, und so die Luft und so der Mensch und das Menschengeschlecht. Das ist nun einmal so nothwendig bei der jetzigen Beschaffenheit unserer Natur; so lehrt das Christenthum; diese Wahrheit aber verkündet auch das ganze alte Testament. Der Jehova des alten Bundes mit seinen Züchtigungen und Strafen ist demnach derselbe barmherzige Gott, zu dem die Christen beten.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so sehen wir, daß die Behauptung, der Jehova des alten Bundes sei ein jüdischer Nationalgott, ein unbarmherziger, schrecklicher und grausamer Gott gewesen, während der Christengott der Gott der Liebe und Barmherzigkeit sei, aller und jeder Begründung entbehrt. Es ist ein und derselbe Gott, der Herr Himmels und der Erde, der alleinige, eine, heilige, gerechte und barmherzige Gott. Man hat nur dieß läugnen wollen, weil man das Christenthum in seinem Fundamente angreifen möchte, und deßhalb will man um jeden Preis den alten Bund vom neuen trennen und den Gott des alten Bundes Jehova als einen jüdischen Nationalgott hinstellen; allein solche Kunstgriffe liegen auf der Oberfläche und werden zu Schanden. Aber noch einen andern Zweck verbindet man mit diesem Kunstgriff. Unaufhörlich faselt man vom Christengott als dem Gott der Liebe und Erbarmung, und absichtlich wird der unbarmherzige Jehova ihm gegenüber gestellt. Dadurch will man die Gewissen einschläfern und sie zum kecken Sündigen auf Gottes Barmherzigkeit verleiten. Der gütige Vater im Himmel verzeiht ja immer wieder; wir leben ja nicht mehr unter dem grausamen unbarmherzigen Jehova; allein um von allem Andern ganz abzusehen, lehrt uns ein einziger Blick auf das heutige Evangelium, daß der Christengott unendlich barmherzig, aber auch unendlich gerecht ist, gerade wie der Jehova des alten Bundes. Er läßt aus purem Mitleid mit dem Elend des Schuldners diesem die ganze unermeßliche Schuld nach; als aber dieser seinem Mitknechte die kleine Schuld nicht erlassen wollte, erzürnte er und übergab ihn ohne alle Schonung und Erbarmen

den Peinigern. Darum verliere Niemand den Muth! Denn unendlich barmherzig ist unser Herr und Gott von Anfang an und die Erde ist voll seiner Erbarmungen; aber es mißbrauche Niemand die göttlichen Erbarmungen, denn unser Herr und Gott ist auch unendlich gerecht. Amen.

Eine andere Predigt

auf den einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der mit seinen Knechten abrechnen wollte; als er aber zu rechnen anfing, brachte man ihm einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war." Matth. 18, 23 und 24.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Warum läßt uns wohl die Kirche heute dieses Gleichniß vorlesen? Ohne Zweifel wird sie es für heilsam halten, daß wir gerade jetzt an den König erinnert werden, welcher mit seinen Knechten Abrechnung hielt, jetzt, da das Kirchenjahr seinem Ende naht. Es wird also Zeit sein, darüber nachzudenken, was wir im Laufe desselben gethan haben, und welches die Schuld sei, mit der wir im Buche des Herrn eingezeichnet stehen. Es ist also nothwendig, daß wir zu rechnen anfangen, daß wir uns nicht täuschen über unsern Schuldenstand; denn darauf kommt Alles an, daß wir uns der Größe unserer Schuld bei Gott bewußt werden; denn sonst können wir die Wohlthat der Erlassung dieser Schulden nicht genug würdigen; sonst können wir die unendliche Erbarmung und Gnade nicht genug schätzen; sonst können wir auch nicht genug von der Nothwendigkeit durchdrungen werden, daß auch wir Andern zu verzeihen haben.

Es kommt also Alles darauf an, daß wir uns als Schuldner vor Gott bekennen, und zwar nicht in dem Maaße, wie wir meinen, sondern nach dem Maaßstab, den Gott anlegt. Der

Mensch urtheilt nämlich ganz anders als Gott; der parteiische, von Selbstsucht und Eigenliebe eingenommene und befangene Mensch rechnet ganz anders als der heilige und gerechte Gott. Hört man die Menschen reden, dann hat es den Anschein, als wenn Keiner ein sonderlicher Schuldner wäre. Jeder meint, im Ganzen fehle es so weit nicht bei ihm; denn ein Dieb, ein Räuber und Mörder sei er nicht und alles Andere sei sehr menschlich und nicht gerade hoch anzuschlagen. Allein, Geliebte, man kann sich da ungeheuer täuschen und in dieser Täuschung zu Grunde gehen. Eben weil man es nicht genau nimmt, sondern nach seiner Befangenheit rechnet, nimmt man hier eine beträchtliche Dosis Opium und wiegt sich in einen gefährlichen Schlummer ein; man hält es nicht für sonderlich nothwendig, Gott um Vergebung seiner Schulden zu bitten, weil man eben diese Schulden nicht hoch anschlägt, und so stirbt man ohne Reue und Buße dahin.

Es kommt also Alles darauf an, daß wir unserer Sündhaftigkeit uns vollends bewußt werden, daß wir die ganze Größe unseres Schuldenstandes vor Gott kennen. Hiezu verhilft uns aber insbesondere das Gleichniß im heutigen Evangelium. Es wird da dem Herrn ein Schuldner vorgeführt, der seinem Herrn die enorme Summe von zehntausend Talenten schuldig war. Es ist dieß eine unerschwingliche Schuld, eine Schuld, die der Schuldner zwar machen, sie aber nie und nimmer bezahlen kann. Andere Schuldner mögen weniger schuldig gewesen sein; allein sie waren immerhin Schuldner. Diese Schuldner nun, Geliebte, sind wir; wir sind alle mehr oder minder Gott schuldig, weil wir Alle mehr oder weniger sündigen.

Dieß ist es, was wir lebhaft erkennen müssen, und nur dann werden wir auch die Nothwendigkeit, Gott um Verzeihung zu bitten und auch unsern Nebenmenschen zu verzeihen, in ihrer ganzen Stärke empfinden. Also:

Wir Alle sind Schuldner vor Gott. I. Theil.

Wir haben deßhalb die Bedingungen kennen zu lernen, unter denen uns Gott diese Schulden erlassen will. II. Theil.

Ich beginne u. s. w.

I. Theil.

Die Summe von zehntausend Talenten ist eine ungeheure Summe. Ein Talent bei den Hebräern betrug 3000 Seckel *), etwa tausend Thaler nach unserm Gelde, und so betragen denn zehntausend Talente vierzehn Millionen Thaler. Diese große Summe paßt theils zu dem Staatshaushalt eines Königs, theils auch zu der Idee, die das Gleichniß ausdrücken soll, daß nämlich die Schuld des Sünders, die Begehungs- und Unterlassungssünden, innere und äußere Sünden in Gedanken, Begierden, Worten und Werken unberechenbar, unendlich ist. Die zehntausend Talente zielen wohl auch auf die zehn Gebote Gottes und deren unzählige Uebertretungen, auf die ungeheure Menge von Sünden jedes Sünders gegen Gott. Seht, Geliebte, so rechnet Gott, derselbe, der einst Rechenschaft von jedem unnützen Worte verlangen wird. Nach unserer Berechnung kommt freilich so viel nicht heraus; allein um zu erkennen, wie sehr ein Sünder sich vor Gott schuldig macht, wie seine Schuld in's Ungeheuerste erwachsen kann, braucht es nicht mehr, als daß man die Würde desjenigen, welcher beleidigt wird, die Niedrigkeit dessen, der die Beleidigung begeht, die Bewegursachen, die ihn dazu antreiben, und die Umstände, die von jeder Beleidigung unzertrennbar sind, wohl erwäge. Der beleidigt wird, ist Gott, Gott, der unendlich heilig, groß, erschrecklich, unermeßlich, der sich selbst genug ist, der uns erschaffen hat, ohne uns nöthig zu haben, der uns durch Vergießung seines Blutes erlöst hat. Der die Beleidigung begeht, ist ein Mensch, ein armseliges Geschöpf, Staub und Asche, ein Erdenwurm. Ein Mensch, der in der Sünde empfangen und geboren wird, der von dem ersten Augenblicke seines Daseins an ein Kind des Zornes ist, von welchem Zustande es aber glücklicherweise durch die Gnade befreit worden, welche sein Erlöser ihm verdient

*) II. Mos. 38, 25 u. 26.

und in dem h. Sakramente der Taufe mitgetheilt hat. Was den gegen eine so große Wohlthat undankbaren Sünder bewegt, Gott zu beleidigen, ist ein geringer Eigennutz, eine verächtliche Wollust, eine kurze Freude und vergängliches Vergnügen; mit Einem Worte: die Ursache, wenn man Gott beleidigt, ist, weil man sich nicht die geringste Gewalt anthun und sich lieber mit Verachtung des göttlichen Gesetzes von dem Strome der Leidenschaften hinreißen, als von den Regeln und Vorschriften der Vernunft und Religion sich leiten lassen will. Die Umstände endlich, die unser Verbrechen vergrößern, bestehen darin, daß wir erstens die Sünde allzeit in der Gegenwart und so zu sagen im Angesichte Gottes begehen; denn er ist, sagt der Apostel, nicht weit von Jedem aus uns entfernt; in ihm leben, bewegen wir uns und sind wir. An was immer für einem Orte wir sündigen, da ist Gott, der vermöge seiner Unermeßlichkeit Alles erfüllt, gegenwärtig. Wir sündigen in den Augen jenes Gottes, vor dem, wie der h. Chrysostomus sich ausdrückt, die Seraphim zittern und den die Cherubim sich nicht anzusehen getrauen, sondern ihr Angesicht verhüllen, weil sie den Glanz seiner Herrlichkeit nicht ertragen können. Dieser Gott also ist der Augenzeuge unserer Sünden. Zweitens, ein Jeder, der sündigt, wendet die Güter, die er von Gott empfangen hat, durch den bösen Gebrauch, den er davon macht, wider Gott selbst an. Er mißbraucht die Güter der Natur, wenn er z. B. den Verstand zur Eitelkeit, zum Stolze, zur Verläumdung, den Körper zur Unmäßigkeit und Wollust anwendet. Er mißbraucht die Güter des Glücks, wenn er seine Reichthümer entweder aus Geiz verscharrt oder auf verschwenderische Art zerstreut. Er mißbraucht die Güter der Gnade, wenn er sie vergeblich empfängt, wenn er sich weigert, sie anzuwenden, um den Weg der Bosheit zu verlassen und den Weg der Tugend zu betreten. Haben wir demnach nicht Grund zu sagen, daß jeder Sünder, nicht nur jener, der alle zehn Gebote übertreten hat, sondern der sich auch nur einer einzigen Sünde schuldig gemacht hat, ein größerer Schuldner vor Gott sei, als jener Knecht, der seinem Herrn zehntausend Talente schuldig war?

Ihr sehet demnach, Geliebte, daß es gar nicht nothwendig ist, Räubereien und Mordthaten zu begehen, um eine Schuld von zehntausend Talenten bei Gott zu kontrahiren; o nein, im Grunde ist Keiner besser, wie jener Knecht, der zehntausend Talente schuldig war. Wenn der liebe Gott unsere Sünden zählt und wiegt, so kommt eine unaussprechliche Zahl heraus, so daß auch der Frömmste sagen muß: „Herr, meiner Sünden sind mehr, als der Sandkörner am Meere, der Haare auf meinem Haupte, der Sonnenstäubchen in der Luft. Wenn du willst der Sünden gedenken, sie zurechnen, Herr, wer wird vor dir bestehen können? Ich kann dir auf Tausend nicht Eins antworten." Wollen wir zu diesem auch noch etwas Anderes hinzufügen, nämlich, daß, da wir Gott so viel schuldig sind, wir auch wissen, daß wir in unserm Vermögen Nichts haben, womit wir bezahlen könnten, so wird uns dieß von der Größe unserer Schuld noch mehr überzeugen, noch mehr uns demüthigen. Ich sage: Wir haben Nichts in unserm Vermögen, womit wir bezahlen könnten; denn die vortrefflichsten Werke sind an sich selbst leer und haben vor den Augen Gottes kein Verdienst, als inwiefern sie von seiner Gnade herkommen, die ihnen erst Leben und Werth gibt. In der Welt lassen sich Millionen auftreiben, die Schulden abzuzahlen; aber daß ein Sünder in dem Schooße der Erde oder in dem Abgrunde des Meeres Etwas fände, wodurch er der Gerechtigkeit Gottes für eine einzige Sünde genugthun könnte, ist unmöglich. Daher kann man von einem Jeden aus uns wie von jenem Knechte sagen, daß wir zehntausend Talente schuldig sind, daß wir Nichts haben zum Bezahlen und folglich verdienen, als Sklaven dem Satan übergeben zu werden. Wir können wohl Schulden machen aus uns selbst, sie aber aus uns selbst nicht mehr bezahlen. Da ist Keiner gerecht, auch nicht Einer; Alle sind abgewichen, Alle ermangeln des Ruhmes der Schuldenfreiheit vor Gott. Das Dichten und Trachten des Menschen ist zum Bösen gerichtet von Jugend auf, wir sind in Sünden empfangen und geboren. Wie viel Schulden gibt das? Wer kann sie zählen? — geschweige abbezahlen?

Aber, sagst du, mein Christ, so arg ist es doch nicht; jenem Knechte mit den zehntausend Talenten Schulden gleichen wir denn doch nicht; diesem Knechte gleichen nur Jene, welche eine Todsünde auf sich haben; denn die Todsünde allein gleicht einer solchen Schuld, die in alle Ewigkeit nicht abgezahlt werden kann und deßhalb mit ewiger Strafe bestraft wird, dort in der äußersten Finsterniß, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird; allein wer nur läßliche Sünden auf sich hat, ist unfehlbar zwar auch ein Schuldner vor Gott, aber ein weit geringerer Schuldner; denn die läßliche Sünde ist keine unendliche Beleidigung Gottes und kann deßhalb auch zurückbezahlt werden. Diese Behauptung hat allerdings ihr Wahres, allein das, was sie Wahres sagt, darf uns nicht mit falscher Sicherheit erfüllen und uns nicht mit dem verwegenen Gedanken vertraut machen: Wenn ich nur keine Todsünde begehe, alles Uebrige kann ich leicht mit meinem Gott abmachen. Es ist nun allerdings wahr, alle läßlichen Sünden mit einander machen keine Todsünde aus; es ist wahr, die läßliche Sünde ist eine geringere Beleidigung Gottes; allein in einer Beziehung steht sie mit der Todsünde auf gleicher Stufe, d. h. wir sind aus uns selbst ebensowenig im Stande, für die geringe, für die läßliche Sünde genug zu thun, als für die schwere Sünde; wir können aus uns selbst einen Heller ebensowenig bezahlen, als zehntausend Talente; denn aus uns selbst können wir für keine Sünde genugthun, auch für die geringste nicht; man darf also deßwegen, weil man sich keiner Todsünde bewußt ist, die läßliche durchaus nicht gering anschlagen. Einmal schon darum nicht, weil Gleichgültigkeit gegen die läßliche Sünde ganz gewiß zur Todsünde führt, und dann weil auch die läßlichen Sünden Schulden sind, die wir aus unserem Vermögen nie und nimmermehr abtragen könnten. Was nun das Erste anbelangt, daß die Gleichgültigkeit gegen die läßlichen Sünden sicherlich zur Todsünde führt, so darf man hier nur an das Wort der Schrift *) denken: Wer das Geringere nicht achtet, verfällt nach und nach in das Größere."

---

*) Ekklr. 19, 1.

Erinnern wir uns darum des Sprichwortes: Weil der Nagel fehlte, ging das Hufeisen verloren, und weil das Hufeisen fehlte, ging das Pferd und durch dieses der Reiter zu Grunde. Wenn einem alten Haus der Einsturz droht, so zeigt sich dieses zuerst an kleinen Stückchen, die abbröckeln und fallen, was so lange fortdauert, bis endlich das ganze Gebäude zusammenstürzt. Ist es gleich wahr, daß alle läßlichen Sünden zusammen noch keine Todsünde ausmachen, so ist es nicht weniger der Wahrheit gemäß, was der h. Augustin sagt: „Verachte nicht die läßlichen Sünden, weil sie klein sind, sondern fürchte sie, weil sie zahlreich sind; denn kleine Thiere, deren Anzahl groß ist, tödten öfters auch. So klein auch Sandkörner an sich sind, so vermag doch ihre Menge ein Schiff in den Grund zu senken, und die Regentropfen, so klein sie auch sein mögen, können die Flüsse so anschwellen, daß sie ganze Häuser zusammenreißen. Von der Menge also, wenn auch nicht von der Größe, ist der Fall zu befürchten." Und zwar nicht, weil viele läßliche Sünden eine Todsünde ausmachen, sondern weil sie zu einer solchen vorbereiten und nicht selten darein verfallen lassen. Auch ist es nicht weniger wahr, was der h. Gregor sagt: „Ein geringeres Vergehen kann oft eine größere Schuld herbeiführen, als ein schwereres." Denn ist eine Sünde an sich groß, so erkennt derjenige, der sie begangen, seine Schuld und sucht sich zu bessern; eine kleinere hingegen wird beinahe als gar keine angesehen, daher sie um so schlimmer ist, als sie sorgloser und häufiger begangen wird. Zweitens aber dürfen wir deßwegen die läßliche Sünde nicht gering schätzen, weil wir auch die kleine Schuld aus uns selbst nicht abzutragen im Stande sind. Von einem jeden Sünder, er mag nun große oder kleine Sünden haben, gilt, was vom Knechte im heutigen Evangelium: Er hatte Nichts, wovon er bezahlen konnte.

Wir mögen also uns ansehen, wie wir wollen, immer müssen wir gestehen, daß wir Sünder sind, arme Schuldner vor Gott, Schuldner, die, wenn sie auch keine Todsünde in ihrem ganzen Leben noch begangen hätten, doch läßliche Sünden in solcher Menge, wie der Sand am Meere, und deßhalb wie der Knecht

im heutigen Evangelium, Verzeihung nöthig haben; die Bedingungen dieser Verzeihung aber im

II. Theile.

Wenn wir das lebendige Bewußtsein in uns tragen, daß wir Schuldner sind vor Gott, dann werden wir auch überzeugt sein, wie nothwendig es ist, darauf hinzuarbeiten, daß uns unsere Schulden erlassen werden; denn getilgt müssen sie werden, entweder so oder so, entweder hier oder dort. Suchen wir unsere Schulden hier nicht zu tilgen, nun, dann müssen wir sie in der andern Welt abtragen, entweder in ewiger oder in zeitlicher Pein; das verlangt Gottes unendliche Gerechtigkeit. Wir haben zwar Nichts, womit wir bezahlen könnten; wir sind bankerott geworden; allein das benimmt Gott Nichts von seinem Recht, Alles zu fordern, was sein ist. Gott zeigt hier, was er in seiner unendlichen Gerechtigkeit von uns fordern, und wie übel diese unter uns verfahren könnte, wenn bei ihm nicht Barmherzigkeit und überschwengliche Erlösung wäre. In dieser seiner unendlichen Barmherzigkeit will er verzeihen; er will die enormste Schuld ganz herschenken, wenn nur der Schuldner auf gewisse Bedingungen sich einlassen will, und diese sind es, die wir jetzt näher kennen lernen müssen. Untersuchen wir also, was der Knecht im heutigen Evangelium that, um Erlassung seiner Schuld zu erhalten. Zehntausend Talente schuldete er; der Herr wollte, da er Nichts hatte, ohne Weiteres sein Weib und seine Kinder verkaufen, — aber sieh' da, einen Augenblick darauf, wie er diesen strengen Befehl gegeben hatte, schenkte er ihm die ganze ungeheure Schuld. Was war denn vorgegangen, fragen wir, in diesem dazwischen liegenden Augenblicke? Was hatte denn das Herz dieses Herrn auf einmal so umgestimmt, so umgewandelt, daß er die ganze große Schuld ihm erließ? Nichts anderes, Geliebte, als daß er seinem Herrn zu Füßen fiel und ihn um Geduld bat, indem er ja gerne Alles bezahlen wolle. Merket nur, Geliebte, wie dieser Knecht bittet! Es ist reiner Unsinn, um was er bittet; er ist zehntausend Talente

schuldig, eine Summe, die er in seinem Leben nie bezahlen kann, und da bittet er um Aufschub und verspricht, er wolle dennoch Alles bezahlen; und auf diese ungeschickte, unsinnige Bitte hin, in welcher er nur um Aufschub bittet, erläßt ihm der Herr die ganze Schuld. Was konnte denn dem Herrn in dieser Bitte gefallen, daß er ihm die Schuld erließ? Nicht das Ungeschickte der Bitte hatte den Herrn bewogen, ihm die Schuld zu erlassen; denn er wußte recht gut, daß er sie ihm nie würde bezahlen können, auch wenn er ihm die gewünschte Frist gestattete; das, was den König rührte und ihn zum Mitleiden bewog, dem Knecht die ganze Schuld zu erlassen, das war der Fußfall, das in ihm liegende Bekenntniß der Schuld und die damit verbundene Demüthigung. So will es der König haben. Das war auch die Absicht seiner scheinbaren, aber nothwendigen Härte. Zu seinen Füßen, zu den am Kreuzholz durchbohrten Füßen müssen wir durch die Zucht und Sündennoth gebeugt werden. Der Knecht hätte sich nimmermehr gebeugt und wäre nie zur Erkenntniß seiner Schuld gekommen, sondern hätte Schuld auf Schuld gehäuft und wäre in seinem liederlichen Leben fortgefahren bis ans Ende, wenn ihn sein Herr nicht so ernst und hart behandelt und zur Strafe gezogen hätte. Also der Fußfall, d. h. Eingeständniß der Schuld und Reue und Zerknirschung darüber ist nöthig, dann erläßt Gott in seiner Barmherzigkeit die ganze Schuld, und solltest du zehntausend Talente und noch mehr schuldig sein. Das ist die erste Bedingung, unter welcher wir Vergebung unserer Schulden bei Gott erhalten. Die zweite Bedingung ist, daß auch wir unsern Schuldigern vergeben. „Das war die Ursache, sagt der h. Chrysostomus, warum der Herr von seinem Knechte Rechenschaft forderte, bevor er ihm die Schuld schenkte, damit er die Größe seiner Schuld erkenne. Diese Kenntniß sollte ihm dienen, ihn gegen seinen Mitbruder gütiger und nachsichtiger zu machen.“ Ohne diese Feindesliebe ist gar nicht daran zu denken, daß wir Vergebung unserer Schulden erhalten. Darum hat uns der Heiland ausdrücklich beten gelehrt: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern; d. h. wir versprechen hiemit ausdrücklich, daß wir unsern Feinden und Be-

leidigern verzeihen wollen und daß auch wir auf Verzeihung bei Gott keinen Anspruch machen, wenn wir dem Mitbruder nicht verzeihen. Das sagen wir, das wissen wir, wir ersehen insbesondere aus dem heutigen Evangelium, daß der König aufs Tiefste empört wurde über den schändlichen Menschen, dem er die ungeheure Schuld erlassen hatte und der seinem Mitknecht nicht die geringe Schuld erlassen wollte. Und dennoch wollen wir nicht verzeihen, dennoch nehmen wir zu allerhand Ausflüchten unsere Zuflucht, um unsern Haß, unsere Feindschaft zu beschönigen. Wir sind zu oft beleidigt worden, sagen wir, als daß wir verzeihen könnten! — Zu oft? Wie oft denn des Tages? Etwa siebenmal? Nun denn, so vermehre diese Summe mit tausend, und du hast vielleicht noch nicht die Zahl, welche die Menge und Größe der Beleidigungen auszudrücken im Stande ist, die du am nämlichen Tage gegen Gott begangen hast. Und dennoch kommt dir Gott mit Huld und Barmherzigkeit entgegen und will dir verzeihen; und du solltest nicht verzeihen wollen? — Eine andere Ausflucht ist: „Wir würden durch unsere Nachsicht und Versöhnlichkeit den Beleidiger nur noch dreister machen.“ Nun, dann müssen wir einen solchen Menschen eben bedauern, weil ihm auch das Gute zum Falle wird; aber hassen dürfen wir ihn nicht; wir können ihn beweinen, aber unser Herz dürfen wir nicht abziehen von ihm und dürfen deßhalb auch nie unterlassen, zu thun, was wir als Diener eines barmherzigen Königs zu thun schuldig sind. Vielleicht sammeln wir durch Duldsamkeit glühende Kohlen auf dem Haupte des Feindes zu seiner Bekehrung. Wiederum sagt man: „Die erlittenen Kränkungen sind zu arg, da wir doch keine Veranlassung gegeben und jenem Nichts zu Leid gethan haben.“ Wie, ist es das Alles, was du zur Entschuldigung deiner Unversöhnlichkeit aufzubringen weißt? Siehe, wir haben Gott beleidigt, obschon er uns Nichts zu Leid, sondern unzählig viel Gutes gethan hat, und dennoch will er uns verzeihen. Und wir wollen dem Nächsten nicht vergeben, weil er sich an unserer Großmuth versündigte, die nicht weiter geht, als daß wir ihn nicht zuerst beleidigten! Hören wir doch das Wort: „Der von meinem Brod aß, erhob seinen Fuß gegen mich.“ Und auch

diesem kommt der Herr mit Barmherzigkeit entgegen. Blicken wir doch auf die Liebe Christi, die so groß war, daß sie auch dem verzeihen wollte, welcher von seinem Tische aufstand, zu den Feinden hinging und den schändlichen Verrath um dreißig Silberlinge abschloß, wenn die unsere zu klein sein will, denen zu vergeben, die uns beleidigten, ohne von uns beleidigt worden zu sein. Sind wir nicht Glieder des Leibes, von welchem Christus das Haupt ist, und hat er uns nicht deßwegen sich einverleibt, damit wir seine Liebe haben? Unsere Ausflüchte sind also eitel und nichtig! Denn was anders wollen wir damit sagen, als: „Wenn die Beleidigungen nicht so groß und so viel wären, dann würden wir verzeihen." Allein nicht die Beleidigungen sind zu groß, sonst könnte wohl noch weniger uns Verzeihung von Gott zu Theil werden; sondern unsere Liebe ist zu klein, und dieß ist die Ursache, warum wir nicht vergeben. Damit nun unsere Liebe so gestärkt werde, daß sie durch alle Kränkungen hindurchgehe und dem Beleidiger die Hand zur Versöhnung biete, darum hält uns Jesus die unermeßliche Liebe des Königs in dem Himmelreiche vor, dessen Knechte und Glieder wir sind, aber nur so lange sind, als wir in der Liebe bleiben; denn „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott." Auch will er uns zeigen, daß die Liebe, welche wir dem Nächsten spenden, wenn wir immerfort vergeben, doch klein sei gegen die göttliche Liebe, welche wir empfangen. Denn jeder Knecht im himmlischen Reiche hat von Gott an Einem Tage mehr Nachsicht und Verzeihung nöthig, als er während seines ganzen Lebens seinem Mitknechte zu erweisen je im Stande ist. Darum ruft der h. Chrysostomus aus: „Was ist doch unsere Liebe gegen die göttliche, wenn wir auch siebenzigmal siebenmal — wenn wir immerdar ohne Vorbehalt alle Versündigungen dem Nächsten nachlassen? Ist sie nicht gegen die göttliche wie ein Tropfen Wasser zum unendlichen Weltmeere, ja noch geringer ist sie gegen die unendliche, göttliche Liebe, welche du nöthig hast, wenn du vor dem Gerichte wirst erscheinen müssen, um Rechenschaft zu geben."

Bekennen wir uns demnach als Schuldner vor Gott und su-

chen wir zu diesem Ende, die beiden Bedingungen zu erfüllen, unter denen allein wir Verzeihung unserer Sünden zu hoffen haben, nämlich, daß wir fußfällig um Verzeihung bitten und dann auch unsern Beleidigern verzeihen! Das Bewußtsein unserer Sündhaftigkeit muß uns lebhaft durchdringen, wir müssen uns als Schuldner vor Gott erkennen, sonst können wir sie nicht bekennen und nicht auf Tilgung derselben hinarbeiten, wir können auch sonst nicht die unendliche Erbarmung Gottes würdigen, der uns die ungeheuerste Sündenschuld erläßt, wenn wir nicht einen Fußfall machen und unsern Mitmenschen gleichfalls verzeihen. So erfüllen wir denn diese beiden Bedingungen, und wenn es uns auch noch so hart ankommen sollte, denn sonst bekommen wir keine Vergebung unserer eigenen Schulden, die wir doch so nothwendig haben; rechnen wir nur jetzt am Schlusse des Kirchenjahres ein wenig zusammen und wir werden finden, daß auch wir unsere zehntausend Talente schuldig sind. Ja, wir sind Gott dem Herrn über alle Maßen verschuldet. Fängt Er an mit uns zu rechnen nach seinem Wort, dann wird es heißen: So du willst die Sünde zurechnen, wer kann bestehen? Rechnet nur auf jede Stunde eine Sünde, welch eine Zahl! Schreibet von einem Monat alle Sünden, die ihr begangen in Gedanken und Neigungen, Worten und Werken, euere Begehungs- und Unterlassungssünden auf, welche Zahl! Lasset euch von euern Freunden sagen, was sie an euch auszusetzen haben; lasset euere Feinde reden — welch eine Zahl! Jeder Tag ist ein Blatt im großen Schuldbuch, in dem langen Sündenregister, das über uns geführt wird. Sei noch so jung, lebe noch so fromm und unbefleckt vor der Welt: in Gottes Augen bist du doch sehr verschuldet! Und wer könnte nun diese Schuld bezahlen? Und womit wollte er sie bezahlen? Jede Besserung, deren wir uns befleißen, ist nur unsere Schuldigkeit, und kann das geschehene Böse niemals wieder gut machen. Wer könnte zurückrufen die verschwundenen Tage, um sie noch einmal und besser zu verleben? Ach, wir sind rettungslos verloren, wenn Gott uns nicht Schuld und Strafe erläßt! Unsere Missethaten sind uns über das Haupt gewachsen und reichen bis an den Himmel hinauf. Darum hab'

Erbarmen, o Herr! Wir erkennen uns ja als Schuldner und bekennen fußfällig unsere Sünde, wir wollen uns bessern und Buße thun; wir wollen auch Barmherzigkeit üben gegen unsere Mitmenschen, auf daß auch wir vor dir Gnade und Erbarmen finden mögen. Amen.

Predigt

auf den zweiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.“ Matth. 22, 21.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist! In der That ein sehr bedeutungsvolles Wort aus dem Munde der ewigen Wahrheit, bedeutungsvoll für alle Zeiten! Es ist ein großes Prinzip ausgesprochen, der höchst wichtige Grundsatz, daß man unter Berufung auf Gott und die Kirche und die Pflichten gegen beide, nicht die Pflichten gegen den Staat, die weltliche Obrigkeit versäumen dürfe, und umgekehrt, daß beide Gewalten ihre ihnen eigenthümliche Sphäre und innerhalb derselben ihre Berechtigung haben. Das wird denn auch von allen denen, die auf dem Standpunkte des Christenthums und somit einer christlichen Kirche stehen, zugestanden; nur jene, die lediglich die Omnipotenz des Staates kennen und der christlichen Kirche gar keine rechtliche Existenz zugestehen, sondern alle Herrschaft im Staate selber verkörpert glauben, wollen Nichts davon wissen, daß man Gott und somit seinem Organe auf Erden, der Kirche gebe, was Gottes ist. Der Streit, der so oft schon entbrannt war und auch in unsern Tagen wieder die Geister beschäftigt, dreht sich lediglich um die Grenz-

marke des geistlichen und weltlichen Gebietes. Man ist darüber einig, daß es einen christlichen Staat und eine christliche Kirche geben müsse, daß beide ihre Rechte und Befugnisse haben, daß man beiden Gewalten Gehorsam schuldig sei; aber wie weit die Grenzen gehen, wo der Staat auf seinem Gebiete sich befinde und wo nicht mehr, wo also die Uebergriffe beginnen, das ist der Streit. Man weiß also recht wohl, daß man dem Kaiser geben muß, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist; allein wie viel man geben müsse oder dürfe, das Maß also wird bestritten.

Daher die großen Kämpfe, die es im Mittelalter zwischen Staat und Kirche gab, daher die Reibungen und Konflikte zwischen der Kirche und der Staatsgewalt auch noch in unsern Tagen. Die Kirche verlangt durch den Mund ihrer Vertreter Freiheit, Lösung der Fesseln, in die sie durch die Staatsgewalt geschlagen worden sei, freie und ungehinderte Entfaltung aller ihr inwohnenden Kräfte, mit Berufung auf das Wort des Herrn: Gebet Gott, was Gottes ist! Die weltliche Macht aber ersieht in solchem Verlangen nicht selten einen Uebergriff in ihr Gebiet, sie behauptet, daß die Kirche ohnehin habe, was ihr gebühre, daß sie sich erinnern solle, es stehe nicht bloß geschrieben: Gebet Gott, was Gottes, sondern gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, daß dem Staat ein Recht zustehen müsse, die Oberaufsicht über die Kirche zu führen und daß dieses Oberaufsichtsrecht unveräußerlich sei; denn man wisse, daß die Hierarchie gar oft schon die weltliche Gewalt erniedrigte, die Päpste das geistliche und weltliche Schwert in ihrer Hand vereinigen wollten und daß folglich der Staat gegen derlei Bestrebungen nur auf der Hut sein könne. Es frägt sich demnach: Darf denn die Kirche nicht herrschen? Muß sie nicht vielmehr herrschen auf ihrem Gebiete? Ja, sie muß herrschen, herrschen wie der Staat; denn auch sie ist eine Obrigkeit, eine Gewalt, die direkt göttlichen Ursprungs ist und eine Mission hat, wie sie keine andere Macht der Erde je bekommen. Aber welches ist nun das Gebiet, auf welchem die Kirche zu herrschen hat, das ihr der Staat nicht bestreiten darf, wenn er nicht freventlich in ein fremdes Gebiet eingreifen und Konflikte hervorrufen will, die nur zu seinem Nach-

theile ausschlagen werden. Das ist es, was ich heute auseinander zu setzen gedenke, und zu diesem Ende werde ich folgende zwei Punkte hervorheben:

Die Kirche muß herrschen, I. Th.;
Sie muß herrschen, und auf welchem Gebiete? II. Th.

Ich beginne u. s. w.

I. Theil.

Es hat den Anschein, wenigstens führt die Behandlung, welche die Kirche in vielen Reichen der Welt und zwar in christlichen zu erleiden hatte, auf diesen Gedanken, daß man sie als Magd betrachten zu müssen glaubte; allein die Kirche ist keine Magd, sie ist eine Herrscherin, geboren zur Herrschaft; denn sie ist die Braut Jesu Christi, und Jesus Christus ist ein König. Denn also redet der Erlöser selber durch den prophetischen Mund Davids: „Ich bin von ihm als König über Sion gesetzt, seinen heiligen Berg, und verkündige sein Gesetz." Und der Engel, der an die Jungfrau in Nazareth gesandt wurde, sagte im Auftrage des Allerhöchsten: „Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird herrschen im Hause Jakobs ewiglich." Höchst merkwürdig ist in dieser Beziehung das Gespräch, welches zwischen dem Landpfleger Pilatus und dem Heilande vorging: „Pilatus," so erzählt der Evangelist Johannes, „ging wieder in das Gerichthaus, rief Jesum und sprach zu ihm: „Bist du der König der Juden? Jesus antwortete: Sagst du „dieses von dir selbst oder haben es dir Andere von mir gesagt? „Pilatus antwortete: Bin ich denn ein Jude? dein Volk und die „Hohenpriester haben dich überliefert: was hast du gethan? Jesus „antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wenn mein „Reich von dieser Welt wäre, so würden wohl meine Diener strei„ten, daß ich den Juden nicht überliefert würde. Nun aber ist „mein Reich nicht von hier. Da sprach Pilatus zu ihm: Also bist „du ein König? Jesus antwortete: Du sagst es: Ich bin ein

„König." — Also Gott selber hat seinen Sohn, unsern Herrn und Erlöser als König eingesetzt, und der Herr selber sagt, daß er ein König sei, und herrsche in seinem Reiche. Dieses Reich ist nun zwar nicht von dieser Welt, aber es ist in dieser Welt, und dieses Reich ist ein Universalreich, dergleichen die Welt noch nicht gesehen hat. Von diesem Reiche hat der Prophet Daniel geweissagt: „In den Tagen dieser Königreiche wird der Gott des Himmels ein Reich erwecken, das in Ewigkeit nicht zerstört werden „wird; sein Reich wird keinem Andern gegeben." Von diesem Könige und seinem Reiche sagt der Apostel Paulus: „Er muß herrschen, bis er alle Feinde unter seine Füße lege." *)

Was erhellt nun aus dem bisher Gesagten? Das erhellt klar und deutlich, daß Jesus Christus, der menschgewordene Sohn Gottes und König Himmels und der Erde ein Reich gründete, ein Reich, das dauern wird, so lange die Welt steht, ein Reich, das kein Ende und keine Grenzen kennt. Was ist nun das für ein Reich? Es kann dieß kein anderes Reich sein, als die sichtbare von Jesus Christus gestiftete Kirche. Diese ist die Herrscherin; sie ist das Organ ihres Königs, sie breitet seinen Namen in alle Welt aus, sie will und muß die Welt erobern; denn also ist zu den Aposteln und ihren Nachfolgern gesagt worden: „Gehet hin „in alle Welt und lehret alle Völker. Wer euch höret, der höret „mich, wer euch verachtet, der verachtet mich, wer aber mich ver„achtet, verachtet den, der mich gesandt hat." Wo und von wem sind, so lange die Welt steht, solche Worte je gesprochen worden? Kein Eroberer, den je die Welt getragen, hat je eine solche Ansprache an seine Soldaten geführt. Es hat schon viele gegeben, welche die Welt unterjochen und sich zu Herren der Welt machen wollten; aber ihre Eroberungsgelüste fanden eine Grenze, auf der sie mit geheimnißvollem Finger geschrieben fanden: bis hieher und nicht weiter! — und nun ging es mit ihrer Herrschaft abwärts, ihre Eroberung zerfiel. Man denke an Nabuchodonosor, Alexander den

*) I. Cor. 15, 25.

Großen, an die mongolischen und türkischen Eroberer, man denke an Napoleon.

Es hat nur Einen gegeben, der den Befehl ertheilen konnte, die Welt zu erobern, in der Gewißheit, daß sie auch würde erobert werden, eine Weltmonarchie zu gründen, die bis zum Ende der Welt dauern würde troß aller Stürme und Kriege, und dieser Eine konnte nur darum solche Befehle geben, solche Hoffnungen hegen, weil er der König der Könige ist und von sich sagen konnte: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

Dieser ihrer königlichen Würde, dieses ihres hohen Berufes, zu herrschen, in aller Welt und über alle Welt zu herrschen, ist sich denn auch die Kirche vollkommen bewußt; daher ihre großen Eroberungszüge, die sie seit 2000 Jahren alle Jahrhunderte unternommen hat. Ihr erster siegreicher Eroberungszug begann die Kirche am ersten Pfingstfeste; zwölf Fischer zogen aus als die ernannten zwölf Feldherren Christi; am ersten Tage schon wurde Jerusalem im Sturm genommen; Petrus und Paulus gehen nach Antiochien und Rom, nach Griechenland und Kleinasien, Thomas geht nach Indien, Andere wanderten hin nach allen vier Weltgegenden, sie gehen aus mit dem bewußten Plane, die Welt zu erobern, und sieh' da nach drei Jahrhunderten waren sie Herren des ganzen römischen Reiches; die Welt staunte über diese wundersame Eroberung. Das war der erste große Eroberungszug.

Ihren zweiten großen Feldzug zur Unterjochung der Welt eröffnete die Kirche zur Zeit der Völkerwanderung. Aus dem Innern Asiens wälzten sich Millionen barbarischer Horden heran, welche der Kirche ihre Eroberungen wieder abjagen wollten; allein sieh' da, sie zog aus gegen die rohen Horden und schickte die bekannten Feldherrn Bonifazius, Willibald, Willibrod, Gallus, Columban, Ludgerus, Adalbert, Ansgar, Meinhard, Remigius und Andere ab, und sieh' da, in einigen Jahrhunderten war ganz Europa, das von heidnischen Barbaren bewohnt war, erobert. Da wurde eine neue Welt entdeckt; Amerika und Australien ward gefunden. Kaum hatte die Kirche dieß vernommen, so entwarf sie den Plan zu einem neuen Eroberungszuge, und auch diese Welt-

theile wurden erobert. In diesen Tagen hat sie eine große Expedition in das Innere von Afrika veranstaltet, nachdem sie früher in China und Japan die schönsten Siege errungen hatte. Noch ist in Asien und Afrika eine halbe Welt zu erobern, die Kirche schickt auch dorthin ihre Armeen und wird ihre Eroberungen im Laufe der Zeit immer weiter ausdehnen. Und so ruht sie nicht, denn sie muß erobern, und wenn man ihre Feldherren bei jeder neuen Invasion frägt: Warum bleibt ihr nicht zu Hause, warum laßt ihr uns keine Ruhe, warum stört ihr unsern Frieden, warum setzt ihr euch selber der Gefahr aus, für eure Eroberungsgelüste das Leben einzubüßen? dann geben diese zur Antwort: Wir können nicht anders. Ihr habt keinen wahren Frieden, bis die Kirche herrscht; nur unter ihrem Scepter werdet ihr wahre Ruhe, wahren Frieden genießen können; wir können nicht anders, wir haben den gemessenen Auftrag bekommen, alle Welt zu erobern, und sollten wir unser Leben darüber verlieren, wir können nicht anders. Die Kirche muß herrschen, herrschen in aller Welt, das ist ihre Mission, wir können das nicht ändern. Wie oft hat man schon der Kirche zugerufen: Warum hörst du nicht auf, Proselyten zu machen, laß Jeden in seinem Glauben selig werden. Aber die Kirche sagt: Nein, darauf werde ich mich nie einlassen. Es gibt nur zwei Reiche in der Welt, das Reich der Wahrheit, das ist die katholische Kirche und das Reich des Irrthums, des Wahnes und der Lüge. Beide Reiche streiten sich um die Weltherrschaft. Zwischen diesen beiden Mächten ist kein Friede und kann nicht Frieden werden; unaufhörlich ist der Kampf, den das Reich der Lüge gegen das Reich der Wahrheit kämpft; rastlos suchen die Mächte der Hölle die Kirche zu bekriegen, ihr jeden Fuß Landes, den sie gewonnen, wieder abzunehmen, ihr jede neue Eroberung unmöglich zu machen; unaufhörlich ist die Hölle bestrebt, mit allen nur erdenklichen schlechten Waffen das Heidenthum, den Islam, das Judenthum, das Schisma und die Ketzerei als ihre bedeutendsten Bollwerke zu befestigen und immer mehr auszudehnen; unaufhörlich flüstert diese feindliche Macht den Menschenkindern zu, daß es ganz gleichgültig sei, welche Religion man bekenne, wenn man

nur rechtschaffen lebe, daß man glücklich hier und selig jenseits leben werde, ob man Jude, Türke oder Heide sei, ob man hier zu dieser oder jener Schattirung des Christenthums sich bekenne; die Kirche wird nie ruhen, diesen Wahn zu bestreiten, sie wird nie ablassen, es in alle Welt hinauszurufen: Es gibt nur eine wahre Lehre, in welcher die Menschen hier und dort glücklich sein werden, und das ist die Lehre vom Kreuze, und die Lehre vom Kreuze ist nur in einer Confession in ihrer vollständigen unverkümmerten Wahrheit enthalten, und das ist die römischkatholisch-apostolische Kirche. Sie allein ist auf den Felsen gebaut und besteht bis zum Ende der Tage; alle andern Formen des Christenthums gehen im Laufe der Zeit zu Grunde. Darum kann Niemand Heil finden, der durch eigene Schuld dieser Kirche nicht angehört, und darum muß Alles aufgeboten werden, die Welt für die Wahrheit zu erobern. So lebt denn die Kirche vom Kampfe; es ist ein Defensiv- wie Offensiv-Krieg, den sie zu führen hat, so lange sie besteht. Einerseits wehrt sie ab, anderseits greift sie an, und während sie das Eine wie das Andere thut, erobert sie und erfüllt somit die ihr gewordene Mission. Darum heißt sie denn auch die kriegführende oder streitende Kirche.

Wo ist derjenige nun, frage ich, der diese ihre Mission antaschen könnte, ohne dadurch den Herrn, der ihr diese gegeben, selber anzugreifen? Wer getraut sich, dem Auftrage des Königs der Könige gegenüber: Gehet hin und lehret alle Welt! zu behaupten: die Kirche dürfe nicht herrschen? Nein, sie muß herrschen, sie ist zur Herrschaft geboren, sie ist gegründet zur Eroberung und sie darf auch nicht ruhen, bis sie die ganze Welt erobert hat, bis Ein Schafstall und Ein Hirte sein wird.

Aber nun kommt eine andere Frage: Es gibt nämlich Viele, die da sagen: Gegen diese Eroberung, gegen diese Herrschaft der Kirche haben wir nicht das Mindeste einzuwenden; daher, daß die Kirche das Kreuz predigt und Missionäre in alle Welt ausschickt, kommt auch nicht die Klage gegen ihre Herrschsucht, die Furcht gegen ihre Uebergriffe; hätte die Kirche auf diesem Gebiete allein ihre Eroberungen gemacht, alle Welt würde ihr dankbar

sein; allein sie hat auf andern Gebieten zu herrschen versucht, Eroberungen gemacht, und daher das Mißtrauen gegen sie. Auf diesen Einwand werden wir eingehen durch Beantwortung der Frage: Auf welchem Gebiete muß und darf die Kirche herrschen? und hievon im

II. Theil.

Die Kirche muß, wenn sie die ihr aufgetragene Mission der Eroberung der Welt erfüllen soll, herrschen auf ihrem Gebiet. Was heißt nun das? Auch das ist wieder enthalten in den merkwürdigen Worten: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes, und lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe." Mit diesen Worten nun wird die Kirche beauftragt, Wahrheit, Gnade und Tugend fortzupflanzen. Die Wahrheit macht Anspruch auf ungehinderten Vortrag des heiligen Wortes; die Gnade wird uns mitgetheilt durch die ungehinderte Darbringung des Opfers und die ungehinderte Verwaltung der Sakramente; die Tugend erhält sich durch ungehinderte Uebung ihrer Handlungen, und was das Letzte ist, Nichts von allem dem kann ins Werk gesetzt werden ohne ein Priesterthum, das nicht aufhört, die Wahrheit zu verkünden, die Gnade anzurufen, zur Tugend aufzumuntern, folglich nicht ohne das ungehinderte Fortbestehen des Kirchenregimentes. Das ist das Gebiet der Kirche, auf diesem Gebiete muß sie herrschen, und diese Herrschaft läßt sie sich nicht nehmen. Auf diesem Gebiete ist sie stark, und ihre Stärke entnimmt sie der christl. Freiheit.

Als die katholische Kirche sich im römischen Reiche festzusetzen begann, fand sie hier eine einzige Gewalt, die Staatsgewalt. Die Kaiser, Erben der Republik, hatten ihrem Cäsar- und Augustustitel den des Oberpriesters beigefügt, und die Kirche erstrebte, sich festsetzend, nichts Geringeres, als ihnen den oberpriesterlichen Titel zu nehmen und neben der Staatsgewalt eine geistliche Gewalt zu errichten. Sie hat diesen Zweck auch erreicht. Wenn man nun fragen wollte, mit welchem Rechte sich die Kirche von der Gewalt der Cäsaren einen, nämlich den ihr zugehörigen Theil angeeignet

habe, so ist das eben so viel, als fragte man, mit welchem Rechte die christliche Freiheit sich gegründet habe; denn die Kirche hat den Cäsaren nicht die innere und göttliche Kraft der Gnade entrissen, diese besaßen sie nicht; das Recht ihrer Existenz hat sie eben so wenig von den Cäsaren; sie existirt durch göttliches Recht. Nicht durch die Vermittlung der Fürsten haben wir die Erlaubniß, die Welt zu belehren. Nicht die Cäsaren, Jesus Christus ist es, der gesagt hat: Gehet hin und lehret alle Völker. Nicht die Cäsaren, sondern Jesus Christus hat uns gesagt: Kreuziget euer Fleisch mit dessen Lüsten und Begierden. Nicht die Cäsaren, sondern Jesus Christus hat uns gesagt: Nehmet hin den h. Geist. Folglich hat die Kirche ihre Macht, ihre Herrschaft und das Recht dazu nicht von den Fürsten, sondern von Gott, und dieses Recht bewahrt sie, weil es von Gott kommt.

Wollte man also der Kirche Herrschsucht zum Vorwurf machen, man könnte schon ihre eigene Existenz ihr zum Vorwurfe machen; denn dadurch, daß sie zu existiren anfing, hat sie den weltlichen Herrschern die Würde zu nehmen angefangen. Dieser Vorwurf ist wirklich schon oft genug der katholischen Kirche gemacht worden, und man kann ihn noch manchmal hören. In jedem katholischen Staate, sagen die Gegner, gibt es nun statt der einen Macht, welche die Ordnung der Gesellschaft aufrecht hielt, zwei Mächte, während der Staat dieselben als Unterthanen behält. Daher wird uns das Oberhaupt der Kirche so oft als den „ausländischen fremden“ Herrscher bezeichnet, der fortwährend Unfriede und Zwietracht säe und uns das Glück derjenigen Confessionen angepriesen, bei denen die oberhirtliche Gewalt auch mit den Befugnissen des Landesherrn vereinigt ist; allein dieser Dualismus, den der weise Gott durch Gründung seiner Kirche in die Gesellschaft eingeführt hat, ist sehr heilsamer Natur. Keine Macht der Erde kann anders begrenzt werden als durch eine entgegengesetzte, und das Wunderbare ist, daß die geistliche Macht, während sie die Staatsgewalt begrenzt, selbige auf desto festere Stützen gründet. Nie haben die Fürsten auf längere Zeit ihre Macht behauptet, zu keiner Zeit haben sie die Liebe der von ihnen beherrschten Völker in höherm

Grade genossen, als seit der Gründung der Kirche; und in dem Maße, in welchem man in einem Staate sich die Kirche befestigen sieht, sieht man in demselben die Staatsgewalt mehr geachtet, so wie man umgekehrt in dem Maße sie in Verachtung fallen sieht, in welchem die Kirche ihren Einfluß verliert. Wir können die Wahrheit dieser Thatsachen in unsern Tagen mit Händen greifen. Diese Herrschaft der Kirche also, welche die Staatsgewalt insofern beeinträchtigt hat, als sie den Oberpriester vom König schied, ist, statt verderblich zu sein, nur heilsam.

Es macht deshalb auf den Geschichtskenner einen ganz sonderbaren Eindruck, wenn er fortwährend schimpfen hört über die Herrschsucht des Papstthums und der Hierarchie, und wie diese Herrschsucht Schuld trage an allen Conflikten und Reibungen zwischen Staat und Kirche. Es kommt da heraus, als ob die Bischöfe nie genug hätten und nie genug bekämen. Die wesentlichen Rechte der Kirche sind so klar wie der Tag, und in Betreff der gemischten Fragen haben beide Gewalten Hülfsmittel, durch Concordate sich einander zu verständigen und mit einander über wechselseitige Zugeständnisse übereinzukommen. Früher, da die Kirche noch weltliche Besitzungen hatte, konnten die Fürsten allerdings sich versucht fühlen, mit Mißtrauen und Argwohn auf einzelne ihrer Würdenträger hinzusehen; allein die Zeiten, welche die organischen Artikel und Religionsedikte ins Leben gerufen haben, um mit der andern Hand das wieder zurück zu nehmen, was man in den Concordaten mit einer Hand gegeben hatte, sind vorbei und man dürfte sich nachgerade überzeugt haben, daß dieses Mißtrauen nur zur Knechtung der Kirche, d. h. zur Verachtung der Religion und ihrer Diener, diese zur Schwächung und Verachtung der weltlichen Autorität und jene zum Umsturze der gesellschaftlichen Ordnung geführt habe. Wo die Kirche auf ihrem Gebiete frei ist und herrscht, da ist auch die weltliche Autorität stark und geachtet; nicht die Herrschaft der Kirche bringt also dem Staate Verderben, sondern ihre Erniedrigung und Knechtung. Vor dem Jahre 1848 hat dieß außer den sogenannten Ultramontanen kein Mensch geglaubt; allein seit dieser Zeit hat diese Wahrheit recht Vielen

sich greifbar gemacht, und ich könnte sehr gewichtige Autoritäten namhaft machen, die nicht einmal der katholischen Kirche angehören.

So gönne man denn der Kirche die Herrschaft! — Sie will keinen König und keinen Kaiser absetzen, sie will kein Volk vom Eid der Treue entbinden gegen seinen Fürsten; das konnte sie ehedem; das damalige Staats- und Völkerrecht ermächtigte sie hiezu, und deßhalb wurden solche Maßnahmen der Kirche in jenen Zeiten nicht auffallend befunden. Sie will auch nicht weltliche Größe und Glanz, nicht Fürstenthümer und Herrschaften wieder gewinnen; sie will keine Vasallen machen und weltliche Würden und Ehren weder selber ansprechen noch verleihen; nur Eine Herrschaft will sie, und diese muß sie haben, die Herrschaft über die Geister. Die Welt will sie erobern, und muß sie erobern und alle Völker dem Kreuze gewinnen: Sie will aber nicht bloß erobern, sie will auch das Eroberte festhalten, sie will nicht haben, daß die Völker, einmal gewonnen, wieder abfallen, wieder in die Finsterniß des Irrthums und Wahnes und in die Nacht des Glaubens zurückkehren. Soll sie aber das können, so muß sie vollständig freie Hand haben in der Erziehung der Völker, es muß ihr gestattet sein in der Weise, wie es ihre Bischöfe für gut finden, die Priester heranzubilden, die Heranbildung der künftigen Schullehrer zu besorgen, den höheren Unterricht und die Erziehung auf katholischen Gymnasien und Universitäten im katholischen Geiste zu leiten, durch katholische Professoren zu ertheilen, um so in der Jugend schon guten Grund zu legen, der nachhaltig im Mannesalter und für eine weitere Generation wirkt. Wenn das geschieht, wenn die Kirche also die ihr von Rechts wegen zustehende Herrschaft üben darf: dann wird sie die Welt wieder erobern, sie auf dem Wege der Ueberzeugung wieder gewinnen, ihr wieder Achtung vor göttlichem und menschlichem Rechte, Liebe zur göttlichen und menschlichen Autorität einflößen, die der Staat durch Kanonen, Bajonette und Gefängnisse ihr nicht einzuflößen im Stande ist. Der Staat, der diese Herrschaft der Kirche fürchtet, der zittert vor seiner eigenen Existenz; seine eigene Autorität und Stärke, seine eigene Wohlfahrt ist ihm zuwider. Weg also mit dem Gespenste des Mißtrauens und Argwohns, das so viele Jahrzehnte in den Ka-

bineten und Büreaux und geradezu in den aufgeklärt sein wollenden, die jeden Gespensterspuck sonst verlachen, herumspuckt! Lasset die Kirche herrschen, lasset sie Eroberungen machen! Herrscht sie, dann herrscht auch ihr; wankt ihre Autorität, dann bricht auch die eurige; wird ihre Autorität verachtet, dann macht man sich über die eurige lustig. Die Kirche herrsche auf ihrem Gebiete und der Staat auf dem seinen. Ihr Gebiet muß sie kennen und wo es Zweifel gibt bei Fragen, die mehr gemischter Natur scheinen, da verständige man sich wohlwollend und nicht mit vorgefaßter Meinung, mit Arglist und Mißtrauen.

Diese Einigkeit zwischen Staat und Kirche, dieses innige Zusammengehen und Wirken beider Gewalten wird dann seinen wohlthätigen Einfluß auch auf die Völker haben. Die Völker werden dem Christenthum wieder gewonnen, und so wird Gott gegeben, was Gottes und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Amen.

Predigt

auf den dreiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Nachdem aber das Volk hinausgeschafft war, ging er hinein, ergriff ihre Hand, und das Mädchen stand auf." — Matth. 9, 25.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Zwei Wunder sind es, die in dem heutigen Evangelium erzählt werden; eine Krankenheilung und eine Todtenerweckung. Was sollen diese Wunder? Welchen Eindruck soll es auf uns machen, wenn die Thaten Jesu, seine Krankenheilungen, seine Todtenerweckungen an den verschiedenen Sonntagen uns von der Kanzel verkündet werden? Wir sollen zum Glauben an ihn, den Sohn Gottes, den Heiland der Welt geführt, oder in diesem Glauben befestigt werden — das ist der Zweck, um dessenwillen der Heiland diese Wunder gewirkt hat, um dessenwillen die Evangelisten diese Wunder aufgezeichnet haben, um dessenwillen uns dieselben alljährlich wieder in Erinnerung gebracht werden. Aber wie, sind diese Wunder auch wirklich geschehen? ist denn Alles auch wahr, was die Evangelisten von den Wundern Jesu berichten? Ach, wer könnte wohl daran zweifeln, höre ich euch ausrufen; es steht ja dieses Alles im Evangelium, im Worte Gottes, und das Evangelium lügt nicht. Wie könnten wir also auch ein einziges von den Wundern, die im Evangelium stehen, in Zweifel ziehen, oder gar läugnen!

Meine Andächtigen, es macht eurem Glauben und eurem frommen christlichen Sinne alle Ehre, daß ihr das Evangelium als unverbrüchliche Wahrheit, als heiliges Gottes-Wort ansehet, daß ihr somit auch die in demselben erzählten Wunder als unbezweifelte und als unbestreitbare Thatsachen glaubet, glaubet, daß Jesus Christus zum Beweise seiner Gottheit und seiner Messiaswürde diese Wunder gewirkt habe; aber es ist euch nicht unbekannt, daß es noch Andersgläubige auch gibt, d. h. solche Katholiken, die, wenn sie von Wundern hören, den Kopf schütteln, Katholiken, die da sagen, diese Wunder seien alle erdichtet von den Schülern des Herrn, bloß um seine Person mit einem um so größern Glanze zu umgeben, — Katholiken, die da sagen, die Wunder seien gar nicht nothwendig, man brauche sie nicht, um an Christus und seine Lehre zu glauben, die Lehre Jesu selber empfehle sich durch ihre Vollkommenheit, Reinheit und Schönheit hinlänglich und brauche nicht erst durch Wunder rekommandirt zu werden; die Apostel seien aber gutmüthige Leute gewesen, wie das gemeine Volk heutzutage noch, das in jeder etwas auffallenden Begebenheit sogleich Wunder wittere, die aber der höher Gebildete nie und nimmer als solche anerkennen könne.

Dieser Behauptung des modernen Unglaubens gegenüber will ich heute beweisen:

> Die Wunder, die im Evangelium erzählt werden, sind keine Dichtungen, sondern wirkliche und nothwendige Thatsachen.

Ich beginne u. s. w.

Es läßt sich nichts Ungereimteres denken, als die Annahme des modernen Unglaubens, daß die Evangelisten die Wunder Jesu erdichtet hätten; denn zu welchem Zwecke sollten sie das gethan haben? Es läßt sich kein anderer denken, als um den Lesern ihrer Berichte Jesum als einen großen Wunderthäter hinzustellen und so ihm Anhänger zu gewinnen. Es war also eine förmliche Betrügerei, ein schlau ausgedachtes System der Lüge und des Betrugs, womit sie den Anhang des Gekreuzigten zu vermehren gedachten. Nehmen

wir nun für einen Augenblick an, es sei ihnen durch diese erdichteten Wunder, die sie als wirkliche Thatsachen schlau genug hinzustellen wußten, wirklich gelungen, Leute, denen es an kritischem Verstande und schärferer Urtheilskraft fehlte, zu berücken: was gewannen denn die Evangelisten durch diesen Betrug für ihre eigene Person? In der That, dieser Gewinn war sehr gering.

Erstens mußten sie riskiren, daß ihre aus der Luft gegriffenen Wunder, ihre angeblichen Thatsachen, die jeder Mensch Lügen strafen konnte, von den verständigen Zeitgenossen, namentlich von den Feinden Jesu als pure Erfindungen nachgewiesen und ihre Lügnerei und Betrügerei an den Tag gebracht würde. Wie standen sie dann da? Und wie sah es mit dem Streben aus, das sie verfolgten? Wer hätte sich ihnen noch anschließen mögen? Aber, nehmen wir zweitens den Fall an, ihr Betrug wäre nicht entlarvt, ihre Wundererzählungen nicht als Erdichtungen aller Welt bloßgelegt worden, es wäre ihnen wirklich gelungen, Andere zu betrügen: betrogen sie dabei nicht sich selbst? Ein Betrüger will für sich Vortheil schöpfen aus seinem Betruge. Was stellte sich denn für die Evangelienschreiber für ein Vortheil heraus? Standen ihnen Ehren, Würden und Reichthümer in Aussicht? Nicht das Mindeste davon! Nebst dem elenden Bewußtsein, Betrüger zu sein, das sie foltern mußte, warteten ihrer Schande und Spott, Kränkung und Verfolgung aller Art und endlich der grausamste und schimpflichste Tod; denn einen gekreuzigten Missethäter als Gott zu verkünden, das konnte ihnen doch Niemand verzeihen, es mochten nun die Wunder wahr oder erdichtet sein, es mochte dieß an den Tag kommen oder nicht. So hätten also die Evangelisten hier schon Schand und Schmach geerntet für ihren Betrug, er wäre nun von andern entdeckt worden oder nicht, sie hätten sich aber zugleich selber betrogen, sie hätten, obwohl sich des Betruges bewußt, dennoch dem Betruge zulieb, alles mögliche Ungemach ertragen und wären dann zuletzt in dem nicht gar beseligenden Bewußtsein, Lügner und Volksbetrüger zu sein, aus der Welt gegangen.

Wo hat man je in aller Welt gehört, daß Betrüger es so

dumm angelegt und von ihren schlauen Betrügereien solche Früchte freiwillig hätten ernten mögen? Alle die Betrüger, die es noch gegeben hat, namentlich auf dem Gebiete der Religion, die Wunder zu thun und eine höhere Sendung zu haben behaupteten, sie Alle haben nach Reichthum, Würde, Lust und Ehre getrachtet; und die Apostel wären die einzigen gewesen, die bloß deßhalb betrogen und Wunder erdichteten, um nichts als Schande und Spott, Verfolgung und schimpflichen Tod dafür zu ernten? Soll man das glauben? Der Unglaube verlangt es; verlangt er wohl Vernünftiges, er, der es für Unvernunft hält, Wunder zu glauben?

Auch das muthet uns der Unglaube zu, daß wir glauben sollen, dieser Betrug wäre nie und nimmer entdeckt worden! Die Hauptvertrauten Jesu, Petrus, Jakobus und Johannes, die in das ganze Geheimniß eingeweiht gewesen, hätten auch die andern Apostel und Jünger in die Mitwissenschaft hineingezogen und den Betrug weiter gespielt. Ist es möglich, daß sich in einer Schaar von hundert und zwanzig Jüngern kein Einziger gefunden hat, der aufgeklärt oder aufrichtig genug war, um den Betrug zu entdecken? Paulus, der ehemalige Christenverfolger, kam ganz fremd in das apostolische Collegium. Er, der früher so hartnäckig Ungläubige, war gewiß nicht so einfältig, daß er Begebenheiten und Wunder, die man jetzt für Erdichtungen ausgibt, ohne allen Beweis glaubte! Wodurch konnte wohl Petrus, Jakobus und Johannes ihn vermögen, sein Gewissen, seine Religion, die Vortheile seiner Nation, seine eigenen Vortheile so hintanzusetzen und zu verrathen, um ein Anhänger einer Partei zu werden, die nach menschlicher Berechnung in Bälde zu Grunde gehen mußte? Er hat sich später sogar einmal mit dem Apostel Petrus entzweit; wie kam es nun, daß er das ihm anvertraute Geheimniß des Betruges Niemandem offenbarte? Hätte er da nicht die schönste Gelegenheit gehabt, sich mit der Synagoge wieder auszusöhnen, und eine sehr einflußreiche Person in derselben zu werden? Und doch thut er es nicht, sondern behält sein schlechtes Gewissen und geht damit in den Tod. Und das Alles sollen wir glauben?

Aber noch mehr. Wir sollen die Berichte der Evangelisten

über die Wunder Jesu für Dichtungen halten, wir sollen glauben, daß erst unserer aufgeklärten Zeit es vorbehalten war, die Entdeckung zu machen, daß jene Wunder gar nicht geschehen seien. Als wenn zu den Zeiten Christi und der Apostel die Leute nicht auch Augen und Ohren und fünf Sinne gehabt hätten, als wenn die Feinde des Christenthums an Bosheit, Schlauheit und scharfer Beobachtungsgabe den heutigen nachgestanden hätten! Sie, die jeden Tritt des Herrn und seiner Jünger belauschten, jedes Wort bekrittelten, sie sollten bei dieser ihrer bekannten Gesinnung, Jesum und seinen ganzen Anhang bis auf die letzte Spur zu vernichten, still geschwiegen haben, als sie in den Evangelien eine Menge Wunder verzeichnet fanden, die zu ihren Zeiten geschehen sein sollten, aber rein erdichtet waren? Die Evangelisten erzählen von einer Menge Krankenheilungen, von Todtenerweckungen, von Stillung eines Sturmes, von Speisung mehrerer tausend Menschen; alle diese Ereignisse waren nicht im Verborgenen geschehen, sondern öffentlich drei Jahre hindurch vor den Augen eines ganzen Volkes. Als der h. Paulus vor den Festus und Agrippa gestellt wurde, nahm er diesen Fürsten zum Zeugen der Wirklichkeit des Lehramtes, des Todes und der Auferstehung Christi. „Dem Könige, sagt er,*) sind diese Dinge bekannt; darum rede ich auch mit gutem Muthe zu ihm, weil ich dafür halte, daß ihm Nichts von diesen Dingen unbekannt sei; es ist ja Nichts davon in einem Winkel geschehen.“ Also, Dinge berichten die Evangelisten, die öffentlich geschehen vor den verschiedensten Zeugen — und dennoch soll all dieses nur erdichtet sein! Ha, wie würden die Juden und Heiden über die Evangelisten hergefallen sein und sie Lügen gestraft haben! Und doch lesen wir nicht das Mindeste hievon. Niemals haben die Juden dem Herrn bei Lebzeiten vorgeworfen, daß er keine Wunder gewirkt hätte; sie läugneten die Thatsache der Wunder, wovon sie selber Augenzeugen waren, gar nicht. Um sich ihrer Beweiskraft zu entziehen, behaupteten sie nur, und das war Alles,

*) Apgsch. 26, 26.

was sie dagegen vorzubringen wußten, daß er durch Hülfe des Teufels dieselben wirke. Eben so wenig läugneten die späteren Juden die Wunder Christi. Nie haben sie es gewagt, die Wirklichkeit dieser Wunder anzustreiten, sie für erdichtete Thatsachen auszugeben. Der heidnische Philosoph Celsus, der im zweiten Jahrhundert lebte, läßt einen Juden redend gegen das Evangelium auftreten und denselben seine Einwürfe machen. Dieser Jude setzt den Wundern Jesu entgegen: daß sie nur seine Jünger zu Zeugen haben, von welchen sie um Vieles vergrößert wurden, und daß sie Jesus durch magische Künste, durch Zauberei, durch Anrufung oder Beistand der Dämonen verrichtet habe. Celsus wußte gewiß recht gut, was ein Jude seiner Zeit gegen die Wunder Jesu einwenden konnte; wenn es nun wahr wäre, was die Ungläubigen unserer Tage sagen, daß die Wunder Christi von den Evangelisten erdichtet worden seien, warum läßt Celsus seinen Juden so ungeschickt angreifen, warum läßt er die Wunder Christi durch Zauberei geschehen sein, während er doch nur zu sagen gebraucht hätte, diese Wunder seien gar nicht geschehen, seien nur erdichtet? Er hätte sich ja dabei auf das Zeugniß von ganz Palästina berufen dürfen! Aber so argumentirt der Jude des Celsus nicht, er läugnet die Wunder Jesu nicht, ein Beweis, daß sie wirklich geschehen, daß sie nicht geläugnet werden konnten, er sucht sie nur dadurch zu entkräften, daß er sie Zauberkünsten zuschreibt. Der Jude des Celsus thut also nichts anders, als was die ungläubigen Juden schon zu des Herrn Lebzeiten sagten, daß er nämlich die Teufel durch einen noch mächtigeren Teufel austreibe. Und was dieser Jude sagt, das sagen die Späteren nach; sie gingen nie so weit, daß sie Christi Wunder geläugnet hätten, weil sie eben nicht zu läugnen waren. Die alten Lehrer der Kirche, welche gegen die Juden stritten, der h. Justin, Tertullian, Origenes, Arnobius, der h. Johannes, Chrysostomus, der h. Gregor in seinem Streit mit Herban, der h. Isidor von Sevilla, haben alle mit einander vorausgesetzt, daß die Juden die Wirklichkeit der Wunder Jesu annahmen, sie aber der Zauberei oder Schwarzkunst zuschrieben. Der Jude Trypphon läugnete die vom h. Justin angeführten Wunder Christi nicht, er

behauptete nur, daß Jesus bloß deßwegen nicht der Messias war, weil Elias nicht zuvor erschien. Im Talmud, in den Schriftauslegungen der Rabbiner, in den von ihnen verfertigten Beschreibungen des Lebens Jesu bestehen sie auf der Behauptung, Jesu habe entweder durch Zauberei oder durch das Aussprechen des unaussprechlichen Namens Gottes Wunder gethan. Also: Jesus hat wirklich Wunder gethan, allein mittelst Zauberei oder durch den Teufel — das ist von Jesu Zeit an bis auf den heutigen Tag konstante Ueberlieferung der jüdischen Nation.

Dasselbe Urtheil über die Wunder Jesu finden wir auch bei den Heiden. Die heidnischen Philosophen, welche das Christenthum von seiner Entstehung an angegriffen haben, läugneten die Wunder Jesu und seiner Apostel nicht; aber sie schrieben sie, wie die Juden, der Zauberei zu. Bei Arnobius erklären die Heiden, daß Jesus ein Zauberer gewesen ist, daß er aus den Tempeln der Aegyptier die Namen der mächtigen Gottheiten geraubt habe, durch welche er Wunder verrichtete. Laktantius, dieser glänzende Vertheidiger des Christenthums, führt ein Orakel des Apollo von Milet an, welches erklärt, daß Jesus ein weiser Mann ist und Wunder gethan hat, aber mit Hülfe der Zauberei und nicht durch göttliche Macht. So hat auch Kaiser Julian der Abtrünnige die Wunder Christi nicht geläugnet, er macht ihm nur zum Vorwurfe, daß er durch all seine Wunder die Gesinnungen der Menschen nicht ändern konnte. So sagt dieser Kaiser einmal, daß Paulus alle Zauberer und Betrüger, die jemals gewesen seien, übertreffe. Die gewisse Ueberzeugung, daß Jesus Wunder gewirkt habe, bestimmte auch mehrere heidnische Kaiser, Christum unter die Götter zu setzen. Nach dem Zeugnisse Tertullians wollte Tiberius, auf den Bericht des Pilatus, Jesum Christum unter die Götter setzen. Lampridius erzählt, daß Kaiser Hadrian mehrere Tempel erbauen ließ, in welche er keine Bildnisse stellen ließ, weil er sie Jesu Christo bestimmte, daß Kaiser Severus den nämlichen Entschluß faßte, aber durch die Auguren und Wahrsager davon zurückgehalten wurde. Diese stellten ihm nämlich vor, daß, wenn er seinen Vorsatz ausführe, Alles das Christenthum annehmen und die Tempel leer stehen

lassen würde. Severus fuhr aber nichtsdestoweniger fort, Christo besondere Ehre zu erweisen und ihn unter die Zahl der großen Männer zu setzen.

Nun fragen wir: Wenn die Wunder Jesu nicht wirklich geschehen, sondern nur erdichtet wären, hätten denn die Todfeinde des Christenthums sich sonderliche Mühe gegeben, sie der Zauberei zuzuschreiben? Nein, sie wären aufgetreten und hätten den Aposteln und den Christen geradezu ins Gesicht gesagt: Was da von Wundern geschrieben steht, ist eitel Lüge und Erfindung; kein Mensch weiß etwas von derlei Wundern; wie mögt ihr so unverschämt sein, Angesichts eines ganzen Volkes pure Erdichtungen für Thatsachen auszugeben! Aber ein solcher Vorwurf ist unerhört, ein Beweis, daß ganz Palästina, Juden und Heiden, Zeugen der Wunder Jesu waren und diese somit nicht geläugnet werden konnten. Wie leicht wäre es den Ungläubigen jener Zeiten gewesen, den Aposteln zuzurufen: Ihr seid Betrüger, ihr habt diese Wunder nur erfunden, um euch einen Namen zu machen; oder: ihr seid einfältige Menschen, die Dinge für Wunder ansehen, die keine Wunder, sondern nur Taschenspielereien und abgekartetes Spiel waren; allein einen derartigen Vorwurf vernehmen wir aus dem Munde eines Juden oder Heiden damaliger Zeit nicht.

Diese Erfindung, daß die Wunder Erfindungen seien, war lediglich dem Scharfsinn des modernen Unglaubens vorbehalten; die heutigen Ungläubigen, die durch zweitausend Jahre vom Schauplatze der Begebenheiten getrennt sind, sie wissen natürlich ungleich besser, was sich zu Jesu Zeiten ereignet hat und was nicht; sie allein dürfen mit der unerhörten Keckheit auftreten und sagen: Drei Jahre lang hat sich ein ganzes Volk geirrt und falsch gesehen, indem es Wunder zu sehen glaubte, die gar nicht gewirkt wurden. Und nicht bloß die Freunde Jesu haben falsch gesehen oder gar reine Erdichtungen für Wunder ausgegeben, sondern selber die erbitterten Feinde des Herrn, die verschlagenen Pharisäer und Herodianer, die jede Gelegenheit benutzten, um dem Herrn eine Falle zu legen, Böses nachzusagen, die immer Pläne zu seinem Untergange schmiedeten, sogar die haben hinterher, sei es aus Dumm-

heit, sei es aus Feigheit, ganz ruhig sich verhalten, als die Apostel in alle Welt hinausschrieben von Wundern, die Jesus gewirkt habe und sich lediglich damit begnügt, diese Wunder für Zauberei zu erklären. Und das Alles soll man glauben, weil es die Ungläubigen wollen; die Wunder aber soll man für Erdichtung halten! Wahrlich, der Unglaube verlangt weit mehr Glauben, als der wirkliche Glaube!

Aber das ist noch nicht Alles! Die Wunder Jesu, sagt der moderne Unglaube, sollen Dichtungen, Mythen sein — wie ist aber möglich, daß die Welt durch Erdichtungen, durch Fabeln zum Christenthum bekehrt worden ist? Um ein Christ zu sein, müßte man vor Allem von der Wahrheit und Wirklichkeit der Auferstehung Jesu, seiner Wunder und der Wunder der Apostel überzeugt sein. Wären diese Thatsachen falsch, also bloße Dichtungen gewesen, so wären sie weder von Gelehrten noch von Unwissenden geglaubt worden. Waren sie aber wirkliche Thatsachen, dann mußten sie alle redlichen Menschen, von welchem Stande und von welcher Bildung sie auch sein mochten, gewinnen. Um unfruchtbare Streitfragen, um Lehrsysteme und philosophische Ansichten kümmert sich das Volk sehr wenig, so wie gebildete Leute sich sehr wenig nach dem leichtgläubigen Volke richten. Das ist heutzutage so und wird wahrscheinlich auch zu Christi Zeiten schon so gewesen sein. Thatsachen, handgreifliche Thatsachen will das Volk, sobald es sich um Religion, um einen sogenannten neuen Glauben handelt. Solch ein neuer Glaube war für Juden und Heiden ohne Zweifel das Christenthum. Auf die evangelischen Thatsachen allein, auf die Wunder hin ist das Christenthum geglaubt worden, und nicht etwa auf irgend eine anziehende Predigt hin. Die Predigten Jesu und der Apostel wären nicht geglaubt worden, wenn sie nicht an den Wundern, als den Beweisen für die Wahrheit des Vorgetragenen, eine sichere Unterlage gehabt hätten. Nun ist gerade das der Fehler der Ungläubigen, daß sie das Christenthum sich eingeführt denken ohne alle Wunder, auf die bloße Predigt hin; das thun sie, um die Wunder zu beseitigen; allein sie bedenken nicht, daß die Einführung des Christenthums ohne Wunder rein unmög-

lich war und daß sie, wenn sie nun um jeden Preis die biblischen Wunder beseitigen wollen, zuletzt unvermerkt in ein Meer von andern Wundern, also von der Scylla in die Charybdis gerathen. Die Ungläubigen sagen, die Lehre des Evangeliums sei ungereimt, voll Unvernunft und Widersprüche; diese Lehre haben aber nicht bloß einfältige Menschen, sondern auch gelehrte, philosophisch gebildete Männer angenommen; ferner: die Moral des Christenthums sei zu rigoros und beruhe auf ganz verkehrten widernatürlichen Grundlagen, indem sie Kreuzigung des Fleisches empfehle, — und doch ist diese Religion von einer in zügellose Sinnenlust versunkenen Welt, deren Gewohnheiten und Anschauungen das Christenthum schnurstraks widersprach, angenommen worden. — An die Stelle des heidnischen Priesterthums brachte das Christenthum das seine, ein ehrgeiziges, tyrannisches, trugvolles Regiment; statt die Freiheit aller Culte ließ man sich die Intoleranz des allein Wahrheit und Geltung beanspruchenden Christenthums aufhalsen, — und das Alles soll geschehen sein auf die Predigt eines jüdischen Zimmermanns hin und zwölf ungeschickter Fischer — Alles aber ohne Wunder! Noch mehr. Das Christenthum vereinigte Völker mit einander, die durch ihre Sitten, durch ihre Begriffe, durch ihre Ansprüche, durch ihren Nationalstolz ganz von einander getrennt waren. Die Juden, die jeden Heiden verachteten, ließen es sich auf einmal gefallen, mit den Heiden in brüderliche Verbindung zu treten, und diese haben Juden zu Lehrmeistern angenommen; Asien wird durch Fischer, Griechenland durch Unwissende unterrichtet, Rom durch Arme unterjocht — in der ganzen Welt geht eine ganze Revolution vor sich, dergleichen die Welt noch keine gesehen hat; die Heiden und Juden beten einen gekreuzigten Menschen als Gott an und unterwerfen sich einer Lehre, gegen die sich der sinnliche Mensch in jeglicher Weise sträubt, — und doch geschieht das Alles ohne Wunder! Wie, sind das nicht ebenso viele andere Wunder? Es bleibt also kein Ausweg: entweder sind alle diese Erscheinungen selbst Wunder, und es sind zu ihrer Hervorrufung Wunder nothwendig gewesen.

Das Letzte ist denn auch der Fall; die Einführung des Christenthums gründet sich auf die in den Evangelien berichteten Wun-

der Jesu und seiner Apostel. Diese Wunder stehen fest trotz allen Behauptungen des Unglaubens; denn die Apostel und Evangelisten konnten erstens keine Wunder erdichten und für erdichtete Wunder in den Tod gehen; man hat wohl oft schon erlebt, daß einzelne Schwärmer und Fanatiker für ersonnene Ideen, die sie für wahr hielten, in den Tod gingen; aber falsche Thatsachen, die nie existirten, hat noch kein Schwärmer erdichtet, noch weniger für solche Dichtungen sein Leben geopfert. Zudem wäre, wenn hier Betrug zu Grunde gelegen hätte, dieser Betrug sicher einmal von irgend einem Abtrünnigen entdeckt worden; allein weder Judas, der Verräther, noch Julian, der Abtrünnige, wagten es, die Wunder Jesu anzugreifen; diese Wunder sind auch von den alten Juden und Heiden nie geläugnet worden; das Einzige, was man versuchte, war, sie für Zauberwerk zu erklären. Nur der moderne Unglaube hat also das Verdienst, die Wunder Jesu für Fabeln und Dichtung zu erklären; allein wenn man auch die biblischen Wunder läugnet, entkommt man doch den Wundern nicht; denn die Einführung des Christenthums ist selber das größte Wunder, das sich denken läßt.

Wird nun wohl der Unglaube diesen Beweisen gegenüber verstummen? O nein, wer einmal nicht glauben will, der springt immer wieder aus dem Feuer, um ja nicht von dem Geschoße der Wahrheit getroffen zu werden. Berufen wir uns auf die Zeugnisse der Juden und Heiden, welche die Wunder Jesu nicht läugneten, so heißt es: sie waren Schwärmer oder nicht hinlänglich philosophisch gebildete Menschen; überhaupt, wer nicht ungläubig ist, ist ein Schwärmer oder ein Dummkopf. Die modernen Ungläubigen verlangen Zeugen, die nicht zu unserer Partei gehören; bringen wir nun aber dennoch solche Zeugnisse bei, so sagen sie doch, daß sie Nichts beweisen; beweisen sie aber unwiderleglich, so müssen die Christen es erdichtet haben. Wenn Juden und Heiden nichts sagen, so wirft man uns ihr Stillschweigen vor; sagen sie Nachtheiliges über unsere Religion, so triumphirt man; sagen sie etwas Gutes, so ist es Erdichtung. Man verlangt also Zeugen von uns, wenn

man glaubt, daß wir keine haben, bringen wir aber Zeugen herbei, dann will man keine mehr.

Welcher ehrliche Mensch muß nicht seine vollste Entrüstung über solches perfide Verfahren kund geben! Darum lasset den Unglauben fahren, ihre Alle, die ihr bisher die Wunder Jesu angestritten oder bezweifelt habt, nachdem diese ehrlose Taktik des Unglaubens nackt zu Tage liegt! Ihr aber, die ihr gläubige Christen seid, ihr seid gewiß durch den heutigen Vortrag nur noch mehr in eurem Glauben bestärkt worden, da die Nichtigkeit der Einwürfe des Unglaubens gegen die Wunder Christi klar vor Augen liegt. Ihr sehet jetzt, was an diesen Behauptungen ist. Nichts ist daran, als Keckheit, gepaart mit Unwissenheit und bösem Willen. Schade nur, daß solche Behauptungen aus dem Munde von Katholiken gehört werden. Vielleicht habt ihr selber schon solche Behauptungen und Aeußerungen in Menge gehört. Diese sogenannten Katholiken gehen deßhalb auch in keine Predigt, denn der Prediger, sagen sie, gehe immer schon von einer Voraussetzung aus, die sie anstreiten müssen, der Prediger nehme von vornherein Wunder an, deren Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit sie aber von vornherein bestreiten müssen. Sie könnten deßwegen auch mit solchen Predigten sich nicht begnügen, weil der Prediger nicht tief genug in die Sache eingehe; sie wollen nicht bloß Erbauung, sie wollen auch Belehrung, sie wollen Beweise und nicht bloß fromme und schöne, wenn auch noch so geistreiche Nutzanwendungen. Diejenigen meiner Zuhörer nun, welche regelmäßig meine Vorträge besuchen, werden bemerkt haben, daß ich, wo es nur immer sein kann, die Einwürfe des Unglaubens berücksichtige; ich halte dieß in unserer Zeit für unumgänglich nothwendig; denn in unsern Tagen gibt es dreierlei Katholiken, solche, die Alles glauben, was die katholische Kirche zu glauben vorstellt und auch darnach leben, solche, die zwar den Glauben haben, aber nicht darnach leben, also einen todten Glauben, und Solche, die am Glauben Schiffbruch gelitten und entweder Alles oder doch einen Theil des Glaubens über Bord geworfen haben. Der katholische Prediger, der da weiß, daß er nur ein gläubiges Publikum vor sich hat, z. B. schlichte Dorf-

bewohner, hat lediglich für gläubige Zuhörer zu predigen, braucht daher auf den Unglauben gar nicht zu reflektiren; würde er das thun, so würde er sein Auditorium nur mit Einwürfen bekannt machen, die sie in ihrem Leben gar nie hören; er hat lediglich nur das Dogma und die Sittenlehre nach ihrem positiven Inhalte zu erörtern und den Glauben, wo er unter einem unchristlichen Lebenswandel erstorben sein könnte, wieder zum Leben zu bringen. In einer ganz andern Lage befindet sich der Prediger einer großen Stadt, namentlich einer Hauptstadt, wo ungläubige oder indifferente Katholiken in Masse mit gläubigen zusammenleben, Katholiken, die auf verschiedener Bildungsstufe stehen, die durch unchristliche und kirchenfeindliche Lektüre auf Abwege gerathen sind und auch Andere mit ihrem Unglauben oder Indifferentismus anstecken; insbesondere fühle ich, als Prediger dieser Kanzel, mich berufen, nach dieser Richtung hin zu predigen und den Einwürfen des modernen Unglaubens zu begegnen. Ich verfolge hiebei einen doppelten Zweck. Fürs Erste hoffe ich mein gläubiges Auditorium in seinem Glauben noch mehr zu bestärken, wenn es diese Einwürfe in ihrer Nichtigkeit kennen lernt, und so werden auch fromme gläubige Seelen nicht hungrig von meinen Vorträgen hinweggehen; fürs Zweite aber möchte ich jene Katholiken, die am Glauben Schiffbruch gelitten haben oder doch schwankend und irre geworden sind, von ihren Vorurtheilen und unrichtigen Anschauungen heilen. Es ist deßhalb mein sehnlichster Wunsch, daß solche Katholiken recht zahlreich meine Predigten besuchen und sich die Mühe nicht gereuen lassen möchten, gegen ihre sonstige Gewohnheit um diese Stunde noch im Bette liegen zu bleiben, aufzustehen und hier sich einzufinden, wenn ihnen anders an ihrer Seele und Seligkeit noch etwas gelegen ist. Ich hoffe, mit Gottes Gnade sie zu befriedigen, ihre Zweifel zu lösen, ihre Einwürfe in ihrer Unhaltbarkeit darzulegen und so wieder dem Glauben und dem ewigen Leben zu gewinnen. Sagt es ihnen deßhalb, wenn ihr solche wisset, und ihr wisset gewiß deren nicht Wenige, was ich vorhabe; ich werde ganz zeitgemäße Themate behandeln, namentlich solche katholische Glaubens- und Sittenlehren, die in der Gegenwart am meisten angestritten werden, worüber die

größten Vorurtheile herrschen. Sollte die Predigt nicht genügen alle Zweifel zu lösen, den letzten Rest von Einwurf zu beseitigen, so stehe ich Jedem zu Gebote, der auf Privatwegen in anständiger Weise noch weitere Zweifel und Einwendungen vorbringen will. Und so möge denn der gütige Vater im Himmel, von dem allein aller Segen und alles Gedeihen kommt, und ohne dessen Gnade jedes Wort des Predigers verloren ist, diese Vorträge segnen, die Gläubigen stärken, die Schwankenden aufrichten und die Gleichgültigen und Ungläubigen von ihrem Wahne heilen, auf daß das Reich Gottes immer mehr Ausbreitung gewinne, das Reich des Unglaubens aber immer mehr verschwinden möge. Amen.

Predigt

auf den letzten Sonntag nach Pfingsten.

Text: „Es werden viele falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder thun, so daß auch die Auserwählten, wenn es möglich wäre, verführt würden.“ — Matth. 24, 24.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Heute, am Ende des Kirchenjahres, werden wir von unserer heiligen Kirche an das Ende der Welt erinnert, von welchem das Ende, welches Jerusalem genommen hat, ein schreckliches Vorbild war. Der Zerstörung Jerusalems gingen mehrere schreckliche Vorzeichen voraus, ebenso werden dem Weltende solche vorhergehen. Das Alles ließe sich nun noch denken und ohne Schwierigkeit erklären; denn daß diese Welt einst ein Ende nehmen wird, und muß, das haben alle Völker der Erde von Anbeginn an geglaubt bis auf einzelne Philosophen, welche diese Welt für die Ewigkeit aufbewahrt wissen wollen. Daß dieses Weltende kein anmuthiges, sondern ein schreckliches sein und in Folge fürchterlichster Katastrophen eintreten werde, auch das leuchtet dem denkenden Verstande ein; daß aber vor diesem Weltende noch ein Mensch auftreten werde, welcher der Sohn der Sünde und des Verderbens oder der Antichrist genannt wird, der große Zeichen und Wunder thun und die Völker der Erde verführe, so daß, wenn es möglich wäre, selbst die Auserwählten verführt würden: das scheint

denn doch mit der Weisheit, Güte und Liebe Gottes nicht mehr recht verträglich zu sein. Ist ja das böse Prinzip ohnehin schon mächtig genug in der Welt, ist ja der Mensch ohnehin von tausend Versuchern und Versuchungen umgeben, die ihren Reiz auf ihn ausüben; ist ja sein Herz ohnehin zum Bösen geneigt genug, so daß nur zu leicht, ohne irgend besondere Wunder, dasselbe die Oberhand über ihn gewinnt, warum soll die Hölle erst noch mit außerordentlicher Kraft auftreten; warum sollen ihre Organe auch noch Zeichen und Wunder thun dürfen, um noch mehr schaden, die Menschen noch mehr verführen zu können? Und haben wir doch geglaubt, Zeichen und Wunder könne man nur durch göttliche Kraft wirken, Zeichen und Wunder seien außerordentliche, göttliche Beglaubigung für die Wahrheit, für das Christenthum. Wenn nun auch der Antichrist große Wunder und Zeichen thun wird: wer muß da nicht irre werden, wer kann da noch Wahrheit und Irrthum unterscheiden? Hat ja doch unser Herr und Heiland selber zu den Juden gesagt: „Wenn ihr meinen Worten nicht glaubet, so glaubet doch meinen Werken; aus diesen sollt ihr erkennen, daß der Vater in mir ist, und ich im Vater.“ So hat sich also der Herr zum Beweise seiner Christus- und Messiaswürde auf seine Wunder und Wunderkraft berufen; wenn nun aber die falschen Christusse, wenn namentlich einst der Widerchrist große Zeichen und Wunder thun wird: hat dann die Lüge nicht dieselbe Beglaubigung wie die Wahrheit? und wie kann Gott die durch solche Wunder Verführten strafen?

Ihr sehet, Geliebte, es sind da sehr wichtige Fragen, die beantwortet sein wollen, und unser Nachdenken wird durch sie sehr in Anspruch genommen. Gibt es also, so fragen wir erstens, außer den wahren Wundern noch falsche? außer den Wundern, die Gott thut, auch noch solche, die der Teufel wirkt? Und wenn, wie kann Gott das zulassen? Gibt es zweitens ein sicheres Kennzeichen, wodurch man die wahren und falschen Wunder zu unterscheiden vermag, und welches ist dieses? Wenn es ein solches nicht gäbe, so hätten ja die Verführten keine Schuld, sie könnten von Gott nicht gestraft werden. Die Beantwortung dieser beiden

Fragen bildet nun den Gegenstand der heutigen Predigt. Ich werde also heute darthun:

Es gibt Wunder, die durch teuflische Kräfte bewirkt werden, I. Th.;
Aber es gibt ein sicheres Merkmal, die wahren von den falschen zu unterscheiden, II. Th.

Ich beginne u. s. w.

I. Theil.

Wir lesen sowohl in der h. Schrift wie in den Profanschriftstellern der Alten von Wundern, die durch göttliche Macht nie und nimmer hervorgebracht worden sein können. Die ersten Wunder der Art wirkten die ägyptischen Zauberer. Als Moses anfing, zum Beweise seiner göttlichen Sendung vor Pharao außerordentliche Thaten zu verrichten, da berief Pharao, zum Beweise, daß seine Leute die nämlichen Wunderkräfte besäßen, seine Zauberer herbei, und diese wirkten in der That Wunder. Sie warfen ihre Stäbe hin, und sie wurden zu Schlangen, sie verwandelten das Wasser in Blut und brachten Frösche und anderes Ungeziefer hervor. Mit welchen Kräften, fragen wir da, vermochten diese ägyptischen Schwarzkünstler die Wunder Mosis so nachzumachen? Es gibt einige Ausleger, die da sagen, es sei an diesen Dingen nichts Wunderbares gewesen; sie hatten Zeit, ihre geheimen Vorkehrungen zu diesen anscheinenden Wundern zu treffen, es sei lediglich Gaukelspiel gewesen, was sie aufgeführt haben. Es gibt nun allerdings eine natürliche Magie, die Erstaunliches leistet; aber es ist nicht bekannt, daß auf diesem Wege Jemand ähnliche Leistungen zu Stande gebracht hätte, wie jene Aegyptier gethan. Bedenken wir noch überdieß, daß es sich im vorliegenden Falle nicht darum handelte, etwa einige ägyptische Kunststücke zur Unterhaltung zu liefern, sondern die göttliche Sendung Mosis, der auf Grund seiner Thaten hin Freilassung für mehr als eine halbe Million Menschen verlangte, zu verdächtigen und ihn als einen gewöhnlichen Zauberer hinzustellen: so ist wohl die Annahme der h. Väter, die

in diesen Wundern der Zauberer Werke des Satans erblicken, ganz gewiß vorzuziehen. Dort auf ägyptischem Boden, in jenem hochwichtigen Augenblicke, als Moses vor Pharao stand, da sollte das Reich Gottes, das Reich der Wahrheit sich zuerst manifestiren, die Israeliten sollten heimkehren in ihr Land und das von den Heiden ausgeschiedene Volk Gottes bilden — das wollte der Feind des Menschengeschlechtes nicht dulden, und darum mußte ihm Alles daran liegen, die Thaten Mosis zu Schanden zu machen. Dieß ist der eine Fall. Später lesen wir nochmal, daß König Saul zu einem Weibe ging, das einen Pythonsgeist hatte, und ihm den Propheten Samuel von der Unterwelt heraufbeschwor. Von diesem Pythons- oder Wahrsagergeist ist noch einmal die Rede in der Apostelgeschichte, nach deren Bericht ihn der h. Paulus aus einem Dienstmädchen ausgetrieben hat. Es war dem Israelitischen Volke bei Todesstrafe verboten, solche Personen zu befragen, die einen derartigen Geist hatten, und wer einen solchen Geist hatte, mußte gleichfalls getödtet werden;*) denn diese Personen wahrsagten die Zukunft und thaten sonst noch allerhand Zeichen. Zauberei und Wahrsagerei gingen gewöhnlich Hand in Hand; mittelst der Zauberei wirkte man Wunder, mittelst der Wahrsagerei sagte man künftige Dinge voraus. Die Apostelgeschichte meldet von zwei Juden, die Zauberer waren, denen dann die Apostel das Handwerk legten.

Zauberei und die damit verbundene Gabe, Wunder zu wirken, findet man im ganzen heidnischen Alterthum, und Niemand hatte sein Spiel dabei, wie der Teufel. Derselbe Pythonsgeist, der die Zukunft vorhersagte, wirkte auch die Wunder durch die Zauberei. Es wird von einer Masse Wunder und Wunderpersonen aus der heidnischen wie der häretischen Welt berichtet; man kann zwar nicht sagen, daß sie alle durch Hülfe des Teufels gewirkt worden seien; viele sind Wirkungen der natürlichen Magie gewesen; aber da, wo diese Wunder den Wundern des Christenthums entgegentraten, da war gewiß der Böse im Spiele. Ohne Zweifel war dieß der Fall bei Simon Magus oder dem Zauberer, von

*) III. Mos. 20, 27.

dem schon die Apostelgeschichte berichtet. Er war ein geborner Samariter, und wurde durch den Diakon Philippus bekehrt; allein später fiel er ab und trat als Gegner des Christenthums auf. Er reiste nach Rom, wo er sich durch seine Gaukeleien und Zaubereien berühmt machte. Nach der Versicherung des Kirchengeschichtschreibers Eusebius reiste der h. Petrus nach Rom, um Simons Betrügereien, die der Aufnahme des Evangeliums in der Hauptstadt der Welt hinderlich waren, zu Schanden zu machen. Der h. Justin, der h. Ambrosius, Augustinus und Andere erzählen, Simon habe während der Anwesenheit der h. Apostel Petrus und Paulus in Rom dem Kaiser Nero und dem Volke versprochen, vor ihren Augen gegen Himmel aufzusteigen, habe sich auch wirklich durch Hülfe der Dämonen in die Lüfte erhoben, sei aber auf das Gebet der beiden Apostel herabgestürzt, habe ein Bein gebrochen und wenige Tage darauf aus Scham und Verzweiflung sein Leben geendet. Der heidnische Geschichtschreiber Suetonius berichtet: „ein Mensch habe sich bei den öffentlichen Spielen vor Nero in die Lüfte erhoben, sei herabgestürzt, und habe mit seinem Blute die Bühne, worauf der Kaiser gestanden, befleckt.“ So versichert auch Diodorus, ein gleichzeitiger heidnischer Schriftsteller: „Nero habe lange Zeit an seinem Hofe einen Mann unterhalten, der ihm das Versprechen gemacht habe, er werde fliegen.“ Um nichts zu sagen vom Kaiser Vespasian, den Tacitus und Suetonius auch ein Wunder wirken lassen, ist der größte Wundermann jener Zeit ein Zeitgenosse Jesu Christi, ein gewisser Apollonius von Tyana. Ueber ihn sind acht Bücher geschrieben worden, in denen eine Masse von Wundern von ihm erzählt wird, so daß Kaiser Severus ihn nebst Abraham, Orpheus und Christus — unter seine Hausgötter versetzte. Liest man diese Biographie, so kommt man auf die Vermuthung, daß seine Lebensgeschichte eine Parodie auf Christus und das neue Testament ist. Wunderbare Geburt, Weltreformation, Wunder, Teufelaustreibungen, Himmelfahrt u. dgl. werden ihm nachgerühmt. Deßwegen haben schon damals die Feinde des Christenthums diese angeblichen Thaten des Apollonius gegen Christus benützt, und die modernen Heiden haben gleichfalls nicht unterlas-

sen, eine Parallele zwischen Christus und diesem Apollonius von Tyana zu ziehen, um den Beweis zu liefern, daß Wunder kein Beweis für die Wahrheit einer Lehre seien, denn Apollonius hätte mehrere und größere Wunder gethan als Christus; allein diese Herren übersehen dabei nur die Kleinigkeit, daß, wenn Apollonius wirklich Wunder gethan, sie ihre Quelle lediglich in der Magie und Schwarzkunst hatten, die dieser Mann nebst Astrologie und neupythaporäischer Philosophie sehr eifrig betrieben hat. Daß auch hier der Satan im Spiele war, läßt sich um so leichter begreifen, da es galt, an diesem Apollonius dem Heiland einen Doppelgänger und zum Werkzeuge gegen das Christenthum zu schaffen.

Wir sehen diese Wunder der heidnischen Zauberei oft genug in den ersten dreihundert Jahren des Christenthums zum Vorschein kommen, indem sie sich alle Mühe gab, die Wunder der Christen zu Schanden zu machen, aber selbst zu Schanden wurde. Es war dem Feinde des Menschengeschlechtes daran gelegen, durch Blendwerk die Heiden zu täuschen und sie so an seinen Dienst dauernd zu fesseln.

Aber auch später, lange nach der Einführung des Christenthums, finden wir diese falschen Wunder. Wir denken hiebei nicht an Muhamed; denn obwohl ihm von seinen Anhängern eine Masse von Wundern zugeschrieben wird: er hat doch nie ein Wunder gewirkt, wie das im Koran selber ausdrücklich gesagt ist; seine Anhänger drangen zwar in ihn, sich durch Wunder als göttlichen Gesandten zu legitimiren; allein er wußte immer sehr klug auszuweichen, um die Wunder für unnöthig zum Beweise seiner Sendung zu erklären. Da also Muhamed gar keine Wunder gethan hat, so kann bei ihm auch von falschen Wundern keine Rede sein; aber es gibt innerhalb des Christenthums selber wirkliche Wunder, und dennoch sind es falsche durch Hülfe der bösen Geister gewirkte Wunder. Diese falschen Wunder finden wir im Sektenwesen bei den sogenannten pietistischen Sekten. Paris namentlich war im 17. Jahrhundert lange Zeit der Schauplatz solcher Scenen, die in der ganzen christlichen Welt das größte Aufsehen machten. Die entschiedensten Ungläubigen, wie ein Hume und ein Diderot, ver=

mochten nicht, diese Wunder in Abrede zu stellen. Aerzte, die nichts weniger als gläubig, sondern dem Materialismus ergeben waren, bezeugen die Wirklichkeit der vorgefallenen Thatsachen. So z. B. sagt Diderot von diesen jansenistischen Wundern: „Die Sammlung der erwähnten Wunder ist so stark, daß sie auch dem entschiedensten Unglauben die Stirne bieten darf. Sie ist von einem bedeutenden Manne, dem Senator Carré de Montgeron, verfaßt, der dem Materialismus so stark huldigte, daß er sein Glück in dem Uebertritte zum Jansenismus nicht suchte. Er war Augenzeuge aller Ereignisse, die er erzählt, und war ebenso im Stande, ohne Vorurtheil und eigenes Interesse dieselben zu beurtheilen; sein Zeugniß ist von tausend andern umgeben, alle sagen, was sie gesehen haben und verdienen allein nur möglichen Glauben. Die Originalakten sind in den Staatsarchiven aufbewahrt." *) Und was waren nun dieß für Wunder? Die jansenistischen Convulsionäre ließen sich mit eisernen Keulen, mit zentnerschweren Steinen die fürchterlichsten Schläge auf den Unterleib oder auf die Herzgrube geben, sie ließen sich mit Nägeln ans Kreuz schlagen, mit Messern und Schwertern durch und durch stoßen; und dennoch wurde die Haut nicht verletzt, und die Wunde war augenblicklich wieder geheilt. Man hatte mit ähnlichen Schlägen Mauern durchschlagen, auf Metalle tiefe Eindrücke hinterlassen, eiserne Statuen zerbrechen und Statuen von Bronze zerschmettern können. Und doch sah man bei all diesen fürchterlichen Schlägen, Stößen und Stichen weder in Haut noch in Fleisch eine Wunde, noch verspürten die also Behandelten den geringsten Schmerz, vielmehr äußerten sie Zufriedenheit in allen ihren Gesichtszügen, und äußerten laut: O wie hilft das! O wie ist das gut! Diese Convulsionäre konnten überdieß mit verbundenen Augen lesen, in den verschiedensten Sprachen reden, die sie nie gelernt hatten, und die verborgensten Dinge und die geheimsten Wünsche des Herzens Anderer offenbaren. Es sind also hier offenbare Wunder, die auch kein Ungläubiger zu läugnen wagt. Wer hat diese Wunder gewirkt? Sie sind gewirkt worden

---

*) Pensées philosophiques.

durch dämonische Kräfte. Die eifrigsten Jansenisten haben dieß eingestanden. Wie bei allen frömmelnden und heuchelnden Sekten, so hat auch bei den jansenistischen Convulsionären die Unzucht eine große Rolle gespielt, und die Imoralität war so groß, daß die gebildeten und tugendhaften Jansenisten sich mit Abscheu zurückzogen, und kein Hehl daraus machten, daß sie diese Wunder für Werke des Teufels hielten. Mit diesen jansenistischen Erscheinungen stehen auch im innigsten Zusammenhange die Wunder des Somnambulismus oder thierischen Magnetismus, der vor zwanzig Jahren noch so ungeheuer viel von sich reden machte. Der Magnetiseur macht seine Vorbereitung, und durch einen bloßen Willensakt versetzt er eine Person, die früher einmal vielleicht den Willen gehabt hat, sich der magnetischen Kur zu unterwerfen, in einen somnambulen Schlaf. In diesem Zustande sieht die Somnambule die verborgensten Geheimnisse des Herzens und andere verborgene Dinge; sie redet mit dem, der sie in den magnetischen Schlaf versetzt hat, während ihr Körper gänzlich erstorben ist und wie die Convulsionäre keine Empfindung hat, man mag schneiden, brennen oder kreuzigen. Sie spricht ihr unbekannte Sprachen und sagt künftige Dinge voraus. Wie sind nun diese wunderbaren Erscheinungen des hellsehenden Somnambulismus zu erklären? Man hat ein magnetisches Fluidum, Galvanismus und Elektrizität zu Hülfe gerufen, um die Erscheinungen zu erklären; allein ist es nicht Wahnsinn, ruft da ein Arzt aus, zu glauben, man könne mit Worten, Zeichen, mit dem Wollen in die Ferne handeln, durch Mauern hindurch wirken, über Personen magnetisch herrschen, das Innere fremder Körper durchschauen und darin organische Fehler entdecken? Wir finden beim Somnambulismus dieselben Erscheinungen wie beim jansenistischen Convulsionswesen; die Unsittlichkeit spielt auch hier eine Hauptrolle, das Verhältniß zwischen dem Magnetiseur und der Somnambule tritt nach den ersten Versuchen schon als ein unreines zu Tage, letztere ist ganz in der Gewalt des Erstern, sie mag nun wollen oder nicht. Daher sind die magnetischen Kuren auch von den weltlichen Behörden verboten worden, weil sie die öffentliche Sittlichkeit und die Familiensicherheit gefähr-

den. Aber die wunderbaren Erscheinungen sind einmal da: Wer wirkt sie? Nicht wenige Somnambulen haben eingestanden, daß sie einen geistigen Führer haben, und daß dieser ihnen Alles offenbare. Was das für ein Führer sei, läßt sich denken. Ein berühmter Arzt (Frenel) sagt: „Der Teufel sucht den menschlichen Verstand durch Blendwerk irre zu leiten; übrigens alle diese scheinbaren Heilungen, wie sie auch heißen mögen, sind nicht nur nicht dauerhaft und zuverläßig, sondern falsch, verfänglich und gefährlich.“

Also es gibt falsche Wunder, Wunder, die von bösen Geistern gewirkt werden, das läßt sich nicht läugnen; unsere klopfenden und redenden, wahrsagenden und zeichnenden Tische, von denen die Zukunft uns enthüllt wird, diese neuesten Wunder scheinen auch nicht ganz reinen Ursprung zu haben, was sich übrigens noch mehr aufklären wird. Derlei falsche Wunder wird die Welt noch genug sehen, insbesondere, wenn jener Sohn der Sünde kommt, von dem es heißt, daß der Drache ihm seine große Gewalt geben, und der in Folge deren so große Wunder wirken wird, daß selbst die Auserwählten, wenn's möglich wäre, verführt würden. Wie kann nun aber, fragen wir, Gott solche falsche Wunder zulassen? Wie verträgt sich das mit seiner Liebe und Weisheit? Und wie sind die Menschen im Stande, die wahren Wunder von den falschen zu unterscheiden? Hierauf antwortet der

II. Theil.

Wie verträgt es sich mit Gottes Weisheit und Güte, daß der Teufel so große Gewalt besitzt und sogar Wunder thun kann? Diese Erscheinung kann Niemanden irre führen, der auf katholischem Standpunkte steht. Von diesem aus wissen wir, daß Gott den gefallenen Geistern nicht ihre ganze frühere Macht genommen hat, daß sie Vieles wissen und können, was weit über die Kräfte der Menschen hinausreicht, und daß sie nicht alle in den Abgrund der Hölle verstoßen wurden, sondern in den Lüften hausen, also Kenntniß von den menschlichen Angelegenheiten haben, und in Folge ihrer Bösartigkeit die Menschen zu verführen und zu verderben drohen. Das läßt Gott zu nicht zum Nachtheil, sondern zum

Besten der Menschen; denn wo kein Kampf, ist kein Sieg; und was die Hauptsache ist, Gott läßt den Menschen nie über seine Kräfte versucht werden. Es mögen also die erstaunlichsten Wunder geschehen sein, und sie mögen noch geschehen, und werden durch den Antichrist mit Hülfe des Teufels ganz gewiß geschehen, diese Wunder können nicht täuschen, nicht verführen, sie sind auf den ersten Blick als satanische Wunder erkennbar. Das ist der Sinn der Worte, daß, wenns möglich wäre, auch sogar die Auserwählten würden verführt werden. Warum ist's denn nicht möglich? fragen wir: Können diese gar nicht abfallen? Haben sie ein besonderes Privilegium? Nein, jeder Mensch muß im Stande sein, diese satanischen Wunder zu erkennen, es muß besondere Merkmale und Kennzeichen geben, an denen man sie zu allen Zeiten, also auch in den letzten erkennt, und wer diese wahrnimmt, und die Auserwählten nehmen sie wahr, die können moralischer Weise nicht verführt werden. Wir unterscheiden hier zweierlei Wunder, solche, die außerhalb des christlichen Gebietes geschehen, und solche, die auf dem Boden des Christenthums selber sich ereignen. Es ist bekannt, daß alle Religionen ihre Wunder zu haben vorgeben, die ihren göttlichen Ursprung darthun sollen. Nun sagen wir, alle Wunder, die irgendwo außerhalb des Christenthums geschehen sein sollen, sind entweder erdichtet oder sie sind mit Hülfe des Satans gewirkt worden. Denn wahre Wunder können zum Beweise einer falschen Religion von Gott nicht gewirkt werden. Diese Wunder tragen aber auch überdieß noch alle Kennzeichen der Mangelhaftigkeit und Falschheit an sich. Denn 1) in den falschen Religionen läßt sich kein einziges Wunder anführen, das in der unmittelbaren Absicht, das dieser Religion eigenthümliche System zu bekräftigen oder die göttliche Sendung des Stifters zu bekräftigen, gewirkt worden wäre; 2) läßt sich nicht beweisen, daß es von vielen Augenzeugen bezeugt wäre, von denen mehrere ihr Blut vergossen hätten, um die Wahrheit desselben zu besiegeln; 3) daß solch ein Wunder auch vor einer andern Religion angehörigen Zuschauern geschehen wäre; 4) daß es seit 1900 Jahren die Prüfung der schärfsten Kritiker

ausgehalten hätte. Alle andern Religionen sind schon eingeführt gewesen, ehe Wunder berichtet werden; die christliche Religion aber hat zuerst Wunder gethan, und auf Grund dieser Wunder wurde sie eingeführt, und ohne Wunder hätte sie nie und nimmer Verbreitung gefunden. In der christlichen Religion war ferner die Wundergabe nicht bloß bei ihrem Stifter, sie ging auch auf seine Apostel und ihre Nachfolger über; ja, diese haben größere Wunder gethan als er selbst, das liest man in keiner andern Religion. Hier waren die Stifter schon in der äußersten Verlegenheit, wenn sie Wunder wirken sollten, geschweige erst, daß man dergleichen von ihren Schülern wüßte.

Hieraus geht demnach so viel hervor, daß alle Wunder aller Religionen, von denen uns berichtet wird, entweder erdichtet, oder Produkte natürlicher Magie oder Werke des Teufels sind; es gibt kein wahres Wunder, außer in der christlichen Religion, weil Gott seine Wunderkraft nur der Begründung und Ausbreitung der Wahrheit leihen kann. Schon das spricht für die innere Unwahrheit und den Ungrund dieser verschiedenen Religionen, daß sie das Widersprechendste, den größten Unsinn lehren, und doch eine so gut wie die andere auf Wunder, also von dem Gott der Wahrheit gegründet sein wollen. Es bleibt also dabei, und das ist unumstößliches Axiom: nur die christliche Religion ist die wahre, weil nur sie auf wahre Wunder gegründet ist, auf Wunder, für die es Augenzeugen gibt, die für die Wahrheit der Thatsachen Blut und Leben ließen; Wunder, die vor Freunden und Feinden gewirkt wurden, die kein Jude, kein Heide zu läugnen wagte; Wunder, die nicht bloß heute, sondern mehrere Jahre, ja mehrere Jahrhunderte hinter einander gewirkt wurden zu dem Zwecke, die Wahrheit der Christusreligion zu beweisen. Wo ist eine ähnliche Religion? Es kann also in diesem Punkte auch für den schlichtesten Menschen kein Zweifel obwalten. Wenn man uns sagt: alle Religionen wissen von Wundern zu erzählen so gut wie die christlichen, also sind sie alle gleich, oder alle Wunder sind falsch: dann kann auch der schlichteste Verstand Bescheid geben. Nur die Wunder der christlichen Religion beruhen auf unumstößlichen Beweisen; alle

Wunder aller andern Religionen müssen entweder erdichtet oder Produkte natürlicher Kräfte oder Werke des Teufels sein.

Wie ist es nun aber mit den Wundern auf christlichem Gebiete selber? Hat man da auch unterscheidende Kennzeichen, so daß man unmöglich verführt werden kann? Ja, auch hier gilt der Satz: Es gibt in keiner Confession ein wahres Wunder, außer in der katholischen Religion; denn es ist gewiß, daß Gott den Irrthum so wenig göttlich beglaubigen kann wie die Lüge. Alle jene Sektenhäupter, die neuen Confessionen ihr Dasein geben, sind deßhalb den Beweis schuldig geblieben, so oft man Wunder von ihnen verlangte. Wenn nun dessenungeachtet im Sektenwesen eine Menge wunderbarer Erscheinungen auftauchen, wie z. B. bei den jansenistischen Convulsionären, bei den pietistischen Muckern und Ekstatischen, so weiß man sogleich, was von derlei Wundern zu halten ist. Diese Wunder haben theils an sich schon etwas so Abenteuerliches, Exorbitantes, Unnatürliches, Grauenhaftes, das sogleich auf ihren Ursprung schließen läßt, theils lassen andere Erscheinungen, die im Gefolge dieser Wunder sich befinden, den unreinen Ursprung erkennen, dem sie ihr Dasein verdanken. Unbändiger Sektenstolz und Unzucht ist immer im Gefolge dieser außerordentlichen Erscheinungen.

So ist es auch mit gar vielen Wundern des Somnambulismus und den magnetschen Kuren. Der Teufel ist da gewaltig im Spiele, was, um von der auch hier mitspielenden Unzucht nicht zu reden, schon deutlich genug daraus hervorgeht, daß die Anrufung des Namens Jesu und das h. Kreuzzeichen die Wirkungen des Magnetismus aufheben. Schon vor vierzehnhundert Jahren schrieb der Apologe Laktantius: „Wenn sie, [die Heiden, ihre Opfer hielten und Wahrsager befragten, so konnten diese nicht antworten, wenn Jemand unter ihnen war, der sich mit dem h. Kreuzzeichen bezeichnete.“ So sagt auch der h. Athanasius: „Man bediene sich nur bei den dämonischen Täuschungen, dem Orakelbetrug und den magischen Wundern des h. Kreuzzeichens oder des Namens Jesu, und sogleich wird das Werk der Dämonen endigen, werden die Orakel schweigen, Magie und Zauberei ohne

Wirkung bleiben." Der Teufel ist schlau; früher hat er durch Besessenheit, Zauberei und Hexerei die Welt geblendet, jetzt, wo alle Welt über solche Dinge lacht, treibt er sein Unwesen in den Convulsionären und Somnambulen, hinter klopfenden und weissagenden Tischen, welche die Zukunft voraussagen und alle Fragen der Neugierde und des Vorwitzes beantworten. Entweder geht hier Alles natürlich zu; was aber über die Gesetze des Magnetismus und der Elektrizität hinausgeht, das ist ein Blendwerk des Teufels. Auch diese Wunder können Niemanden verführen, der auf dem Standpunkte der katholischen Kirche steht. Er wird mit der größten Kälte und Nüchternheit solche Erscheinungen sich ansehen und selbe entweder für natürlich oder für Wirkungen dämonischer Kräfte halten.

Gerade so wird es einst auch sein mit den Wundern des Antichrists. Es wird nicht möglich sein, daß die Auserwählten, d. h. jene, die da fest stehen im Glauben an Jesus den Sohn Gottes und seine heilige katholische Kirche, durch diese Wunder verführt werden. Der Antichrist wird, wie schon sein Name sagt, gegen Christum auftreten, er wird behaupten, daß der Messias noch nicht da gewesen sei, er wird dann das Mosaische Gesetz wieder herstellen, um auf Grund desselben von ihnen als Messias anerkannt zu werden; dann wird er sich endlich selbst als Gott ausgeben, sein Bild öffentlich im Tempel zur allgemeinen Anbetung ausstellen, es reden machen und dabei Opfer bringen. Das wird der Gräuel der Verwüstung sein am h. Orte, wovon der Herr redet. Und um seiner Lehre Eingang zu verschaffen, wird er zur Verbreitung der Lüge Wunder und wahrscheinlich ähnliche Wunder wirken wie Christus. Wie die ägyptische Zauberei gegen Moses, also wird er gegen Christus streiten. Wenn nun durch diese Wunder, die der Antichrist wirken wird, der größte Abfall entstehen wird, den je die Kirche Gottes erlebt hat: so läßt sich wohl denken, wie sehr der Unglaube, die Geringschätzung und Verachtung der christlichen Religion bis zu jener Zeit überhand genommen haben wird. Wenn nicht die Welt in jener Zeit für den Abfall reif wäre durch Glaubenslosigkeit und Verkommenheit, die Wunder

allein des Antichrists würden dieß kaum im Stande sein; zudem wollen ja die Ungläubigen von Wundern Nichts wissen; aber der Abfall, die Verkehrtheit des Herzens wird machen, daß sie diesen Wundern Glauben schenken und sich auf die Seite des Antichrists schlagen.

Aber den gläubigen Christen werden weder die Grausamkeit noch die Wunderkraft des Antichrists verführen können. Groß zwar wird die Versuchung sein, die Gott zulassen wird, theils, damit die Juden für ihren Unglauben bestraft, theils, damit die Gläubigen noch mehr im Glauben befestigt werden; aber die Unterscheidungszeichen der Wunder des Antichrists werden jedem erkennbar sein, und Keiner der Verführten wird sich entschuldigen können. Ja, gerade deßhalb ist dieß Alles schon seit Jahrtausenden vorausgesagt, damit der wahre Christus von dem falschen und die wirklichen Wunder von den scheinbaren unterschieden werden können. Aber es gibt falsche Wunder, das steht fest, Wunder, die durch dämonische Kräfte bewirkt werden, die den Gegensatz bilden zu den wahren Wundern im Christenthume, die die Menschen blenden und bethören können und leider nur zu oft schon bethört haben! Wohl weiß ich es, daß die Oberflächlichkeit und der gedankenlose Unglaube, der hochmüthig über Alles abspricht, hier über Aberglaube und Dummheit schreien wird; allein die Thatsachen der Geschichte gehen nicht aus dem Wege, sie liegen da vor den Augen Aller, die nicht absichtlich mit geschlossenen Augen an ihnen vorübergehen wollen, und Gott der Herr läßt solche Blendwerke, solche Wunder zu, um den Menschen zu zeigen, daß zwischen Himmel und Erde noch andere Wesen hausen, Wesen, die Einfluß haben auf die menschlichen Angelegenheiten, und denselben zur Verführung und zum Verderben der Menschen mißbrauchen. Die entschiedensten Ungläubigen haben sich schon genöthigt gesehen, diese Wahrheit einzugestehen und von der Intelligenz des Teufels, der der Vater aller Afteraufklärung ist, ist es zu erwarten, daß er so aufgeklärt sein werde, sich nicht mehr durch Zauberei und Hexerei einen Namen machen zu wollen, da die jetzige

Welt über derlei Dinge, als über krassesten Aberglauben, längst den Stab gebrochen hat.

Gott der Herr aber läßt derlei dämonische Wunder zu, um die Wahrheit noch heller an den Tag zu bringen, um die Gerechten zu prüfen und zu läutern. Halten wir fest an der Kirche und im Glauben an Jesus Christus unserm Herrn, dann wird keine Macht der Hölle uns verführen, trete sie nun mit oder ohne Wunder auf; der Name Jesus und das Zeichen des h. Kreuzes jagt ja die ganze Hölle mit all ihrer Macht in die Flucht, und unser Herr Jesus steht uns bei. Amen.

Predigt

auf das Fest Allerheiligen.

Text: „Ihr Brüder bittet für uns.“ — Hebr. 13, 18.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Der h. Paulus fleht die Gläubigen seiner Zeit öfter um ihre Fürbitte an. So schreibt er an die Römer: „Ich bitte euch, helfet mir bei Gott durch eure Fürbitte für mich.“ *) Und an die Thessalonicenser schreibt er: „Betet für uns, daß wir von bösen Menschen befreit werden!“ Und wir thun dasselbe und finden es ganz natürlich, vernünftig und angemessen, uns gegenseitig das Gebet zu empfehlen und für einander zu beten. Oder habt ihr schon Gewissensbisse empfunden, wenn ihr zu einem guten Freunde und Bekannten sagtet: Leb' wohl, gedenke meiner, bete manchmal ein Vaterunser für mich; beten wir für einander! Habt ihr in solchen Augenblicken daran gedacht, daß ihr da die Verdienste Christi beeinträchtigen könntet, weil ihr euch nicht unmittelbar an den Heiland gewendet, weil ihr das Gebet von Mitmenschen, statt unmittelbar die Fürbitte Christi verlangt habt? Es wird euch so wenig beigefallen sein, daß ihr hiedurch gegen das Evangelium verstoßet und gegen die Mittlerehre Jesu Christi, als dem Apostel Paulus Skrupel aufgestiegen sein werden, da er die Korinthier und Thessalonicenser um ihre Fürbitte ersuchte.

---

*) Röm. 15, 30.

Wenn es nun nicht gefehlt sein kann, die *lebenden* Mitbrüder um ihr Gebet und ihre Fürbitte bei Gott zu ersuchen, wie sollte es plötzlich ein Verstoß gegen die Lehre des Evangeliums, und gegen die Ehre Jesu Christi sein, wenn wir die bereits *verklärten* Mitbrüder und Schwestern im Himmel um ihre Fürbitte ersuchen und anrufen? Es ist eine eigene Zumuthung, die man uns da macht, daß wir kalt und regungslos dastehen sollen, während wir im Geiste den Himmel offen schauen und die Millionen und Millionen unserer verklärten Brüder und Schwestern sehen. Was wir thun dürfen, sagt man uns, ist, daß wir Gott danken, daß er uns an den Heiligen *Exempel seiner Gnade* darstellt, wir dürfen wohl auch die Heiligen selbst *loben*, weil sie die Gnade Gottes gut angewendet haben. Eine andere Ehre, die wir den Heiligen noch erweisen dürfen, ist die, daß wir an ihrem Beispiel *unsern Glauben stärken* und daß wir dem Beispiel ihres Glaubens, ihrer Liebe, ihrer Geduld nachfolgen, ein Jeder in seinem Berufe. Ja so weit dürften wir die Heiligen ehren; was aber darüber hinausgehe, sei vom Bösen. Unevangelisch sei es, die Heiligen *anzurufen*, unevangelisch sei es, *die Messe zu Ehren der Heiligen zu lesen, Kirchen auf ihren Namen zu bauen, Feste zu feiern und Fasten ihretwegen zu halten*; denn einmal wissen die Heiligen Nichts von uns; sie können auch Nichts wissen, sonst müßten sie an Gottes Allwissenheit Theil nehmen; sie können auch nicht helfen, sonst müßten sie an Gottes Allmacht Theil nehmen, sie wären dann Gott selber gleich und aller Anbetung würdig. Bei uns Katholiken, heißt es, hört man von Nichts, als *lauter Heiligen*; *Maria* vor Allen ist es, die immer und überall helfen soll, dann kommen die andern Heiligen. Wo bleibt da Jesus Christus? Verschwindet er nicht ganz bei diesen Gebeten? Der römische Katholik wendet sich an Maria, an seine Heiligen, die sollen ihm helfen; Gott, der Herr, steht im Hintergrunde, der König des Himmels verschwindet. Die Heiligen bilden einen himmlischen Hofstaat, an den wendet sich der römische Katholik, der König selbst ist hinter seinem Hofe verborgen und unsichtbar. Nun aber bekennen

Schrift und Kirche: Ich glaube an Gott, den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde und an Jesum Christum und an den h. Geist; der Herr lehrt seine Jünger und durch sie die ganze Kirche beten: Vaterunser u. s. w. Und in der Schrift finden wir nirgends, daß Heilige angerufen werden, überall wird nur Gott angerufen. Und das mit Recht. Jesus ist unser Alles, er ist die Thüre, der Weg, die Wahrheit, was in seinem Namen gebetet wird, wird erhört; er ist unser Mittler und außer ihm gibt es keinen; ist aber Jesus alles das, so brauchen wir keine Heiligen, sind wir durch Jesum Christum Kinder Gottes geworden, und dürfen frei ein- und ausgehen in des Vaters Hause, so brauchen wir keinen himmlischen Hofstaat, um uns durch ihn vertreten zu lassen. Der himmlische König ist nicht beschränkt, wie der irdische; der barmherzige Heiland mit seiner Fürsprache und seinen Gaben darf nicht vor der Heiligenschaar verschwinden und durch sie in den Hintergrund gedrängt werden. *)

Wie, sollen wir also heut, am Allerheiligenfeste, nicht rufen dürfen: Ihr Heiligen Gottes, bittet bei Gott für uns! Stumm sollen wir also vor der Schaar aller Heiligen dastehen, stumm an ihnen vorübergehen, unmittelbar zu Jesu Thron sollen wir gehen; denn er sei unser einziger Mittler und Helfer? Nein, Geliebte, lassen wir uns in der Verehrung der Heiligen nicht irre machen! Wie sie die katholische Kirche zu verehren heißt, dürfen wir sie sicherlich verehren, und die Mißbilligung dieser Verehrung kann nur auf falscher Auffassung und großen Mißverständnissen beruhen.

Das ist es, was ich euch heute auseinandersetzen werde und zu diesem Ende sage ich: Es ist erlaubt

die Heiligen anzurufen,
zu ihrer Ehre Tempel zu bauen,
das h. Opfer darzubringen.

Ich beginne u. s. w.

Zu allererst muß bemerkt werden, daß die katholische Kirche

---

*) A. Brömel, Pastor zu Lassahn, in seiner Schrift: Was heißt katholisch? Grimma, Verlag bei Gebhardt, 1853.

die Anrufung der Heiligen nicht gebietet, sondern der heilige Kirchenrath von Trient sagt bloß: es sei gut und nützlich, sie anzurufen; daß aber diejenigen gottlos denken, welche läugnen, daß die Heiligen im Himmel angerufen werden dürfen, oder behaupten, es sei thöricht, sie mit Worten oder Gedanken anzuflehen. — Bei dieser Anrufung werden übrigens alle Bedingungen erfüllt, die man vernünftiger Weise stellen kann, d. h. unser Herr und Heiland, Jesus Christus, sein Mittleramt und seine Fürbitte werden nicht in den Hintergrund geschoben, die Sterne dürfen nicht die Sonne verdunkeln, oder es darf im Hinblick auf die Schönheit des Sternenhimmels, der uns die Heiligen sinnbildet, oder auf den Mond, der uns an die seligste Jungfrau erinnert, nicht die Sonne vergessen werden; vor der Sonne erbleichen Mond und Sterne, und so verschwinden vor Jesus Christus, der Sonne der Gerechtigkeit, der Mond und die Sterne. Der katholische Standpunkt verträgt sich vollkommen mit dem, was der große Philosoph Leibnitz, der kein Katholik war, von der Heiligenanrufung mit folgenden Worten sagt: „Obschon wir die Fürbitte der Heiligen bei unserer Andacht „gebrauchen, so müssen wir uns doch meistens unmittelbar an Gott „wenden; denn alle Heiligen sind unsere Mitknechte und der einzige „wahre Mittler zwischen Gott und den Menschen ist Christus, eben „so hoch zu seinem Vater erhoben, als die Heiligen in einem „nahen Verhältnisse zu uns stehen; denn diese sind für uns oder „stehen für uns als Mitbittende; daher können ihre Fürbitten „keineswegs mit dem Mittleramte Christi in Vergleich kommen, „eben so wenig als die Bitten der lebendigen Heiligen, die sich „mit den unsrigen vereinen. Obwohl die Bitten der Heiligen diese „weit übersteigen, so ist doch kein Verhältniß, wenn man sie mit „der Vermittlung Christi zusammenstellt, eben so wenig, als wenn „man glauben würde, jener sei der Sonne näher, der sich durch „einen Sprung von der Erde zu erschwingen bemüht. Gott aber „befiehlt ausdrücklich mit Drohungen und Belohnungen, daß wir „ihn anrufen. Er selbst wird unsere Hoffnung, Zuversicht, Thüre „und Stärke, unser Weg und Helfer genannt, außer dem kein „Heil, kein anderer Helfer ist, welcher mit Gott, mit Christo ver-

„glichen, auf irgend eine Weise könnte in Betracht kommen, und „nie kann unsere Unwürdigkeit zu groß sein, daß sie uns vom „Throne seiner Gnade zurückstoße, wenn unsere Buße aufrichtig „ist. Er selbst ruft uns zu, da er sagt: Kommt alle zu mir, die „ihr beladen seid, und ich will euch erquicken, und wenn Jemand „gesündigt hat, so haben wir bei dem Vater einen Fürsprecher, „Jesus Christus, der die Versöhnung für unsere Sünden ist. Doch „ist es eine löbliche Sitte, sich selbst des göttlichen Antlitzes un- „würdig zu halten und alle Zeichen eines gedemüthigten Geistes „zu haben, woraus erfolgt, daß es nicht nur zu verwerfen, sondern „sehr zu billigen sei, daß wir die Fürsprache frommer Männer auf „Erden, und noch viel mehr die der Seligen begehren."

Diese Worte Leibnitzens wird gewiß jeder verständige Katholik unterschreiben und gegen eine solche Anrufung der Heiligen kann gewiß nichts eingewendet werden. Zwischen der Fürbitte Christi und der Heiligen besteht also gar kein Verhältniß, der Abstand ist ein unendlicher; der Sünder kann ferner jeden Augenblick sich zu Jesus Christus selber wenden, seine Sünden mögen noch so groß sein; allein aus Demuth und im Gefühle seiner Unwürdigkeit kann er die Fürsprache der Heiligen sich erbitten. Der h. Chrysostomus lobt deßhalb das kananäische Weib, das sich unmittelbar an den Herrn wandte, mit den Worten: „Sage „mir, Weib, wie hast du's gewagt, da du eine Sünderin bist, zu „Christus zu gehen? Ich, sprach sie, weiß, was ich thue. Sieh „die Klugheit des Weibes, sie bittet nicht den Jakobus, sie fleht „nicht den Johannes an, sie will nicht zu Petrus und zum Chor „der Apostel, sie sucht sich keinen Mittler, sie ging zur Quelle selbst. „Oben im Himmel zittern vor ihm die Cherubim, es fürchten ihn „die Seraphim, und unten redet mit ihm eine Sünderin. Bei „Gott bedarf man keines Thürstehers, keines Mittlers, keines „Dieners; sprich nur: erbarme dich meiner, o Gott! *)"

Und wie dieses kananäische Weib, so kann es jeder Christ machen. Er kann sich unmittelbar an Jesum Christum

*) In homil. V in Matth.

wenden mit Umgehung aller Heiligen; denn die Anrufung der Heiligen ist nicht geboten, wohl aber die Anrufung der Fürbitte Christi. Die katholische Kirche sagt nur, es ist gut und nützlich, die Heiligen anzurufen; aber dabei muß die Kirche auch fest verharren, und von dieser Ueberzeugung ausgehend kann sie die Anrufung der Heiligen nur empfehlen, denn in aller Welt empfiehlt man, was man für gut und nützlich hält; warum soll die Kirche nicht die Anrufung der Heiligen, die sie einmal für gut und nützlich hält, dem gläubigen Volke empfehlen?

Allein gerade das ist es, was ihr aus den verschiedensten Gründen zum Vorwurf gemacht wird. Es wird zuerst gesagt, daß die Heiligen Nichts von uns wissen, daß, wenn sie unsere Angelegenheiten kennten und von unseren Bitten und Seufzern Kenntniß hätten, sie allwissend sein müßten, wie Gott selber. Eine solche Behauptung erinnert an die heidnische Fabel, daß die Seelen der Verstorbenen aus dem Flusse Lethe trinken mußten, um die ganze irdische Welt zu vergessen; allein es beruht diese Behauptung, abgesehen von zahlreichen biblischen Belegen, daß die Engel, denen doch die verklärten Diener Gottes ähnlich sind, von den Angelegenheiten, den Bitten und Wünschen der Menschen wissen, und daß die Heiligen Gottes hier schon zukünftige und verborgene, sonst Gott allein bekannte Dinge wissen, auf gänzlicher Verkennung des menschlichen Wesens, Wissens und Wollens. Diejenigen, die da behaupten, jenseits wisse man Nichts von uns, könne man nichts wissen und wolle nichts wissen, sagen hiemit nichts anderes, als: Nach dem Tode ändere sich das ganze Wesen der Seele! Seelen also, die hier wohlwollend, theilnehmend gewesen sind, denen es tägliches Bedürfniß war, Hülfe zu spenden, geistige und leibliche, sind nach dem Tode total verändert und wollen von der ganzen Welt nichts mehr wissen, nichts von Eltern, Geschwistern, Freunden, Wohlthätern, gehe es diesen wie es da wolle! Das ist nun eine ganz unnatürliche, äußerst frostige, unmenschliche Auffassung des Verhältnisses, in welchem der Himmel zur Erde stehen soll; oder richtiger, es wird hier vorausgesetzt und angenommen, daß gar keine Beziehung

zwischen Himmel und Erde bestehe, gar keine Gemeinschaft der Heiligen, daß der Tod mit dem Risse, durch den er die Seele vom Leibe getrennt, auch alle Bande zerrissen habe, welche die Seele noch an diese Welt knüpfen; d. h. die Menschenseele ist nach ihrem Tode keine Menschenseele mehr, ihr Wille ist durch einen mechanischen Akt total ein anderer. Es ist demnach gar nicht einmal philosophisch gedacht, wenn man die Seelen der Abgestorbenen als solche denkt, die von der Welt, die sie verlassen haben, nichts mehr wissen, oder nichts wissen können oder wollen. Eine solche Vorstellung ist aber auch ganz und gar unbiblisch. Daß die Engel Gottes die Gebete und Seufzer der Menschen kennen und sie vor Gottes Thron bringen, daß sie die Bekehrung der Sünden wissen und sich darüber freuen, das ist unbestritten biblische Lehre. König David sagt einmal: Im Angesichte der Engel will ich dir, o Herr, Lob singen, er denkt sich also die Engel ziemlich in seiner Nähe, und die ganze Christenheit betet diese Worte nach. Wie nun? müßte man da nicht auch sagen, die Engel seien allgegenwärtig und allwissend wie Gott, wie könnten sie sonst das Gebet des Einzelnen im stillen Kämmerlein wissen? Und doch wird man nicht sagen wollen, die Engel seien allwissend. Die Engel sind aber wo Gott ist, und so auch die Heiligen, sie schauen Gott an; sie sehen ihn von Angesicht zu Angesicht. Wer aber Gott anschaut, sieht der im hellen Spiegel der göttlichen Allwissenheit nicht Alles, was die Ehre Gottes, ihre Verherrlichung und die Angelegenheiten seiner noch streitenden Brüder betrifft? Sogar die Geister der Finsterniß haben eine gewisse Kenntniß von den Handlungen und Gesinnungen der Menschen, wie das in mehreren Stellen der h. Schrift versichert wird, und die Heiligen, die vom Lichte der Herrlichkeit Gottes umstrahlt sind, sollen gar keine Kenntniß hiervon haben? In der That, vom Wissen einzelner Dinge in der Welt bis zur Allwissenheit ist doch noch ein ungeheurer Weg! Die Engel und Heiligen Gottes schauen immer das Angesicht Gottes, sie sind also, wo Gott ist; und dennoch wird kein Mensch sagen, daß sie deßwegen allgegenwärtig seien. Die Behauptung also, wir dürfen die Heiligen nicht anrufen, weil sie von uns nichts wissen, oder

nichts wissen können oder nichts wissen wollen, ist ebenso unphilosophisch wie unbiblisch, und entbehrt somit aller Begründung.

Aber, sagt man weiter, wenn auch die Heiligen Etwas von uns wissen, wenn sie uns auch helfen wollen, so ist die Frage, ob sie uns helfen können. Wir antworten: Es kann auch hierüber kein Zweifel sein, daß die Heiligen uns helfen können. Sie konnten es auf Erden, um wie viel mehr im Himmel! Hiefür gibt die h. Schrift zahlreiche Belege. Moses z. B. bat den Herrn, daß er das Volk von den feurigen Schlangen, womit er es züchtigte, befreien möge, und erhielt von Gott, was er begehrte.[1]) Samuel flehte zum Herrn, daß er sein Volk von der Gewalt der Philister errette, und wurde erhört.[2]) Job flehte für seine Freunde um Vergebung ihrer Sünden und Gott erhörte ihn.[3]) So heilte auch Jesus den Gichtbrüchigen um des Glaubens derjenigen willen, die ihn brachten. Wenn nun Gott das Gebet der noch vielen Gebrechen unterworfenen Gerechten erhört, wie viel mehr wird er das Gebet der vollendeten Gerechten erhören? Versichert uns nicht die Schrift: der Herr sei versöhnt worden und habe das dem Volke angedrohte Uebel von ihm abgewendet, als Moses flehte: „Gedenke an Abraham, Isaak und Jakob, deine Diener!“ Sollte er nun den Heiligen im Himmel versagen, was er den Gerechten auf Erden gewährt, von denen Christus versichert, daß sein Vater sie ehre? Mit Recht räth daher die Kirche jedem ihrer Gläubigen mit den Worten Jobs: „Sieh dich nach Einem um, der sich für dich verwendet und wende dich an einen Heiligen;“ „denn, wenn ein Engel für dich reden wird, so wird Gott dessen sich erbarmen.“[4])

Aber, sagt man, sobald man einmal die Heiligen anrufen darf, dann sieht man zuletzt nur mehr den himmlischen Hofstaat; Gott der Herr verschwindet, er tritt ganz

---

[1]) 4. Mos. 21, 7, 8.

[2]) II. Kön. 7, 8, 9.

[3]) Job 42, 8, 9.

[4]) Job 33, 23.

in den Hintergrund, man sieht nichts mehr als lauter Heilige; man hört nur mehr zu den Heiligen rufen; es wird also in Wahrheit das Verdienst Jesu Christi geschmälert, und zuletzt das Vertrauen, das nur Gott gebührt, auf die Heiligen gesetzt. Darum kann man in der katholischen Kirche gar oft alle Heiligen anrufen hören, bis man einmal den Ruf hört: Lieber Gott, hilf mir! Immer hört man: Liebe Frau Maria, hilf! alle andern Heiligen werden in Noth und Angst angerufen; aber selten wird man hören: Lieber Gott, hilf mir! Mein Heiland, hilf mir!

Es ist wahr, es ist Sitte unter uns Katholiken, sehr häufig zu den Heiligen zu rufen, besonders zur seligsten Jungfrau; aber durch diese Anrufung wird der Heiland nicht in den Hintergrund gestellt, sondern erst recht hervorgehoben. Es ist eine höchst seltsame Behauptung, die man in ihrer Anwendung auf irdische Verhältnisse belachen würde, die Behauptung nämlich, daß ein glänzender Hofstaat, ein großes Cortege, die Majestät des Monarchen verdunkle; nein, diese zahlreiche und glänzende Umgebung umgibt die Majestät mit um so größerem Glanze, gleichwie die unzähligen Sterne nicht die Pracht der Sonne schmälern, sondern dieselbe erst recht erhöhen. Die Engel sind Nichts ohne Gott, ebenso auch die Heiligen; so oft daher die Heiligen angerufen werden, so geht die Ehre auf Gott zurück, durch den sie eben sind, was sie sind. Statt daß also durch die Anrufung der Heiligen das Verdienst Christi geschmälert und der Heiland in Schatten gestellt würde: wird gerade dadurch sein Verdienst bei jeder Anrufung eines Heiligen hervorgehoben; denn der Katholik weiß recht gut, daß die Heiligen das, was sie sind und vermögen, nur durch Jesus Christus sind und vermögen. Nur dann wäre die Anrufung der Heiligen eine Beeinträchtigung der Ehre Christi, wenn dieselbe sich auf den Wahn stützte, man brauche Christum nicht, die Heiligen als solche könnten helfen; das wäre purer Götzendienst, ein Dienst, wie etwa der Heroen- oder Halbgötterdienst in heidnischer Zeit; allein von einer derartigen Heiligenverehrung weiß die katholische Kirche Nichts und wenn etwa der-

gleichen je vorgekommen ist oder vorkommen sollte, so ist es Pflicht, das Volk zu belehren, um allen Aberglauben zu verscheuchen; denn es ist ausdrücklicher Befehl des h. Kirchenraths von Trient, daß aller Aberglaube bei Anrufung der Heiligen verbannt werde.*) Man hält uns Katholiken da immer wieder vor, daß ein unendlicher Abstand sei zwischen der Kirchenlehre und der Praxis: daß die Lehre der Kirche erträglich sei und dem Aberglauben zu Leibe zu gehen drohe; allein wer einen Blick auf die Volksreligion werfe, der sehe den krassesten Aberglauben und die Geistlichkeit, statt ihn abzustellen, drücke dabei die Augen zu. Hierauf ist zu bemerken: Alle Mißbräuche lassen sich nicht zugleich mit Stumpf und Stiel ausrotten; daß es solche gebe, daß Aberglaube vorkomme und hie und da auch sogar geduldet oder gar begünstigt werde, wollen wir zugeben; allein hier kommt immer wieder in Betracht, daß der Mißbrauch nicht die Lehre der Kirche ist und auch von der Kirche als solcher nicht geduldet ist; ferner: und das ist eine Hauptsache — kommt noch in Betracht, daß Manches, namentlich im Punkte der Heiligenverehrung und Anrufung, als Aberglaube verdächtigt oder ausgeschrien wird, was kein Aberglaube ist. Wer die katholische Religion kennen lernen will, der suche sie in den Beschlüssen der Kirche, nicht aber in den Uebungen einfältiger oder abergläubischer Menschen, die es zu allen Zeiten mehr oder minder gegeben hat und immer geben wird. Wo es Mißbräuche gibt, gibt es auch noch einen rechten Brauch, gleich wie der Schatten ohne Licht nicht denkbar ist. Als der berühmte Staatsrechtslehrer v. Haller katholisch werden wollte, machte ihn Jemand auf die Mißbräuche der katholischen Kirche aufmerksam. Ach Gott, rief er aus, weil es doch noch Mißbräuche gibt! So viel geht aus dem Gesagten hervor: Wer die Heiligen anruft, darf nicht befürchten, daß er auf Kosten der Ehre und Majestät des himmlischen Königs seinem Hofstaat eine mehr als gebührende Ehre erweise. Wer diejenigen ehrt, die Gott selber in Ehren hält, der ehrt im letzten Grunde eigentlich nur Gott und Christum selber.

---

*) Sess. 25.

Aber — so wird nun weiter gegen die Anrufung der Heiligen eingewendet — ist denn das auch noch recht, daß man den Heiligen Kirchen baut, und ihnen zu Ehren Messe liest? Das heißt ja doch ganz gewiß ihnen göttliche Ehre erweisen; es ist also förmlicher Götzendienst, den die katholische Kirche da treibt! Dieser Einwurf ist nicht neu; schon der Manichäer Faustus hat der katholischen Kirche diesen Vorwurf gemacht, aber er hat auch an St. Augustin den Mann gefunden, der ihm die nöthige Aufklärung nicht schuldig blieb. „Das christliche Volk," sagt er, „begeht die Gedächtnißtage der Martyrer mit andachts„voller Feierlichkeit. Wir ehren die Martyrer mit jener Ver„ehrung und Verbrüderung, mit welcher in diesem Leben heilige „Männer Gottes verehrt werden. Mit jener höchsten Ehre, die „eine der Gottheit allein gebührende Dienstbezeugung ist, darf nach „unserer Lehre Niemand, als nur Gott selbst verehrt werden. Wir „weihen unsern heiligen Martyrern keine Tempel und Altäre und „bringen ihnen kein Opfer dar; das sei ferne! Gott nur wird ge„leistet, Gott allein wird dargebracht, was an ihren Gedächtniß„tagen geschieht. — Wann habt ihr je gehört: ich opfere dir, „heiliger Petrus! heiliger Paulus! Niemals; denn das ist nicht „erlaubt. Und wenn dir Jemand sagt: erzeigst du nicht dem Petrus „einen religiösen Dienst? so antworte ihm: ich verehre nicht den „Petrus, sondern denjenigen, welchen auch Petrus verehrt." Der h. Augustin hat in seinem großen Werke „von der Stadt Gottes" ein besonderes Kapitel, das überschrieben ist: „Von der Art der Verehrung, welche die Christen den Martyrern erweisen." Er zeigt darin, daß wir die Heiligen nicht ehren und anbeten, wie ehedem die Heiden ihre falschen Götter angebetet, weil wir sie für keine Götter halten. Seine Worte sind: „Wir bauen diesen Martyrern „keine Kirchen, noch setzen wir ihretwegen Priesterthum und Opfer, „weil nicht sie, sondern ihr Gott unser Gott ist. Wir ehren frei„lich das Andenken an sie als heilige Männer Gottes, die bis zum „Tode ihrer Leiber für die Wahrheit gestritten haben. Wer aus „den Rechtgläubigen hat aber jemals gehört, daß ein Priester, „wenn er am Altare steht, der zur Ehre Gottes über dem Leibe

„des h. Martyrers errichtet ist, in dem Gebet spreche: Ich opfere „dir, o Petrus, o Paulus, o Cyprian dieses Opfer! Dieses wird „bei ihrer Gedächtnißfeier aufgeopfert Gott dem Herrn, welcher sie „zu Menschen und Martyrern gemacht und seinen h. Engeln mit „himmlischer Ehre zugesellt hat . . . . Wir verehren sodann unsere „Martyrer weder mit göttlichen Ehren, noch mit menschlichen Lastern, „wie die Heiden ihre Götter verehren. Ferne sei es, daß die „Heiden ihre Götter, obwohl sie sie für Götter halten, mit unsern „Martyrern vergleichen. Sie haben ihren Göttern Tempel erbaut, „Altäre errichtet, Priester hingesetzt und Opfer dargebracht. Wir „aber erbauen unsern Martyrern keine Kirchen als Göttern, sondern „wir errichten ihnen als verstorbenen Menschen, deren Geister bei „Gott leben, Denkmäler; wir richten auch allda keine Altäre auf, „auf welchen wir den Martyrern opfern, sondern wir entrichten „das Opfer dem einigen, unserm und der Martyrer Gott, bei „welchem Opfer sie als Menschen Gottes, welche die Welt in seinem „Bekenntnisse überwunden haben, an ihrer Stelle und nach der „Reihe genannt, doch nicht von dem Priester, der da opfert, ange„rufen werden; denn er opfert Gott und nicht ihnen, obwohl er „opfert zu ihrem Gedächtnisse, weil er nicht ihr, sondern ein Prie„ster Gottes ist."*) So weit der h. Augustinus, und jetzt wird es gewiß klar sein, welchen Sinn es hat, wenn es heißt: Hier wird zu Ehren Unserer Lieben Frau ein Dom erbaut, hier eine Kirche zu Ehren des h. Michael; oder: Es wird eine Messe gelesen zu Ehren des h. Florian und Sebastian u. s. w. Nicht der seligsten Jungfrau wird eine Kirche gebaut und nicht dem h. Florian und Sebastian wird das Opfer dargebracht. Gott allein werden Tempel erbaut, Gott allein wird geopfert; aber indem man Kirchen baut auf den Namen eines Heiligen und bei dem h. Meßopfer der Heiligen G e d ä c h t n i ß feiert: wird Gott in seinen H e i l i g e n geehrt, und das ist das Ziel und Ende gewesen, warum schon in urchristlicher Zeit den Heiligen zu Ehre Kirchen erbaut wurden und das h. Opfer über den Gräbern der Martyrer entrichtet wurde.

---

*) Lib. 22 de civit. Dei c. 10.

Es ist das gerade, als wenn man zu Ehren eines Heiligen einen Psalm oder das Vaterunser betet. Psalmen singt man nur Gott und das Vaterunser sagt selber schon, an wen es gerichtet ist; was soll es nun für einen Sinn haben, wenn ich sage: Ein Vaterunser zu Ehren Unserer Lieben Frau oder zu Ehren des h. Michael? So zu beten ist Sitte in der ganzen katholischen Christenheit. Heißt das nun nicht zu einem Heiligen mit einem Gebete rufen, das nur an Gott allein gerichtet werden kann? Nein, wir reden ja den Heiligen nicht selber an, sondern Gott den Herrn, an den das Gebet wirklich gerichtet ist; dieses Gebet aber übergeben wir gleichsam dem Heiligen, auf daß er solches Gott dem Herrn vortrage und durch seine Fürbitte erlange, was wir wünschen, gleichwie etwa ein Bittsteller seine Bittschrift einer einflußreichen Person übergibt, damit sie selber dem Könige sie überreiche und desto eher ihm zu seinem Wunsche verhelfe. Die Bittschrift ist an den König gerichtet, der Günstling aber überreicht sie. Und so beten wir mit dem Vaterunser direkt zu Gott; beten wir aber ein Vaterunser zu Ehren eines Heiligen, so legen wir unsere Bittschrift dem Heiligen in die Hand, daß er sie überreichen möge.

Man mag also die Heiligenverehrung und Anrufung wie immer angreifen: so wie die katholische Kirche sie erlaubt, ist sie erhaben über alle Angriffe. Ehre wem Ehre gebührt! Ehre insbesondere denen, die Gott selber ehrt! Wer die Heiligen ehrt, ehrt Gott selber. Die göttliche Majestät strahlt, umgeben von dem zahllosen Cortege der Engel und Heiligen, in um so größerem Glanze. Das sind die Grundsätze, die der Heiligenverehrung zu Grunde liegen.

Wäre die Heiligenverehrung eine Gottesverunehrung, dann wäre das Fest Allerheiligen eine feierliche Verunehrung Gottes; nie im Jahre würde der König des Himmels so in den Hintergrund gedrängt, als gerade am heutigen Tage; denn an den einzelnen Tagen kommt nur ein einzelner Heiliger zum Vorschein; heute aber stehen die Millionen und Millionen Heiligen Gottes vor dem Auge unsers Geistes mit all ihren Verdiensten und ihrer Herrlichkeit! Wer wird da noch auf Gott schauen, im Hinblicke

auf diese Millionen? Allein diese Millionen erbleichen, wie die Sterne vor der unendlichen Geistersonne, die Millionen wären Nichts ohne Gott, sie sind Planeten, die ihr Licht nur von der Sonne empfangen, und darum tritt, statt verdunkelt zu werden, die göttliche Majestät, umgeben von allen Heiligen, erst so recht in ihrer ganzen unaussprechlichen Herrlichkeit hervor. Darum laßt uns Gott loben und preisen heute in seinen Heiligen, und indem wir mit der Kirche heute die Allerheiligenlitanei beten und zuletzt rufen: Alle Heiligen Gottes, bittet für uns! wenden sich unsere und ihre Blicke auf den, der die Bitten erhört, von dem allein alle Hülfe kommt! Vor ihm liegt heute die triumphirende Kirche mit der streitenden, vereinigt sind die Bitten des Himmels und der Erde zu dem einen allmächtigen Gott und Herrn, und so ist das Allerheiligenfest ein Fest der großartigsten Anbetung und Verherrlichung Gottes, wie sie je im Verlaufe des Kirchenjahres Statt hat. Und so loben denn Himmel und Erde heute den, der da ist und war und sein wird, und die Heiligen des Himmels mögen ihre Gebete wie Weihrauch vor dem Throne des Allerhöchsten aufsteigen lassen, auf daß wir den Herrn in seinen Heiligen würdig loben und preisen mögen. Amen.

Predigt
auf den Allerseelentag.

Text: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden befreit werden." — II. Macch. 12, 46.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Gestern haben wir die Heiligen angerufen, heute beten wir für die Verstorbenen! Seit gestern Nachmittag strömen Schaaren von Christen, katholische und nichtkatholische, auf den Friedhof hinaus. Was wollen sie draußen? Ist es die gleiche Absicht, die uns hinausführt? Nein, die Absicht ist eine sehr verschiedene. Die Unkatholischen gehen hinaus, um ihrer verstorbenen Eltern, Verwandten, Wohlthäter und Freunde in Liebe und Dankbarkeit zu gedenken; dabei hat es sein Verbleiben; wir aber gehen hinaus, um dieses und noch viel mehr zu thun. Wir gehen hinaus, um für die Verstorbenen zu beten, wir geben Almosen, damit es den Verstorbenen zugute komme, wir beichten und kommunizìren und suchen den vollkommenen Ablaß zu gewinnen, um ihn den Verstorbenen zuwenden zu können; ja, wir haben eine eigene Solennität, das Allerseelenfest nämlich, das heute gefeiert wird, an welchem wir uns beim h. Opfer einfinden, das heute für alle Verstorbenen dargebracht wird. Ueberdieß werden alle Tage im Jahre Messen für die Verstorbenen gelesen, und so unterscheidet sich denn

das Andenken, das wir Katholische den Verstorbenen widmen, insbesondere seit gestern und heute und in der Seelenoktav, wesentlich von dem, was die Unkatholischen am gestrigen und heutigen Tage thun.

Woher nun dieser Unterschied auch am heutigen Tage, der zwar nicht äußerlich so grell zu Tage tritt, wie der wegen der Heiligenverehrung, aber im Innern eben so tief geht wie jener? Dieß kommt daher, Geliebte, weil die Unkatholischen nicht glauben, daß es einen Reinigungsort, ein Fegfeuer gibt. Sie meinen, der Mensch komme nach seinem Tode entweder gleich in den Himmel oder gleich in die Hölle, also brauche man nicht für ihn zu beten, noch weniger zu opfern oder ein Almosen zu entrichten. Das Alles, sagen sie, ist purer Aberglaube und Menschenerfindung und in die Kirche Gottes erst später eingeschwärzt worden. Dieser Anschauung gegenüber ist freilich unbegreiflich, wie die Unkatholischen bei Begräbnissen am Grabe ein Vaterunser beten können; man weiß nicht, wem das Vaterunser eigentlich zugute kommen solle; allein, Geliebte, ihr müßt wissen, daß von Anfang an wie in vielen andern Glaubensartikeln, so auch in diesem keine Sicherheit, keine Festigkeit der Ueberzeugung bei ihnen vorhanden war. Anfangs war der Wittenberger Reformator ganz für das Fegfeuer und seine Aeußerungen sind ganz katholisch. So z. B. sagt er einmal: „Vom Fegfeuer sol man fest glauben, und ich weiß, daß die armen Seelen unsegliche Peinen leiden, und man inen zu helfen schüldig mit Beten, Fasten, Almosen und was man vermag. Uns ist nicht mehr befohlen, den inen zu helffen.“ *) An einem andern Orte sagt er: „Ich, der ich festiglich glaube, ja, ich darf sagen, der ich weiß, daß ein Fegfeuer sei, lasse mich leicht davon überreden, es geschehe davon Meldung in der Schrift; ich nehme auch jenes an 2. Macch. 12. Ein heiliger und heilsamer Gedanke ist es, daß man für die Abgestorbenen bete, ich weiß nichts von dem Fegfeuer, als daß die Seelen allda leiden, denen man helfen soll mit unsern Werken und Gebeten. Ich bekenne mit ihnen (mit

*) Tom. I. Jen. 168 im Unterrichte auf etliche Artikel.

den h. Vätern) das Fegfeuer. Es ist genug, daß wir wissen, daß die Seelen im Fegfeuer leiden und daß wir ihnen zu Hülfe kommen sollten." *) An einem dritten Orte äußert sich derselbe also: „Ich bin versichert, daß ein Fegfeuer sei. Es ficht mich auch nicht viel an, was die Ketzer faseln, da schon tausend und mehr als hundert Jahre verflossen sind, daß der selige Augustin im neunten Buch seiner Bekenntnisse für seinen Vater und seine Mutter betet und das Gebet begehrt. Und eben dieselbe heilige Mutter St. Augustins hat bei ihrem Sterben gewünscht, wie er allda schreibt, daß man ihrer bei dem Altare des Herrn gedenken solle. Er erzählt auch, daß dasselbe von St. Ambrosius geschehen sei." Und nun setzt er noch die merkwürdigen Worte bei: „Wenn auch zur Zeit der Apostel kein Fegfeuer gewesen wäre, wie der hoffärtige Picarder (so hieß eine Sekte des 15. Jahrhunderts) will, muß man deßwegen einem Ketzer glauben, der kaum 50 Jahre alt geworden, und soll man deßwegen sagen, man habe so viele hundert Jahre lang falsch geglaubt, zumal er nichts anders thut, als daß er sagt, ich glaube es nicht?" **)

So hat dieser Mann früher geschrieben; später aber Alles widerrufen, und auf das Fegfeuer und Alles, was damit in Verbindung steht, in seiner bekannten Manier losgeschlagen. Weder das Fegfeuer noch das Gebet für die Verstorbenen habe den mindesten Grund für sich, erklärte er, und seitdem ist es außerhalb der katholischen Kirche ausgemachte Sache, daß das Fegfeuer eine pure Erfindung und Einfältigkeit sei. Fragen wir nun: Was hat man denn gegen die katholische Lehre vom Fegfeuer einzuwenden? dann wird uns gesagt:

> In der h. Schrift stehe nichts von einem Fegfeuer, in derselben werde die Existenz eines Fegfeuers vielseitig in Abrede gestellt.

Wir wollen nun heute sehen, wie unbegründet diese Einwendung ist. Ich beginne u. s. w.

---

*) Tom. 1 lat. Jen. 269 a. u. b. 271 b. 276 in der Disputation zu Leipzig.
**) Tom. I. Jen. lat. 90.

Wir Katholiken berufen uns zum Beweise der Existenz des Fegfeuers immer auf die Stelle, die ich zum Vorspruch genommen habe, wo es nämlich heißt: Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden. Was wendet man nun von der Gegenseite gegen diesen Beruf ein? Man fühlt zu sehr das Gewicht des Beweises, das darin liegt, indem nicht bloß gebetet, sondern auch geopfert wurde für die Gefallenen, so daß man sich nicht anders helfen konnte, als zu sagen: Die Bücher der Macchabäer gehören nicht zur h. Schrift; in der h. Schrift also steht Nichts vom Gebete für die Verstorbenen. Was haben wir nun von dieser Einwendung zu halten, die heute noch von den Gegnern des Fegfeuers uns entgegengehalten wird?

Fürs Erste sagen wir: Es ist sehr bequem, ein ganzes Buch aus dem Verzeichnisse der h. Schrift zu streichen, wenn man an seinem Inhalte Anstoß findet. Der Stifter der Kirchenspaltung ist in dieser Beziehung freilich mit dem besten Beispiel vorangegangen; er behauptete nämlich, der Glaube allein mache selig ohne die Werke, da hielt man ihm den Brief des h. Jakobus entgegen, in dem es ausdrücklich heißt, daß der Glaube ohne Werke todt sei. Das war nun sehr unangenehm, und fiel lästig. Die Wahrheit wollte man nicht annehmen, und deßhalb wurde dem Apostel die Schuld aufgehalset, daß er die neue Rechtfertigungslehre nicht kannte und vertheidigte, und sein Brief wurde deßwegen eine „strohberne Epistel" gescholten. Aus dem Verzeichnisse der h. Schriften diese unangenehme Epistel zu streichen, wurde doch nicht gewagt; allein durfte der Vater der neuen Lehre einmal ein Werk eines Apostels strohern nennen, dann bedürfte es nur noch eines Schrittes, um ein mißbeliebiges Buch geradezu für unächt und unterschoben zu erklären und es so aus dem Verzeichnisse der h. Schriften hinauszuwerfen. Das wurde nun zum erstenmale mit den Büchern der Macchabäer versucht, und zwar hauptsächlich deßhalb, weil das Gebet und Opfer für die Verstorbenen als nützlich darin erklärt wird; nun wollte man aber das Fegfeuer um jeden Preis wegbringen; „denn," sagte der Wittenberger Reformator, „das

Papstthum und ganze Priesterthum ist auf das Fegfeuer gebaut,"*) folglich mußte das Fegfeuer fort. Man erklärte also, das Buch der Macchabäer gehöre nicht zur h. Schrift, und glaubte, mit dieser Behauptung um so leichteres Spiel zu haben, weil einzelne Kirchenväter wirklich schwankend sich aussprechen; allein es frägt sich erst noch, ob sie das Verzeichniß der h. Schriften des alten Bundes, wie es bei den Juden angenommen war, im Auge hatten, oder wie in der christlichen Kirche; und da sie über einzelne Bücher abweichen, müßte erst bestimmt werden, welcher Kirchenvater den Ausschlag geben soll. Man muß hier immer im Auge haben, was im Allgemeinen, was im Ganzen die Ueberzeugung der ersten Jahrhunderte war, und da findet sich denn, daß neben diesen zweifelnden Aeußerungen einzelner Väter eine kirchliche Gewohnheit bestand, die sich entschieden dafür ausspricht, daß diese in der Theorie angezweifelten Bücher, die man kanonische Bücher zweiten Ranges (deuterokanonische) nennt, in den ersten vier Jahrhunderten der christlichen Kirche fortwährend als ächte Theile der h. Schrift betrachtet wurden. Dieser kirchlichen Observanz geben auch dieselben Väter Zeugniß, die theoretisch manche Bücher für unächt erklären, indem sie in ihren Werken diese jüngern Bücher gerade so als Theile der h. Schrift benützen und charakterisiren wie die ältern. So z. B. sagt der h. Hieronymus, daß das Buch der Weisheit und des Sohnes Sirachs, das Buch Judith und Tobias nicht zu den h. Schriften gehören, und auch die Bücher der Macchabäer rechnet er zu den nichtkanonischen. Diesen Grundsatz spricht er aber so aus, daß man sieht, er hat noch immer eine entgegengesetzte Observanz der Kirche vor sich, welche diese Bücher für kanonisch, für heilige Bücher hält. Er selber bringt deßhalb, diesem kirchlichen Brauche huldigend, zahlreiche Stellen aus diesen von ihm theoretisch für nicht kanonisch erklärten Bücher, und während er seine einzelne Stimme gegen das kanonische Ansehen jener Bücher erhob, wurde

*) Tom I. Jen. 392.

die bisherige Observanz der Kirche in sehr vielen Provinzialkonzilien formell zur bindenden Norm gemacht, namentlich in den afrikanischen Versammlungen von Hippo (393) und Karthago (397 und 419). Auf diesem letzten Concilium wurden die frühern afrikanischen Beschlüsse über das Verzeichniß der h. Schriften (Canon) in Gegenwart von 217 Bischöfen vorgelesen, neuerdings bestätigt, und dann beigefügt: „Dieses soll auch unserm Mitbruder Bonifazius und andern Bischöfen dieser Gegenden behufs der Bestätigung des Verzeichnisses der h. Schriften bekannt werden, weil wir von den Vätern jene Schriften zum Lesen in der Kirche überkommen haben.“*)

Diese Beschlüsse erhielten später allgemeine Sanktion durch päpstliche Breven und durch das zweite trullanische Concilium im Jahre 692. Auch ein Blick auf die getrennten Kirchen des Orients beweist, wie sehr es von jeher als h. Satzung der Kirche galt, in dem Verzeichnisse der h. Schriften des alten Bundes auch jene angestrittenen Bücher mitzubegreifen. Da indessen immer jene Ansichten des h. Hieronymus mit den Exemplaren der h. Schrift (Vulgata) mit abgeschrieben zu werden pflegten, so fehlt es allerdings auch im Mittelalter nicht an einzelnen Stimmen, welche die genannten Bücher hinsichtlich des kanonischen Ansehens den früheren wenigstens nachsetzen; jedoch spricht sich durch die Anwendung dieser Bücher im Meßbuch, im Brevier, so wie durch zahlreiche Commentare über dieselben und durch unzählige Citationen in theologischen Werken die Ueberzeugung der mittelalterlichen Kirche hinsichtlich ihrer Canonicität hinlänglich aus, und wenn der Kirchenrath von Trient diese Bücher für kanonisch erklärt, so bestätigt er nur die wohlbegründete, wenn auch dann und wann von Einzelnen nicht klar festgehaltene Ansicht von 15 christlichen Jahrhunderten.

Also all dieses hartnäckige Vorgeben von Seiten der Gegner der katholischen Kirche, daß das zweite Buch der Machabäer für das Fegfeuer nichts beweise, weil diese Bücher nicht kanonisch seien, ist nicht weit her; man wollte eben das Fegfeuer nicht mehr, und

---

*) Mansi concil. t. III.

darum mußte man das Buch der Machabäer aus dem Verzeichnisse der h. Schriften herausreißen. Also diese erste Einwendung gegen das Fegfeuer ist durchaus ungegründet und trägt den Stempel der Absichtlichkeit nur zu deutlich an der Stirne.

Eine weitere Einwendung gibt den Gegnern folgender Bibeltext an die Hand: „Wenn der Baum fällt nach Süden oder Norden, so bleibt er auf dem Orte, wo er gefallen ist, liegen.“ *) Diesen Text haben die Gegner der katholischen Kirche alle Augenblicke im Munde, und sie meinen, gegen diesen könne das Fegfeuer nicht aufkommen. Da sieht man es ja deutlich, sagen sie, daß es nur einen Himmel und eine Hölle gibt, aber keinen Mittelort. Wer gut stirbt, kommt also in den Himmel, und wer schlecht stirbt, in die Hölle. Allein dieser Text beweist gar nichts gegen das Fegfeuer. Will man unter dem Baum den Menschen verstehen, unter dem Fallen das Sterben, unter Mittag den Stand der Gnade und unter Mitternacht den Stand der Ungnade, so ist der Sinn dieses Textes kein anderer als dieser: Wenn der Mensch im Stande der Gnade oder Ungnade stirbt, so bleibt er in diesem Stand. Dieß ist ganz wahr, er beweiset aber Nichts gegen das Fegfeuer; denn jene Menschen, die in das Fegfeuer kommen, sind auch im Stande der Gnade und bleiben in demselben, obwohl sie noch leiden müssen. Will man aber diese Stellen so verstehen, daß sie von zwei Ewigkeiten reden, von einer glückseligen und unglückseligen, so haben wir wieder nichts dagegen; denn auch wir lehren dasselbe; allein gegen das Fegfeuer beweist dann dieser Text wieder Nichts. Aus dem ganzen Text läßt sich also eigentlich nur so viel herausbringen, daß von einem Mittelorte in demselben nicht geredet wird; aber ausgeschlossen ist er deßhalb auch nicht. So wenig ein Baum gerade gegen Mittag oder Mitternacht fallen muß, indem es auch noch andere Weltgegenden gibt, obwohl sonst keine genannt ist, eben so wenig gibt es deßwegen, wenn vom Fegfeuer nichts gesagt wird, bloß einen Himmel und eine Hölle. Gesagt ist nur, daß wer im Stande der Gnade oder

---

*) Ekkl. 11, 3.

Ungnade stirbt, auch darin verbleibt; mehr ist nicht gesagt, also ist auch gegen das Fegfeuer damit nichts bewiesen. Dasselbe gilt von ähnlichen Stellen, die man gegen das Fegfeuer geltend machen will, z. B.: „Diese werden eingehen in die ewige Pein, die Ge„rechten aber in das ewige Leben.“ „Wer glaubt und getauft ist, „wird selig, wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Auch diese Texte sprechen von einer glückseligen oder unglückseligen Ewigkeit, beweisen also Nichts gegen das Fegfeuer. Wenn in allen diesen Stellen, wo von Himmel und Hölle allein die Rede ist, überhaupt gesagt wäre, daß es keinen dritten Ort jenseits mehr gebe, dann müßte man auch die Vorhölle läugnen. Nun wissen wir aber mit Bestimmtheit, daß es einen dritten Ort noch gebe, der der Schooß Abrahams heißt. Dieß ist weder der Himmel, noch die Hölle, noch ein anderer Ort. Waren die Seelen der Altväter, zu denen der Heiland hinunterstieg, weder im Himmel noch in der Hölle, sondern an einem dritten Ort? Wo war denn, fragen wir weiter, die Seele des Sohnes der Wittwe von Sarepta, den der Prophet Elias vom Tode erweckte? Wo denn die Seele der Tochter des Jairus? Wo die Seele des Sohnes der Wittwe zu Naim? Wo denn die Seele des Lazarus, die alle von Christus zum Leben erweckt wurden? Wo denn die Seelen derer, die bei der Auferstehung Christi auch auferstanden und ihre Verwandten besuchten? In der Hölle können diese Seelen nicht gewesen sein; denn aus der Hölle gibt es keine Erlösung. In dem Himmel waren sie auch nicht; denn der Himmel war bis zur Auffahrt des Herrn geschlossen, und wenn diese Seelen wirklich schon im Himmel gewesen wären, so wäre ja die Zurückrufung derselben aus dem Himmel durch die Auferweckung des Leibes keine Wohlthat gewesen. Wo waren sie nun? Man kann freilich nicht sagen, daß sie alle im Fegfeuer waren; aber an einem dritten Orte, der nicht Himmel und nicht Hölle ist, waren sie jedenfalls. Wir dürfen demnach also schließen: So wenig durch solche Stellen, wo bloß von Himmel und Hölle die Rede ist, die Existenz eines dritten Ortes, den wir Vorhölle nennen, ausgeschlossen wird,

eben so wenig wird durch sie die Existenz eines Fegfeuers ausgeschlossen. Sie beweisen also Nichts gegen dieses.

Die Gegner bringen nun noch einige Beispiele aus der h. Schrift, die uns zur Einsicht bringen wollten, daß es kein Fegfeuer gebe. Es ist hier insbesondere der rechte Schächer, auf den sie sich beziehen. Dieser Mensch, sagen sie, war ein Mörder. Er hatte also ohne Zweifel viele Todsünden auf sich. Diese wurden ihm vom sterbenden Heiland vergeben; aber sicherlich blieben ihm noch viele zeitliche Strafen übrig, die er in dem Fegfeuer abzubüßen gehabt hätte, wenn es eines gäbe. Gewiß hätte da der Heiland gesagt: Heute wirst du ins Fegfeuer kommen; allein das sagt er nicht, ein Beweis, daß es kein Fegfeuer gibt; sondern er sagt: Heute wirst du im Paradiese sein. Es werden demnach beim Tode alle Sünden und alle Strafen vergeben, so daß der Mensch von Stund auf gegen Himmel fährt, oder es wird ihm gar nichts vergeben, und dann fährt er eben zur Hölle. Hierauf entgegnen wir: Der rechte Schächer und seine Aufnahme ins Paradies, d. h. in der Vorhölle läßt sich durchaus nicht als Norm und Regel annehmen. Wer in einer Lage sich befindet wie dieser Missethäter, wer einen solchen Glauben und solche Hoffnung hat, daß er in seinem Mitgekreuzigten, den er wegen derselben Strafe auch für einen ihm ähnlichen Verbrecher zu halten befugt war, den Sohn Gottes erkennt, der vom schmählichen Kreuzgalgen hinweg in sein Reich geht, den Herrn, um dessen Andenken er bittet, wenn er in sein Reich gekommen sein werde: der kann hoffen, daß er obendrein noch fast bespritzt von dem Versöhnungsblute des Heilandes Erlassung aller Schuld und Strafe im letzten Augenblicke erlangen werde; aber in diesem Falle war eben nur dieser rechte Schächer, und deßhalb wird er gleich ins Paradies aufgenommen; aber wer wird diesen besondern Fall zur Norm, zur Regel machen, wer wird behaupten wollen, Jeder werde bei seinem Tode von aller Schuld und aller Strafe befreit werden, und von Stund auf gen Himmel fahren? Gewiß hat es Solche gegeben und gibt es noch, die wie der rechte Schächer von Stund auf gen Himmel fahren; allein beweist dieß etwas gegen

das Fegfeuer? Darf man so schließen: Der rechte Schächer ist nicht in das Fegfeuer gekommen, also — gibt es kein Fegfeuer. Könnte man nicht gerade so gut schließen: Der rechte Schächer ist nicht getauft, also gibt es keine Taufe, und die Taufe ist zur Seligkeit nicht nothwendig? Christus der Herr ließ dem Schächer die Sünden nach und versprach ihm das Paradies, ohne von der Taufe ein Wort zu melden; folgt deßwegen, daß alle Menschen ohne Taufe selig werden, oder daß es gar keine Taufe gibt und geben könne? Gewiß nicht. Nun ebenso wenig folgt daraus, daß Christus keine Meldung vom Fegfener gethan, sondern den Schächer sogleich ins Paradies aufnahm, daß es gar kein Fegfeuer gebe. Und wie es hier mit dem Schächer ist, so verhält es sich mit dem armen Lazarus, der auch noch gegen das Fegfeuer Zeugniß geben soll. Wir lesen freilich nicht, daß er nach seinem Tode ins Fegfeuer kam, sondern sogleich in Abrahams Schooß; daraus folgt aber wieder nicht, daß es kein Fegfeuer gebe und daß alle Menschen sogleich entweder in den Himmel oder in die Hölle kommen; sondern nur das folgt, daß allerdings einige Menschen sogleich nach dem Tode in den Himmel kommen können, aber nicht alle. Lazarus hat durch seine heldenmüthige Geduld vollkommen Alles abgebüßt, was er der göttlichen Gerechtigkeit schuldig war; er hat sein Fegfeuer auf dieser Welt schon gehabt, und darum kam er sogleich in Abrahams Schooß. Solche gibts noch, aber Regel ist das nicht. Also auch diese beiden Beispiele beweisen Nichts gegen das Fegfeuer.

Und so habe ich denn jetzt die namhaftesten Einwendungen, die man aus der h. Schrift gegen die Lehre vom Fegfeuer macht, in ihrer Nichtigkeit hingestellt. Ich könnte nun noch nur einen Schritt weiter gehen und sagen: die heilige Schrift enthält nicht nur nichts, was die katholische Lehre vom Fegfeuer umstoßen könnte, sondern sie enthält solche Stellen, die ausdrücklich für die Existenz des Reinigungsortes sprechen und die zu allen Zeiten von den h. Vätern und andern Auslegern in diesem Sinne gedeutet worden sind. Gesetzt nun aber auch, die h. Schrift enthielte nichts Sicheres von der ganzen Lehre, dürften wir sie deshalb verwerfen? Nein, sondern es gälte hier, was der h. Augustin in Bezug auf den

Ablaß sagt: „Obschon man in dieser Sache ein bestimmtes Beispiel aus der h. Schrift nicht aufweisen kann, so hält man doch auch in dieser Sache die Wahrheit ebenderselben Schrift fest, wenn wir das thun, was der allgemeinen Kirche gefallen hat; denn die ist es, welche durch das Ansehen der Schrift selber anbefohlen wird, auf daß, weil die heilige Schrift nicht betrügen kann, ein Jeder, der sich in dieser dunklen Frage betrogen zu werden fürchtet, eben diese Kirche, auf welche die heilige Schrift ohne allen Zweifel hinweist, in dieser Sache um Rath frage."*) Ich will jedoch nicht weiter bei dieser ohnehin jetzt ganz klaren und sichern Thatsache verweilen; noch weniger will ich darauf eingehen, die ganz falsche Behauptung des Wittenberger Reformators zu widerlegen, wenn er sagt: „Gregorius ist allein der Anfang und Stifter gewesen der vielen Lügen vom Fegfeuer und der Opfermessen für die Todten, und ist von diesem Exempel Gregorii in die ganze Welt kommen der große Gräuel der vielen unzähligen Opfermessen für die Todten."**)

Es ist jetzt selbst von den besten außerkirchlichen Theologen zugestanden, daß schon in den allerersten Zeiten des Christenthums bei der Feier der h. Messe für die Gestorbenen gebetet wurde.***) Man kann deßhalb nur mitleidig lächeln, wenn ein Mensch, der die Kirche Gottes zu reformiren und den Glauben der ersten drei Jahrhunderte wieder herzustellen sich anheischig machte, durch seine Aeußerungen zu erkennen gibt, daß er gar nicht gewußt hat, daß die ersten Jahrhunderte schon für die Verstorbenen gebetet und das h. Opfer dargebracht wurde. So mußte sich die arme Christenheit um ihren Glauben bringen lassen!

Ich will nur noch erwähnen, wie in unsern Tagen auch diese Lehre vom Fegfeuer von einem protestantischen Pastor in Meklenburg, der deßhalb auch suspendirt wurde, in seiner Schrift: „Unser Zustand vom Tode bis zur Auferstehung" glänzend gerechtfertigt

---

*) Lib. 1 contra Cres. c. 33.

**) Tom. 11. Witt. p. 186 b. in der Auslegung von C. 42 Genesis.

***) Thiersch, Vorlesungen über Kath. und Prot., S. 186.

wurde. Dieser Mann kam — denn der liebe Gott hat allerhand Mittel und Wege, um die Wahrheit zu führen — durch eine Liebhaberei, durch seine Studien über die Fabeln und Mythen der alten Völker, namentlich über die altnordische Edda, zum Glauben an die Lehre vom Fegfeuer. Er suchte umsonst, sagt er, in dem Lehrbegriff der protestantischen Parteien; Alles, was die Sagen der Völker ihm von der „Unterwelt" andeuteten und was die Bibel ihm davon sagte, das Alles fand er als Dogma in der katholischen Kirche vor und im Tridentinum. Wir sehen, sagt er, daß bei uns nur noch eine abstrakte, subjektive, willkürliche Auffassung des großen Reiches Gottes, der heiligen Kirche, wie unter der Erde so auf und endlich über der Erde geblieben ist, wo eine solche überhaupt noch geblieben ist. Die Lehre von der Unterwelt hat man mit Stumpf und Stiel in schnöder Weise ausgerottet, um dafür unter dem Rufe: Freiheit! Freiheit! dem gläubigen Volke wahrhaftig mit der absoluten Hölle auf den Nacken zu rücken.

Wo solche Zeugen und Anwälte für die katholische Lehre vom Fegfeuer auftreten, da können wir füglich uns der Mühe überheben, weitere Beweise für die klare Wahrheit beizubringen; ich schließe darum mit den Worten: Es gibt ein Fegfeuer und die Seelen müssen dort für die ihnen noch anklebenden Mängel große Pein leiden. Darum beten wir für sie und suchen ihnen zu helfen, wie wir können. Amen.

Eine andere Predigt

auf das Allerseelenfest.

Text: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden befreit werden.“ II. Mach.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Da schon die Vernunft uns einsehen läßt, daß nichts Unreines und Unvollkommenes neben dem Reinsten und Vollkommensten bestehen kann und hienieden alles einer stufenweisen Läuterung bedarf, da wohl nur wenige Menschen, auch wenn sie sich sonst bemühten auf dem Wege der Heiligkeit und der Unschuld unsträflich zu wandeln, ganz ohne sittliche Mängel, Fehler und Gebrechen bei ihrem Tode gewesen sein möchten, da der h. Apostel Paulus selbst in seinem ersten Briefe an die Korinther viele unserer Werke mit Gold, Silber und Edelsteinen, aber auch mit Holz, Heu und Stoppeln vergleicht, die am Tage des Gerichtes gleich nach jedes Menschen Tode offenbar würden, welche Offenbarung durchs Feuer geschehe, da endlich unser göttliche Heiland ausdrücklich lehrt, daß es Sünden gebe, die weder hier noch jenseits vergeben würden, daß es folglich, weil im Himmel und in der Hölle eine solche Vergebung nicht möglich ist, einen Mittelort geben müsse, wo diese Vergebung durch eine Reinigung der Seele erlangt werden könne: so hat die heilige katholische Kirche schon von den Apostelzeiten an den gottseligen Gebrauch eingeführt, für die Seelen der Abgestorbenen öffentlich zu beten und das heilige Meßopfer zur Reinigung

ihrer Sünden zu entrichten. Lange Zeit war hiezu kein besonderer Tag bestimmt; daher mußten bei den ersten Christen die Namen der Abgestorbenen in das Todtenregister oder die sogenannten „Diptychen“ eingetragen und bei dem heiligen Opfer nach der Wandlung öffentlich abgelesen werden, auf daß alle Anwesenden den Herrn der Barmherzigkeit und alles Trostes anflehen möchten, daß er ihnen den Ort der Kühle, des Lichtes und des Friedens schenken möge. Man bemerke wohl: Ich sage nicht, daß man in früherer Zeit vom Gebete für die Verstorbenen und somit vom Glauben an einen Reinigungsort nichts gewußt habe; nein, dieser Glaube und jenes Gebet ist uralt; allein eine gemeinsame großartige Feier, ein Gedächtnißtag aller Seelen bestand früher nicht. Spuren davon finden sich allerdings schon früher; allein erst der h. Abt Odilo machte im Jahre 998 die Verordnung, daß in allen Klöstern seiner Congregation, gleichwie am 1. November das Andenken an alle Heiligen und Seligen begangen werde, so am 2. November der Gedächtnißtag gefeiert werde aller Christgläubigen, die im Herrn entschlafen sind. Diesen Gebrauch haben nachher die Vorsteher der h. Kirche gutgeheißen und über die ganze Christenheit ausgedehnt. Und so haben wir denn am Schlusse des Kirchenjahres noch ein ebenso schönes und rührendes, als Wehmuth athmendes und erschütterndes Fest.

Dieses Fest nun in seiner äußern Schale, sowie in seinem innern Kerne kennen zu lernen, soll der Zweck der drei Predigten sein, die ich heute und in der kommenden Oktav dieses Festes in diesem Gotteshause mit Gottes Gnade abzuhalten gedenke. Wenn ich von der Schale rede, so verstehe ich darunter die äußere Form, unter welcher das heutige Fest uns entgegentritt, und unter welcher es einen so reichen, tiefen Inhalt verbirgt, wie dieß überhaupt bei allen übrigen Kirchenfesten der Fall ist. Gestern Nachmittag bereits haben die Ceremonien für das heutige Fest begonnen — das gläubige Volk hat also ein Recht mit der Bedeutung derselben bekannt zu werden, auf daß es nicht geistlos und mechanisch dieselben mitfeiere und so höchstens nur für die Phantasie Nahrung finde. Nein, Verstand und Gemüth müssen sich bei Abhaltung gottesdienst-

licher Feierlichkeiten betheiligen; nur so erwächst dem Christen ein wahrer geistiger Nutzen davon.

Zu diesem Ende erörtere ich heute folgende Punkte:

Bedeutungsvoll ist die Zeit, in welche die Kirche das heutige Fest verlegt hat. I. Th.

Bedeutungsvoll sind die gottesdienstlichen Gebräuche an diesem Feste. II. Th.

Ich beginne u. s. w.

I. Theil.

Sinn- und bedeutungsvoll ist schon die Zeit, auf welche die Kirche die Feier des Allerseelenfestes verlegt hat. Wir wissen, daß es einen sehr tiefen Sinn hat, wenn die Kirche das Andenken an unsern Stammvater Adam unmittelbar vor dem Geburtsfeste des Weltheilands feiert; ebenso hat es seine tiefe Bedeutung, daß unmittelbar auf das Fest der Geburt Christi der Todestag des h. Stephanus folgt, und so hat gewiß die Kirche auch ihre eigene Anschauung gehabt, als sie das heutige Fest unmittelbar dem gestrigen folgen ließ. Diese Anschauung liegt klar zu Tage. Gestern hat die Kirche uns auf die triumphirende Kirche hingewiesen, heute verweist sie uns auf die leidende. Sie will uns damit sagen, daß die leidenden Seelen im Reinigungsorte ebensowohl zu unserer Gemeinschaft gehören, wie die Heiligen im Himmel; Alle sind sie unsere Brüder und Schwestern; Alle gehören sie zur Einen großen Gottesfamilie. So wenig der Tod das Band zerrissen hat, das uns mit den verklärten Bewohnern der Räume des Himmels verbindet, ebenso wenig vermag er uns von den Bewohnern der Unterwelt zu scheiden, die noch nicht zur Anschauung Gottes gelangt sind, weil sie die Schmerzen des Reinigungsfeuers noch erdulden müssen. Und so bildet denn durch diese Zusammenstellung des Allerseelenfestes mit dem Allerheiligenfeste die ganze Kirche einen großen Kreis, in welchem wir uns brüderlich die Hände reichen zu gegenseitiger Hülfe und Unterstützung und uns des Bandes freuen, das uns umschlingt; es ist der große Gedanke von der Gemein-

schaft der Heiligen klar dadurch ausgedrückt und lebendig vor Augen gestellt. Wahrhaftig, heute und gestern begreifen wir so recht den Sinn der Worte des Apostels, wenn er sagt: „Wir Viele sind „Ein Leib in Christo, einzeln aber untereinander Glieder.“*) Nun „hat aber Gott die Glieder am Leibe angebracht, wie es ihm „wohlgefiel . . . damit kein Zwiespalt im Leibe sei, sondern die „Glieder auf gleiche Weise für einander Sorge tragen. Und wenn „ein Glied etwas leidet, so leiden alle Glieder mit; desgleichen, „wenn ein Glied verherrlicht wird, so freuen sich alle Glieder „mit.“**) Ja, wir trauern heute mit den leidenden Gliedern, gleichwie wir uns gestern mit den verherrlichten freuten.

Sinn- und bedeutungsvoll ist ferner der Umstand, daß die Kirche dieses Fest gegen den Schluß des Kirchenjahres verlegt hat. Vielfach waren die Festlichkeiten, die sie im Laufe desselben begehen ließ, und hochheilig die Geheimnisse des Glaubens und der Liebe, denen sie geweiht waren. Und jeglichen Festtag ließ sie zugleich ein Spiegel des Lebens sein, und wies uns darin ein Vorbild für unsern eigenen Lebensgang. Nachdem sie dieses ihr liebreiches Amt mit großem Segen vollendet, führt sie zum Schluß die Gläubigen noch vor die Schranken der Ewigkeit selber, und weiset zweimal mit zwei bedeutungsvollen Fingerzeigen in die überirdischen Räume hinüber. Auf das erste Hinweisen sieht der Gläubige den offenen Himmel in aller seiner Pracht und Herrlichkeit. Er sieht Christum inmitte seiner Heiligen und Auserwählten, triumphirend mit ihnen; der zweite Fingerzeig aber weist hin auf das Grab und was darüber hinausgeht. Beide Fingerzeige sind also Hindeutungen auf die Ewigkeit, auf das Jenseits, auf das Loos aller Sterblichen, auf Vergeltung und Gericht. Ja heute am Allerseelentage werden wir hingeführt an die Gräber und an die Hinfälligkeit alles Irdischen erinnert; wir werden aber auch erinnert an das, was jenseits des Grabes ist. Gegen das Ende des Kirchenjahres will es sich geziemen, an das Ende aller Dinge

*) Röm. 12, 5.
**) 1. Kor. 12; 12, 25—27.

zu denken; darum ist uns auch bereits am verflossenen Sonntag, als dem dreiundzwanzigsten nach Pfingsten, Tod und Auferstehung vor Augen gestellt worden. Das Jahr ist ja das Leben im Kleinen. Es hat seinen Frühling, es hat seinen Sommer, seinen Herbst und seinen Winter, und so auch das Kirchenjahr. Es hat die Zeit der Neugeburt, es hat die Zeit der Blüthe und des Wachsthums, es hat die Zeit der Früchte, es hat die Zeit der Ernte. In diesem letzten Abschnitte des Kirchenjahres stehen wir jetzt und in diesen Abschnitt und nur in diesen gehört der Gedächtnißtag aller Abgestorbenen. Einige Kirchen haben dieses Fest früher in der Oster- oder Pfingstoctav gefeiert; allein die Weisheit der allgemeinen Kirche hat demselben seine rechte Stellung angewiesen, neben dem Allerheiligenfeste und am Schlusse des Kirchenjahres.

Es ist aber auch schon die gegenwärtige Jahreszeit ganz und gar geeignet, die Gefühle der Trauer und Wehmuth, die Gedanken an Tod und Verwesung, an Gericht und Vergeltung in uns zu wecken und zu nähren, und auch hierin beurkundet sich die Weisheit der Kirche. Die Natur ist jetzt im Sterben. Die meisten Blumen sind schon zu Grabe gegangen, falb und gelb fallen die Blätter von den Bäumen, häufige Nebel trüben den sonst heitern Himmel, kalte Schauer durchziehen die Luft, die Felder überzieht der Reif, ein Hauch der Vernichtung weht über die Fluren hin und dieser Hauch ist ein Gericht, durch welchen das endliche Leben zum Tode verurtheilt wird. Nur zwei Blumen sind noch übrig geblieben, die Aster und die Immortelle; aber es sind Todtenblumen, die nur die Bestimmung haben, der sterbenden Natur einen Todtenkranz zu flechten und ihr großes, weißes Leichentuch zu schmücken. Von jenem Gerichte ist auch das nicht frei, was die Natur im Herbste den Menschen an Früchten geliefert und was diese in ihren Wohnungen aufgehäuft haben; denn kaum sind sie in die Scheunen und auf die Speicher gebracht, so wird eine strenge Sichtung und Sonderung vorgenommen, in welcher das Gute von dem Nichtguten, das Gesunde von dem Faulen, der Kern von der Spreu geschieden wird. So endet im Herbste, der schon zum Uebergang in den Winter begriffen ist, das Naturleben

mit einem zweifachen Gerichte, und dieses doppelte Gericht ist das jährliche Ende desselben.

So ist denn die Zeit, in welche die Kirche das Allerseelenfest verlegt hat, ganz und gar geeignet, alle jene großen und wichtigen Gedanken, an Tod, Vergänglichkeit und Gericht, alle jene schmerzlichen und wehmüthigen Empfindungen, die dasselbe in uns hervorrufen soll, zu nähren; denn der Mensch, der sich jetzt von der Natur wegwendet, weil sie ihm keine Freude mehr bietet, fühlt sich von selbst angeregt, in sein Inneres einzukehren und jene hochwichtigen Dinge zu erwägen, die über Tod und Grab hinausliegen, für welche er aber sonst in der Fülle irdischer Genüsse oft wenig Sinn und Neigung hat. Zeigt sich demnach hierin schon die Weisheit der Kirche, so erscheint dieselbe in einem nicht minder vortheilhaften Lichte, wenn wir die gottesdienstlichen Feierlichkeiten ins Auge fassen, die sie für den Allerseelentag bestimmt hat, und hievon im

II. Theil.

Sogleich nach dem letzten Segen bei der Vesper des Allerheiligentages geht auf einmal eine auffallende Verwandlung in der Kirche vor den Augen der Gläubigen vor. Alles wird in die Farbe der Trauer gehüllt, die Altäre mit schwarzen Tüchern umhängt, die Todtenkerzen angezündet, in das Schiff der Kirche ein schwarzer Sarg gestellt, bedeckt mit einem Leichentuche. Was bedeutet wohl diese schwarze Farbe? Schwarz ist die Farbe des Ernstes und der Trauer; schwarz ist aber auch die Farbe der Finsterniß, und finster ist's im Grab; die Finsterniß ist somit Sinnbild des irdischen oder leiblichen Todes und der damit verbundenen Trauer. Aber an dem dunklen Katafalk flammen desto zahlreichere Lichter, es schimmern davon die Altäre, ja in dieser Zeit ist es sehr häufig Brauch, daß die betenden Gläubigen in den Betstühlen Lichter neben sich haben. Das geschieht nicht so fast deßwegen, um etwa bei den Abendandachten in der Seelenoktav die Nacht zu erhellen, als vielmehr, um dadurch symbolisch anzuzeigen, was wir den lieben Abgestorbenen wünschen, nämlich, das Licht des ewigen

Lebens, der ewigen Ruhe in Gott. Und wer möchte dieses Licht, diese Ruhe nicht gerne den Seelen im Fegfeuer für die ganze Ewigkeit wünschen?

Sobald nun jene Verwandlung der Freude in die Trauer vorgenommen ist, so ertönen in dumpfen Tönen die Todtenmetten. Der Grundgedanke dieser Vorfeier, ihr Mittelpunkt ist die Bitte: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen!“ alle Gebete und Seufzer beruhen auf diesen Grundtönen. In Ruhe und Licht wohnt der Allerheiligste im Himmel, in Licht und Ruhe konzentrirt sich daher auch die Seligkeit der Verherrlichten. Mit den Psalmen werden Lesungen aus dem Buche Hiob verbunden, die sich auf Tod und Gericht beziehen. Diese Tagzeiten oder Todtenvigilien, wie man sie nennt, sind eine meisterhafte Auswahl von Psalmen und Schriftstellen und tragen das Zeichen des grauen Alterthums an sich und ermahnen uns einerseits zum Gebete für die Verstorbenen, anderseits aber machen sie uns auf das Schicksal aufmerksam, das auch uns bevorsteht, nämlich Tod, Auferstehung und Gericht.

An diese Vorfeier des Allerseelentages schließt sich nun am heutigen Tage selbst das feierliche Todtenamt. In schwarzem Meßgewande tritt der Priester an den Altar. Der Eingang enthält die Bitte: „Gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen!“ Diese Bitte wird während des Gottesdienstes mehrmals vom Priester wiederholt. Wie bei allen Todtenämtern unterbleibt auch heute das Gloria; das Gebet aber, welches sogleich folgt, lautet: „Gott, du Schöpfer und Erlöser aller Gläubigen, verleihe den Seelen deiner Diener und Dienerinnen Verzeihung ihrer Sünden, auf daß sie die Barmherzigkeit, die sie immer gehoffet haben, durch fromme Bitten erlangen, der du lebest und regierest u. s. w.“ Die Epistel ist genommen aus dem ersten Briefe des h. Apostel Pauli an die Korinthier,*) und spricht von Auferstehung und Verherrlichung: „Siehe,“ heißt es in dieser Epistel, „wir werden zwar alle auferstehen, aber nicht Alle ver-

---

*) 15, 51—57.

wandelt werden. Plötzlich, in einem Augenblicke, auf den Schall der letzten Posaune (denn erschallen wird die Posaune und unsterblich werden die Todten auferstehen) — und mit uns wird eine Verwandlung vorgehen. Denn dieses Verwesliche muß Unverweslichkeit anziehen und dieses Sterbliche Unsterblichkeit. Wenn aber dieses Sterbliche Unsterblichkeit angezogen hat, dann wird in Erfüllung gehen, was geschrieben steht: Verschlungen ist der Tod im Sieg! Wo ist dein Stachel, Tod? Wo ist dein Sieg, o Hölle? Des Todes Stachel ist die Sünde, der Sünde Macht ist das Gesetz. Aber, Gott sei Dank, der uns den Sieg verliehen hat durch Jesum Christum, unsern Herrn." So die Epistel, und nun kommt jenes furchtbar erhabene Dies irae, das die Musik eines Mozart und Haiden mit derselben furchtbaren Erhabenheit durchführt. Der Tag des Gerichts scheint schon da zu sein, wir sehen die Todten erstehen, wir sehen das Nahen des Richters, hören den Schall der Posaune, wie er durch die Gräber dringt; unser Ohr vernimmt's, wie es rauschet von einem Pole zum andern, wie die Welt zum Gerichte ersteht; wir sehen und hören den majestätischen Richter, vernehmen die Klagen der Bösen und das Frohlocken der Frommen.

Nach dieser wundervollen von dem Franziskaner Thomas Cellano herrührenden Poesie, welche das Weltgericht schon in die Gegenwart hereinrückt, kommt dann das Evangelium, das uns gleichfalls die Auferstehung und Vergeltung vor Augen hält mit den Worten des Herrn: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es kommt die Zeit, ja sie ist bereits vorhanden, wo die Todten die Stimme des Sohnes Gottes hören und, die sie hören, aufleben werden; denn so wie der Vater das Leben in sich selbst hat, so hat er es auch dem Sohne gegeben, das Leben in sich selbst zu haben. Auch die Vollmacht hat er ihm ertheilt, Gericht zu halten, weil er Menschensohn ist. Wundert euch hierüber nicht! Es kommt die Zeit, wo Alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören werden, und die Gutes gethan haben, werden zum Leben, die aber Böses gethan haben, werden zur Strafe auferstehen." Und in dieser Weise hat der Gottesdienst seinen Fortgang, diesen Geist

athmet die ganze gottesdienstliche Handlung des heutigen Tages von Anfang an bis zu Ende, wo statt des Ite missa est das Requiescant in pace: mögen sie ruhen im Frieden! gesungen wird.

Nach der h. Messe wird dann an dem Katafalk das sogenannte Libera gesungen, in welchem Gott gebeten wird, er möchte uns vom ewigen Tode an jenem schrecklichen Tage befreien, an dem einst Himmel und Erde erbeben werden und der Herr zum Weltgerichte erscheint.

So legt denn die h. Messe am Gedächtnißtage aller im Herrn Entschlafenen ein herrliches Zeugniß ab, wie heilig der streitenden Kirche die Fürbitte sei für das Heil der leidenden Kinder. In dem Versöhnungstode Jesu liegt nicht bloß die Tilgung der ewigen Strafen, sondern auch die Linderung der noch nebenbei verdienten zeitlichen Strafen des Fegfeuers. Das Kreuz Jesu bleibt ja für Alle der Baum des Lebens, der Anker der Hoffnung, und Ein Tropfen von des Heilands Blut ist hinreichend als Lösegeld für Tausende von reuigen, büßenden Sündern. Was ist nun natürlicher, als daß wir jenen Kreuzbaum, von dem für Alle Heil und Segen kommt, auch im Fegfeuer aufstellen und aus den heiligen Wunden des Herrn Kühlung und Trost auf die das Kreuz umfangenden Seelen träufeln lassen? Die Liebe zwingt uns dazu, wir können nicht anders, sie ist ja stärker als der Tod, sie stirbt nicht, sie erstreckt sich über das Grab in die Ewigkeit hinüber.

Diese Liebe ist es auch, die uns gestern Nachmittag schon und heute wieder auf die Gräber hinausführt, welche nur wiederum die Liebe geschmückt hat, und dieser Gräberbesuch ist es, der eine Hauptschönheit des gestrigen und heutigen Tages bildet, und unendlich viel Rührendes und Erhebendes in seinem Gefolge hat. Natürlich rede ich hier nicht von jenen, die wie in die Kirche, so auch auf den Friedhof nur in der Absicht hinausgehen, um zu gaffen, um ihre unedle Neugierde zu befriedigen, und während Anderer sich die feierlichste Stimmung bemächtigt hat und die ernstesten Gedanken ihre Seelen erfüllen, gedankenlos sich auf dem Friedhofe herumtreiben und keinen Sinn haben für die ernste Zeichenschrift, die dort mit großen Buchstaben am Boden nieder-

geschrieben ist. Ich rede nur von Solchen, denen die Sprache der Grabhügel und Kreuze, der flimmernden Lampen und des Gräberschmuckes kein Räthsel ist, die vielleicht dort draußen in irgend einer Gruft ein ehemals eben so treu und innigliebendes Herz suchen und finden, ein Herz, das nun, ach, der Verwesung preisgegeben ist. Aber nicht aufgehoben ist die innige Gemeinschaft, nicht abgeschnitten das heilige Seelenband! Durch Christus stehen wir mit den Todten in fortwährender Verbindung, ununterbrochen dauert der lebendige Verkehr, immer und immer das Gespräch der Liebe, das Gebet und Flehen für einander.

Der Priester geht in großer Begleitung auf den Gräbern der Todten umher; er besprengt die Grüfte mit dem geweihten Quell, und drückt hiedurch das Verlangen der Gläubigen aus, daß den leidenden Seelen Kühlung und Linderung in ihren Qualen werden möge; Weihrauchwolken steigen über den Gräbern empor und erfüllen den ganzen Friedhof, um anzudeuten, daß unser Gebet für die Verstorbenen wie jener Weihrauch zum Himmel emporsteigen möge; dann betet und fleht er, der Herr wolle ihnen die ewige Ruhe geben und sein ewiges Licht leuchten lassen. Abwechselnd werden Psalmen gesungen, die alle dieselbe Absicht haben und endlich wird die Litanei für die Abgestorbenen gebetet. Hier wird gefleht, Gott möge sich, wenn sie noch nicht eingegangen sind in den Frieden, ihrer erbarmen, es möge sich erbarmen der Vater, der sie erschaffen, der Sohn, der sie erlöst, der Geist, der sie geheiligt, die heilige Dreieinigkeit, die sie geglaubt und bekannt haben, der barmherzige Gott, auf den sie gehofft, der gütige Gott, den sie von ganzem Herzen geliebt, der heilige Gott, den sie angebetet und dem sie gedient haben. Und damit Gott sich ihrer erbarmen möge, werden auch die Heiligen des Himmels, die Auserwählten Gottes und die Engel aufgefordert, mit dieser Bitte die ihrige zu vereinigen; sie sollen mit uns zu Gott flehen, daß Gott den leidenden Seelen Reinigung von ihren Makeln verleihe, daß er ihre Sündenschuld durch das Blut seines Sohnes tilge, daß er sie in ihrem Leiden mit himmlischem Troste erfülle, daß er ihr frommes Rufen und Flehen nach seiner Hülfe erhöre, daß er ihr

Verlangen, in seiner Herrlichkeit sie zu schauen, stille, daß er die Zeit der Läuterung ihrer Seelen vollende, daß er ihre Leiden in unvergängliche Freuden verwandle, daß er ihnen sein himmlisches Reich gebe und sie als Auserwählte mit ewiger Herrlichkeit kröne.

Sind diese Gebete mit der Todtenfeier vorüber, so sieht man die Schaar der Gläubigen auseinandergehen, aber nicht, um den Gottesacker zu verlassen; denn nun sucht Jeder seiner Geliebten Gräber auf und stellt sich zu denselben. Tiefe Wehmuth fühlen sie in ihrem Innern, und sie können und wollen diese auch auf ihrem Angesichte nicht verbergen. Und mit dem Zuge der stillen innern Trauer vermischt sich der Zug des Ernstes bei dem Gedanken an die Ewigkeit. Hier stehen Eltern um das Grab ihrer Kinder, dort Kinder um das Grab ihrer Eltern. Ach! sie sind nicht mehr, die zarten Wächter der Kindheit, die liebevollen Beschützer der Jugend, der Vater mit dem milden freundlichen Ernste gegen seine Kinder, mit dem wachsamen Auge über sein Haus, mit dem weisen Herrschen, mit der liebevollen Sorge für alle Bedürfnisse und mit dem ermahnenden heil. Worte; die Mutter mit ihrer treuen Liebe, mit ihrem sanften innigen Wesen, mit ihrem ruhigen Walten, ihrer stillen Gewalt im häuslichen Kreise, ihrem ordnenden Sinn, ihrem emsigen Fleiße, mit ihrem gottergebenen heiligen Gemüthe und mit ihrer flammenden Andacht, mit der sie ihr Haus zur Wohnung der Heiligen gemacht hat — sie sind nicht mehr und ihre Kinder müssen sie auf dem Friedhofe suchen. Sie sind dahin gegangen, und die Zeit, in der sie bei ihnen waren, kommt nicht wieder. Das fühlen sie am Grabe wohl und dieses Gefühl erfüllt sie mit Trauer; denn sie können nun für die Hingeschiedenen nichts mehr thun, um Liebe ihnen zu beweisen und zarte Sorge, deren sie in ihrem hinfälligen Alter so sehr bedurften. Ach, wie wird am Grabe der Eltern den Kindern zu Muthe sein, die es daran haben fehlen lassen! Jetzt möchten sie Kindesliebe beweisen, aber die Eltern sind schon dahingegangen; jetzt möchten sie die Worte zurücknehmen, die einst so hart gelautet haben, aber die Eltern hören sie nicht mehr; jetzt möchten sie dieselben aus der Erde scharren, um gut zu machen, was sie an ihnen verbrachen; allein es ist vorbei! Aber

wohl den Kindern, die ihren Eltern Liebe bewiesen haben und Gehorsam in Allem; o, man kann an diesen Gräbern sie recht gut unterscheiden von denen, die sich Vorwürfe machen müssen; denn während diese Unzufriedenheit mit sich selber blicken lassen, blickt das Auge jener, wenn auch durch Thränen, ruhig zum Himmel empor; denn es ist ihnen, als ob von oben die Eltern in ihrer Glorie auf sie herabblickten und unter jenem heitern freundlichen Lächeln, wie es auf dem Antlitze der Seligen glänzt, sie liebend noch segneten.

Und wie hier Kinder um das Grab der Eltern, so stehen dort Andere, Jünglinge, Jungfrauen, Männer und Frauen, um die Gräber der Brüder, Schwestern, Freunde und Verwandten. Auch hier drücken sich vielfach jene Empfindungen und Gefühle auf dem Angesichte aus. Man kann es deutlich lesen, ob das Herz derer, die da unten schlummern, von denen, die am Grabe stehen, erfreut oder gekränkt und verwundet worden ist. O das ist ein tiefer Schmerz, nicht ins Grab hinein rufen zu können: Vergib mir! und die Stimme nicht mehr zu hören: Ich habe dir vergeben. O, Geliebte, darum warten wir nicht so lange, daß wir erst am Grabe lernen müssen, was Gehorsam und Liebe ist; dort können sie nicht mehr geübt werden, dort wird nur mehr in Thränen und im Schmerze laut, daß wir die vernachläßigt haben, die jetzt modern, und an denen wir Gehorsam und Liebe hätten üben sollen. O wollen wir nicht so lange warten, bis wir erst am Grabe erfahren, wie beseligend es ist, das Wort erfüllt zu haben: Bleibt einander nichts schuldig, als Liebe! O was gäbe jetzt Mancher darum, nur Ein Wort sprechen, nur Ein Werk noch üben zu können an den Dahingegangenen, und in dieses Wort alle Liebe, alle Innigkeit und Zärtlichkeit zu legen, damit der Geschiedene nur an dieß Eine dächte, nur an dieß Eine sich erinnerte, wenn er unser in der Ewigkeit gedenkt. Aber ach! dieß Eine Wort kann er nicht mehr sprechen und dieß Eine Werk, in welches er seine ganze Seele und all seine Liebe legen wollte, kann er nimmer üben! Aber was an den Hingeschiedenen nicht mehr geschehen kann, das kann und soll um so mehr an den noch Lebenden ge-

schehen. Darum sehen wir, wie das Angesicht von Allen, die um die Gräber stehen, so mild, so still und friedlich wird; denn an dieser h. Stätte weicht aus dem Herzen lang genährter Groll, alte Feindschaft, Neid, böser Vorschlag, sündige Absicht; alle diese feindlichen Gewalten fliehen, und es waltet nur noch die Liebe mit ihrem Geiste, mit ihrer Verzeihung, mit ihrer Versöhnung und mit ihrem tiefen Frieden.

Aber noch haben wir nicht Alle gesehen, die mit stiller Inbrunst an den Gräbern beten. Wir finden unter ihnen auch Greise und hochbejahrte Frauen, die an den Ruhestätten ihrer längst verstorbenen Eltern, ihrer Gatten und der frühe dahingegangenen Kinder in ernste Betrachtung versunken sind. Sie selbst werden täglich immer schwächer und stehen am Eingang der Ewigkeit. Aber die Zeit, die ihren Leib zu seinem Verfalle reif gemacht hat, hat den Geist gereinigt und geheiligt. Die Welt ist ihnen fremd geworden; einsam und tief betrübt stehen sie da auf der unheimathlichen Erde. Was sie mit aller Stärke geliebt, ruhet schon lang im Grabe. Unter der Sonne haben sie nichts mehr zu suchen; über den Sternen ist ihr Vaterland. Das zeitliche Leben ist für sie vorüber; Alles hat hienieden seinen Zauber verloren. Die Brust will sich mit Nichts mehr erfüllen, als mit dem Ewigen, das Auge sich mit Nichts mehr öffnen, als für eine höhere himmlische Heimath, in der ihr Geist jetzt schon mehr lebt als in der irdischen. Sie sind satt der Welt und ihrer Freuden. Da fühlen sie die leisen, freudigen Schauer der Ewigkeit, und in der Sehnsucht ihres Herzens und in den Seufzern der eigenen Brust glauben sie den Ruf der Geliebten von Jenseits zu vernehmen zur Vereinigung, die ewig dauert.

Welch einen Reichthum frommer Erinnerungen bietet uns demnach die Kirche durch die gottesdienstliche Feier des heutigen Tages! Schon die Feier dieses Festes, unmittelbar nach dem Feste Allerheiligen, die Verlegung gerade in diese Jahreszeit hat tiefe Bedeutung und ist von der Kirche auf's weiseste angeordnet worden. Ziehen wir aber vollends auch die gottesdienstliche Feier selbst, die Vigilien, das feierliche Todtenamt nebst dem Gräberbesuch

in Berücksichtigung: dann finden wir, daß in dem Allerseelenfeste eine solche Fülle von ernsten, erschütternden, trostvollen und wehmüthigen, erhabenen und rührenden Wahrheiten verschlossen sei, daß wirklich die ganze Gedankenlosigkeit und Verkommenheit der Freigeisterei dazu gehört, um sich dem mächtigen Andrange derselben gänzlich entziehen und das ganze Fest spurlos an sich vorübergehen lassen zu können.

Wir, Geliebte, die wir zu den Gläubigen gehören und unserm Gemüth eine andere Nahrung bereiten wollen, als die auf den kalten, vertrockneten Sandsteppen des gottverlassenen Verstandes zu finden ist, wir wollen uns dem Eindruck des heutigen Tages nicht entziehen, sondern wie die Knospe dem freundlichen Sonnenstrahle, unser Herz dem wohlthätigen Strahle der katholischen Wahrheit erschließen, und der Kirche danken, daß sie den großen frommen und erhabenen Gedanken verwirklicht hat, der ganzen Nachkommenschaft Adams ein gemeinschaftliches Todtenfest zu feiern und in einer gemeinschaftlichen Urne alle Thränen aufzunehmen, welche seit dem Anbeginn der Welt geliebten Todten geweint wurden. Indem wir aber so dem Geiste des Festes gemäß der hingeschiedenen Lieben gedenken, wollen wir dabei auch unser selbst nicht vergessen, sondern mit dem Gebete für die Verstorbenen und deren Seelenheil auch das Andenken an den Tod, die Auferstehung und das Gericht zu unserm Heile verbinden. Amen.

Predigt

für einen Abend in der Allerseelenoktav.

Text: „Erbarmet euch meiner, erbarmet euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde; denn die Hand des Herrn hat mich berührt." — Job, 19, 21.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Die Kirche feiert ihre vorzüglicheren Festlichkeiten nach Wochen, nach Oktaven, und eine solche Oktav bestimmte sie auch der jährlichen Gedächtnißfeier aller abgestorbenen Christgläubigen. Warum denn hier eine Oktav? Es triumphirt ja Nichts, es jubelt da keine Entzückung, es ertönt kein Festgesang! Allerdings wahr; aber dennoch will die Liebe auch hier eine dunkle stille Woche feiern und diese Woche zuvörderst dem Gebete für die Abgestorbenen widmen. Man möchte fast sagen, daß dieß jene auserwählte Woche ist, welche unter allen Wochen des Jahres am meisten die Fülle der Liebe und des Mitleidens der Kirche zur Schau trägt; und was will wohl die Kirche damit anders, als gleiche Liebe, gleiches Mitleid in den Herzen der Gläubigen wecken! Während dieser Oktav nun wird mit dämmernder Abendstunde in unsern Kirchen eine kurze Andacht abgehalten, und die Gläubigen werden eingeladen, sich zahlreich bei diesen Abendandachten zu betheiligen. Warum nun solche Abendandachten? Warum werden diese Andachten nicht am hellen Tage gehalten, etwa um die gewöhnliche

Stunde des pfarrlichen Gottesdienstes? Hat vielleicht die Kirche eine besondere Absicht bei diesen Andachten in der Stunde der Dämmerung? Allerdings, die Kirche liebt es, einigemale im Jahre in nächtlichem Dunkel solche Andachten zu halten, z. B. die Rorateämter im Advent, die Christmette in der h. Nacht und so auch die Andachten in der Allerseelenoktav, und sie, die tiefe Kennerin des menschlichen Herzens, thut dieß nicht ohne Grund. Abendandachten in einem Gotteshause üben nämlich eine besondere Gewalt über das menschliche Gemüth aus, besonders in der Allerseelenoktav. Die schwarze Farbe, in welche die Altäre und ihre Umgebung gehüllt sind, das geisterhafte Flimmern der Lichter, die Embleme des Todes und der Vergänglichkeit, die wir ringsum erblicken, verfehlen nicht einen eigenen Zauber auf das Gemüth zu üben, es wird dem Herzen so wohl und so wehe, es ist als wehte uns eine andere Luft an, gleichsam wie ein Dämmern von Jenseits. Die Gedanken an die Heimath, an die Ewigkeit, an die theuren Hingeschiedenen tauchen mit aller Lebhaftigkeit auf; ja, es ist gerade als ob die Scheidewand zwischen Diesseits und Jenseits verschwunden wäre; es ist, als ob die Bewohner der Ewigkeit in sehr nahen Verkehr zu uns träten, wir glauben, ihre Leiden zu sehen, ihren Hülferuf zu hören; es ist, als ob sie die Hände nach uns ausstreckten und riefen: „Erbarmet euch unser, erbarmet euch unser, wenigstens ihr, unserer Freunde!"

Und wir, wir wollen nicht taub sein, Geliebte, wir verstehen diesen Hülferuf, wir wollen ihnen auch helfen nach Kräften; denn wahrhaftig, sie bedürfen unserer Hülfe, und

diese Hülfsbedürftigkeit der leidenden Seelen will ich euch näher darlegen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Seelen im Reinigungsorte große Peinen leiden. Man mag über die Art und Weise dieser Qualen denken, wie und was man will; aber man braucht wahrlich die abenteuerlichen und oft sehr abgeschmackten Schilderungen über die Peinen des Fegfeuers nicht zu glauben, um dennoch die Gewißheit haben zu können, daß die Bewohner

des Reinigungsortes sehr schwer leiden. Die Kirche hat über die Art der Strafen sich nicht ausgesprochen, da sie hierüber keine höheren Aufschlüsse empfangen hat; es ist also Jedem frei gestellt, sich unter den Peinen des Fegfeuers beliebige Strafen zu denken. Jene Strafen aber auszumalen, dazu hat man wahrlich keine Ursache; so wenig man die Hölle erst heiß zu machen braucht, um vor ihren Qualen abzuschrecken, so wenig ist es nothwendig, zu allerhand Fabeln und Erdichtungen seine Zuflucht zu nehmen, um die Peinen des Fegfeuers etwa dadurch zu veranschaulichen und den Christen heilsamen Schrecken davon einzuflößen. Wir brauchen einfach nur bei der Sache selbst zu bleiben. Thun wir aber dieß, so gelangen wir zu der Gewißheit, daß die Peinen der leidenden Seelen die schmerzhaftesten sind, die wir uns denken können; denn sie werden mit Feuerqualen verglichen. Es mag nun dieses Feuer ein wirkliches Feuer sein, das Gott wunderbar schafft zur Läuterung der Seelen, oder es mag bildlich zu verstehen sein; so viel ist und bleibt immer gewiß, daß diese Qualen dem Schmerzlichsten verglichen werden, was sich der Mensch denken kann, nämlich der Feuerqual. Ausdrücklich sagt der h. Paulus: „Einen andern Grund „kann Niemand bauen, als der gelegt ist, welcher ist Jesus Chri„stus. Wenn aber Jemand auf diesen Grund baut, Gold, Sil„ber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines Jeden Werk „offenbar werden; denn der Tag des Herrn wird es ans Licht „bringen, weil es im Feuer wird offenbar werden, und wie das „Werk eines Jeden sei, wird das Feuer erproben. Wenn Jeman„dens Werk, das er darauf gebaut hat, besteht, so wird er Lohn „empfangen; brennt aber Jemandens Werk, so wird er Schaden „leiden; er selbst aber wird selig werden, jedoch so wie durch „Feuer." *) Der Apostel spricht hier von einem Feuer; dieses Feuer kann nicht das Feuer der Trübsale sein auf der Welt; denn er redet von einem Feuer, das am Gerichtstage, also wenn dieses Leben ein Ende hat, brennt; es kann auch nicht bedeuten die bloße Prüfung des Richters; denn dieß Feuer prüfet nicht nur, sondern

---

*) I. Cor. 3, 11–15.

macht auch brennen, so daß der Brennende leidet. Es kann aber eben so wenig das Feuer der Hölle sein; denn der im Höllenfeuer Brennende wird, nachdem er Schaden gelitten, nicht selig. Es kann somit einzig und allein das Feuer im Reinigungsorte, Fegfeuer genannt, sein, welches dermalen zur Läuterung der nicht ganz reinen abgeschiedenen Seelen brennt, bis es mit dem allgemeinen Gerichte und dem allgemeinen Weltbrande endigt. Also der h. Paulus vergleicht den Zustand der in dem Reinigungsorte leidenden Seelen mit der Feuerqual; und das ist genug. Ob nun dieses Feuer ein wirkliches oder was immer für eines ist, darauf kommt es gar nicht an, dieser Vergleich des Apostels sagt uns genug; wir wissen jetzt, daß die Läuterung der Seelen daselbst mit den größten Schmerzen verbunden ist, die wir uns denken können, sonst würden sie nicht mit der Feuerqual verglichen.

Wären diese Schmerzen nicht so überaus groß, dann könnten wir uns gar nicht erklären, wie denn die h. Väter in der Weise vom Fegfeuer schreiben konnten, wie sie wirklich geschrieben haben. So z. B. sagt der h. Augustin: „Wer sich die Frucht der Bekehrung ins andere Leben aufgeschoben hat, der wird zuvor noch durch das Feuer der Reinigung geläutert werden. Dieses Feuer, obwohl es nicht ewig ist, ist doch wunderbar schmerzlich; denn es übertrifft alle Strafe, die ein Mensch in diesem Leben erduldet hat oder erdulden kann.“ Besonders merkwürdig ist aber der Ausspruch des h. Patriarchen Cyrillus von Jerusalem. Dieser lautet: „Wenn „alle Strafen, Qualen und Trübsale, die man sich in dieser Welt „denken kann, mit der geringsten Strafe verglichen werden, die „es im Fegfeuer gibt, so erscheinen sie alle dagegen wie Labsal; „und sicherlich würde Jeder, der da lebt, wenn er aus Erfahrung „jene Strafen des Reinigungsortes kennen würde, es vorziehen, „bis ans Ende der Welt ohne jegliche Linderung mit allen Strafen „zugleich, die alle Menschen einzeln von Adam an bis jetzt erduldet hatten, gemartert zu werden, als nur einen einzigen Tag „lang in der Hölle oder im Fegfeuer mit der geringsten Strafe, „die es dort gibt, sich quälen zu lassen.“ Gewiß, das ist ein furchtbares Wort, was der h. Cyrillus da sagt in einem Briefe

an den h. Augustin, und dieser äußert hinwiederum, nachdem er in ähnlicher Weise sich erklärt, daß zwischen einem natürlichen Feuer und dem Feuer des Reinigungsortes derselbe Unterschied sei wie zwischen einem gemalten und einem wirklichen Feuer. Ich will nicht weitere Stellen aus den h. Vätern anführen, obwohl mir deren genug zu Gebote stünden; nur das will ich noch bemerken, was in dem Büchlein von der Nachfolge Christi, das Jeder von euch kennt, über die Schwere der Strafen des Fegfeuers gesagt wird. Dort heißt es nämlich: „Es wird im Fegfeuer eine einzige Stunde in den Peinen unerträglicher sein, als hier hundert Jahre in den strengsten Bußwerken und Schmerzen."

Was sagt ihr nun, Geliebte, zu diesen Aeußerungen so großer und berühmter Männer der Kirche, die keineswegs so leichtgläubig waren, um sich von ihrer eignen oder einer fremden Phantasie etwa allerhand Schreckbilder vorgaukeln zu lassen? Sie reden nicht von einem bestimmten Feuer, sie lassen es freigestellt, was man sich unter den Peinen des Fegfeuers denken möge; allein so viel ersehen wir aus ihren Aeußerungen, man mag sich darunter denken was man wolle, es ist eine erschreckliche Qual, die man sich zu denken hat. Die Urtheile dieser Männer sind überhaupt in jeder Beziehung wohl zu beherzigen, namentlich aber in diesem Punkte. Wenn wir Geistliche heutzutage die Ersten wären, die eine solche Schilderung von den Peinen des Fegfeuers entwürfen, dann würde die ganze aufgeklärte Welt alsbald zusammen schreien: Nun ja, man weiß, warum die geistlichen Herren das Fegfeuer so heiß machen und die armen Seelen dort so schrecklich leiden lassen; das thun sie, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken, damit diese recht Messen für die armen Seelen lesen lassen. Allein glücklicherweise brauchen wir gar nichts zu erfinden, wir dürfen nur auf das verweisen, was man in den glorreichsten Zeiten der christlichen Kirche geglaubt hat. Wir sagen zum Volke einfach: Seht, so haben unsere Väter geglaubt, Männer, die wegen ihrer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auch außerhalb der katholischen

Kirche Ansehen haben, sprechen sich also über die Leiden aus, die im Fegfeuer zu erdulden sind.

Sollen nun etwa wir uns schämen, in ihre Fußstapfen zu treten? Oder sollen wir den Sprechern und Schreiern von Heute glauben, von denen man nur zu gut weiß, daß ihnen nicht bloß das Fegfeuer, sondern die ganze Erlösungsanstalt ein Aergerniß und eine Thorheit ist? Sollen wir etwa deßwegen nicht an das Fegfeuer und an die scharfen Peinen derselben glauben, weil der Priesterschaft zum Vorwurfe gemacht wird, daß sie sich erdreiste, für die Verstorbenen Messe zu lesen, oder vielleicht deßwegen, weil geldgierige Geistliche früher die Lehre der Kirche zu Zwecken ihres Eigennutzes mißbraucht haben, weil dieser Mißbrauch zur Stunde noch möglich ist? Nein, Geliebte, der Mißbrauch einer Wahrheit darf uns nie von dem rechten Gebrauch derselben abhalten. Die Wahrheit aber ist diese: Es gibt einen Reinigungsort, die Leiden der dort sich befindenden Seelen sind sehr groß, sie sind demnach sehr hülfsbedürftig, und wir sollen ihnen deßwegen helfen.

Daß diese Leiden sehr groß sind, habe ich heute dargethan aus einer Aeußerung des h. Apostels Paulus, welcher die Peinen des Fegfeuers als eine Feuerstrafe darstellt, und aus Aeußerungen der h. Väter und des frommen Verfassers des goldenen Büchleins von der Nachfolge Christi. Ueber acht Tagen werde ich aber aus der Natur der Sache selber darthun, daß die h. Väter in ihren Urtheilen Recht hatten, und daß man sich die Peinen des Fegfeuers, wenn man die Hölle ausnimmt, nicht groß genug denken kann.

Nur Folgendes möchte ich heute noch sagen, um ein gewöhnliches Vorurtheil zu bestreiten, das sich in dieser Beziehung gern geltend macht. Man sagt nämlich sehr gerne: „Wer im Fegfeuer leidet, der ist sicher, ganz sicher, daß er am Ende, sei es dann, wann immer, aus demselben herauskommen muß; darum ist es sogar eine schöne Sache, Angesichts des Paradieses zu leiden; man sagt, es wird Einer erlöst, gleichsam durch das Feuer, und weil er erlöst werden wird, darum verachtet man jenes Feuer. Dieses Vorurtheil war schon verbreitet zur Zeit des h. Augustin; auch der h. Cäsarius, Bischof von Arles in Frankreich, kennt es schon

und bekämpft es. Keiner spreche, sagte er, was kümmerts mich, wie lange ich im Fegfeuer zu leiden habe; zum ewigen Leben gelange ich ja dennoch! Niemand führe eine solche Rede, theuerste Brüder, denn jenes Feuer im Reinigungsorte wird ungleich schmerzlicher sein, als jegliche Strafe, die in diesem Leben entweder geschehen oder gedacht oder empfunden werden kann. Wahr ist es, sagt der h. Augustin, daß jene Seelen gut sind, daß sie sich des Wohlgefallens Gottes erfreuen und ganz gut wissen, daß sie ihm angenehm sind; aber das hindert nicht, daß sie unterdessen brennen. Es ist wahr, daß sie Gott schauen werden, aber in diesem Mittelzustande erschauen sie Nichts denn Feuer. Es ist gewiß, daß sie in einem Meere von Zufriedenheit schwimmen werden, aber gegenwärtig sind sie versenkt in ein Meer von Flammen. Es ist wahr, sie werden eines Tages aufhören, dort zu leiden, das ist gewiß; aber würde es uns z. B. ermuthigen, auf ein Jahr lang alle Krankheiten und Bedrängnisse dieses armseligen Lebens als Strafe hinzunehmen, weil wir die Gewißheit hätten, nach Verlauf eines Jahres wieder davon befreit zu werden? Darum sei Niemand sorgenlos, Niemand denke sich, wenn ich nur ins Fegfeuer komme, und sollte ich noch so lange daselbst leiden müssen, die Seligkeit bleibt mir ja doch gewiß. Wenn die ganze Christenheit so denken würde, dann hätten wir kein Allerseelenfest, dann würde kein Mensch ein Vaterunser für die Verstorbenen beten. Jeder könnte sich denken: Ei, sie kommen ja doch heraus, ihre Zeit muß kommen. Was wäre das für ein Sohn, der seinen Vater nicht aus dem Gefängnisse befreien würde, wenn er auf irgend eine erlaubte Weise seine Strafzeit abkürzen könnte! Wäre es dankbar, wäre es edel, wenn er sich dächte: Mein Vater soll seine Strafzeit nur ausstehen, er kommt ja doch heraus. Wer würde sich nicht mit Abscheu von einem solch undankbaren Kinde wegwenden! Oder wo ist eine Mutter, die ihr Kind im brennenden Hause läßt und sich dabei mit dem Gedanken beruhigt, es dürfte etwa doch unversehrt davonkommen! Darum, Geliebte, gebet nicht Raum jenem Vorurtheile, das sowohl gegen die Nächsten- als auch gegen die Selbstliebe in so gröblicher Weise verstößt, dem Vorurtheile, daß man weder um

sich noch um Andere bezüglich des Fegfeuers zu kümmern habe; denn wenn man nur einmal dort sei, dann sei es schon gewonnen. Nein, die christliche Liebe verlangt mehr. Sie verlangt, daß wir nach Kräften die Peinen der leidenden Brüder und Schwestern zu lindern und abzukürzen suchen, das wird einst auch der innigste Wunsch aller derer sein, die jetzt noch von jenem engherzigen Vorurtheile behaftet sind, wenn sie einst so glücklich sein werden, ins Fegfeuer zu kommen. Darum helfen wir, wie wir helfen können. Nicht umsonst sollen uns die leidenden Seelen flehend die Arme entgegenstrecken! Nicht umsonst sollen sie ausrufen: „Erbarmet euch unser wenigstens, ihr unsere Freunde!" Schon deßwegen müssen wir ihnen zu helfen suchen, weil es heißt: Selig sind die Barmherzigen, denn auch sie werden Barmherzigkeit erlangen. Amen.

Schluß-Predigt

in der Allerseelenoktav.

Text: „Wer wird mir Flügel geben, gleich der Taube, daß ich fliege und ausruhe?" — Ps. 54, 7.

Andächtige, in Christo dem Herrn versammelte Zuhörer!

Ich habe euch vor acht Tagen auseinandergesetzt, daß die Peinen der Seelen im Reinigungsorte unaussprechlich schmerzvoll sein müssen; denn sonst würde ihre Qual vom heiligen Paulus nicht mit der Feuerqual verglichen, die wir für die schrecklichste halten; sonst würden die heiligen Väter nicht sagen, daß alle Martern, Drangsale und Leiden dieses Lebens zusammen nur eine Kleinigkeit seien, gegen die geringste Pein, die im Reinigungsorte zu erdulden ist; sonst würden sie nicht sagen, daß eine Stunde im Reinigungsorte zu leiden weit ärger sei, als zweihundert Jahre auf dieser Welt in der strengsten Buße und in den größten Schmerzen zuzubringen.

Nun müssen wir doch fragen: Wie kommt denn der h. Paulus dazu, die Strafen des Reinigungsortes mit der Feuerqual zu vergleichen? Wie kommen denn die heiligen Väter dazu, uns so entsetzliche Schilderungen von der Qual jener Peinen zu entwerfen? Sie müssen doch Ursache dazu gefunden haben, es muß die Qual der leidenden Seelen in sich selber eine derartige sein,

daß sie wirklich mit der Feuerqual die größte Aehnlichkeit hat. Es kommt also gar nicht darauf an, wie man sich die Peinen des Fegfeuers denkt; man mag sich dieselben denken, wie man will, so oder so, immer sind sie so schrecklich wie Feuerqual, also ungemein durchdringend und schmerzhaft. Die Natur der Sache muß das ergeben, d. h. die Beschaffenheit der menschlichen Seele, ihr Verhältniß zu Gott, von dem sie ausgegangen, und der Umstand, daß im Reinigungsorte die Seelen bei ihren Leiden kein Verdienst haben. Diese Verhältnisse müssen wir ins Auge fassen, und dann werden wir, so weit wir in diesem sterblichen Leibe es vermögen, erkennen, was es um die Peinen des Fegfeuers Schmerzliches und Grausames sein müsse. Vor Allem müssen wir erkennen, daß die Schmerzen im Reinigungsorte deßhalb so außerordentlich heftig sein müssen, weil die Seele als solche, also ein purer Geist es ist, die leidet. Bedenket, Geliebte, was das sagen will! Hier auf dieser Erde, wo die Seele mit dem Leibe vereinigt ist, hat die Seele einen Leidensgefährten. Es ist der Leib, der an allen ihren Schmerzen Theil nimmt, es fällt somit das Leiden nicht in seiner ganzen Schwere auf den Geist, sondern der Schmerz wird gewöhnlich ein sinnlicher, ein körperlicher. Es muß nun ein ungeheurer Unterschied schon darin liegen, ob die Seele mit dem Leibe oder ohne den Leib leidet, wir ahnen dieß, wir fühlen es annäherungsweise; aber die Wirklichkeit und die Größe des Unterschiedes kennen wir nicht, eben weil wir keine andere Existenz kennen, als in der Vereinigung der Seele mit dem Leibe. Aber es muß etwas ganz andres sein für die Seele, ganz allein, ohne den Leib zu leiden. Das Leiden eines puren Geistes muß so ganz und gar von dem Leiden der Seele in Verbindung mit ihrem Leibe, wie er jetzt ist, verschieden sein, wie Tag und Nacht. Also in der Wesenheit der Seele, als eines puren Geistes, liegt es schon, daß, wenn sie ein Leiden trifft, dieses Leiden außerordentlich scharf und empfindlich, eine wahre Feuerqual für sie sein müsse.

Fragen wir nun aber weiter: Was mag denn eine derartige

Qual in den Seelen hervorbringen, die im Reinigungsorte sich befinden? denn es muß doch etwas in der Seele selbst oder außer ihr liegen, das diese Qual hervorbringt. Man mag annehmen, wie Einige thun, daß Gott ein übernatürliches Feuer erschaffen habe, welches im Stande sei, auch pure Geister in der Art zu brennen, wie irdisches Feuer den Körper brennt; allein ob Gott ein solches Feuer wirklich erschaffen hat, oder nicht, das wissen wir nicht; aber das wissen wir, daß in der Seele des Menschen selber etwas liege, was, wenn es nicht befriedigt wird, jene Feuerqual hervorbringen muß. Und dieses Etwas, was in der Menschenseele liegt, was Befriedigung sucht, aber im Fegfeuer keine Befriedigung findet, ist die unaussprechliche Sehnsucht der Seele nach Gott. Diese Sehnsucht verspürt jeder Mensch in sich, mehr oder minder, und wer sie nimmer verspürt, der hat seine Seele durch das Fleisch unterdrückt, freilich nur für diese Welt; sind aber die Bande gebrochen, welche die Seele an das Fleisch gefesselt haben, dann wird die Sehnsucht um so größer, je plötzlicher sie wieder erwacht. Diese Sehnsucht, welche der Seele des Menschen eingepflanzt ist von ihrem Schöpfer, von dem sie ausgegangen, wird nur hier deßwegen in dem Grade nicht verspürt, in welchem die Seele als reiner Geist sich sehnt, weil sie mit dem Körper vereinigt ist. Sie ist hier zu sehr zerstreut, sie ist von tausend Dingen dieser Körperwelt zu sehr in Anspruch genommen, sie wird jetzt zu sehr durch allerhand Surrogate, die ihr statt der einzig wahren Freude, nach der sie sich sehnt, geboten werden, gefüttert, als daß ihre Sehnsucht nach ewiger Freude in Gott in ihrer ganzen Stärke zum Durchbruch kommen könnte. Ihre Sehnsucht äußert sich hier gewöhnlich mehr negativer Art, indem sie im letzten Grunde mit Nichts zufrieden ist, mit Nichts ersättigt werden kann, was man ihr hier bietet, indem sie Eckel und Ueberdruß an den Gütern dieser Welt bekommt. Freilich bei vollkommenen, bei heiligen Menschen erscheint diese Sehnsucht nicht mehr in so negativer Weise, hier kündigt sie sich schon sehr positiv, in dem heftigsten Verlangen nach Gott, dem höchsten Gute, an. Von dieser Sehnsucht ent-

flammt im Dunkel der dichtfinsteren Nacht dieses Erdenlebens, hat der h. Paulus tausendmal nach dem Tode verlangt, damit dieser eile, ihn von seinen Banden zu erlösen und ihm den Flug frei gebe, mit dem er sich zu Gott emporschwingen will. Ich verlange aufgelöst zu werden, ruft er deßhalb aus, um mit Christus zu sein. So ruft der h. Franz von Assisi den Geschöpfen zu, sie sollten ihn in Ruhe lassen, damit er sich ganz allein mit seinem Gotte beschäftigen könne, und die h. Theresia betheuert in ihrer Ungeduld, Gott zu schauen, „daß sie nicht leben kann, weil sie nicht stirbt." Solche Beispiele von Sehnsucht nach Gott haben wir genug in den Heiligen Gottes und sie tritt in jedem Christen mehr oder minder hervor, je nachdem der Sinn für das Irdische in ihm erstorben ist und sein Leben die höhere Bestimmung des Menschen ins Auge gefaßt hat. Hier unten also in so dunkler Nacht, wo die Sinne hindern, die Geschäfte verwirren, die Lüste locken, hier unten zeigen sich so schöne Beispiele der Sehnsucht, der Ungeduld, sich mit Gott zu vereinigen, und weder der Glanz der Gegenwart, noch das Dunkel der Zukunft, noch die Liebe zum Leben, noch die Furcht vor dem Tode vermögen so stürmischem Verlangen Widerstand zu leisten. Nun denkt euch, Geliebte, wie muß diese Sehnsucht der Seele nach Gott erst rege werden, wenn sie von dieser Welt Abschied genommen hat? Wie muß also den Seelen im Reinigungsorte zu Muthe sein, welche die Last der Glieder nicht mehr drückt, welche die Sinne nicht mehr hindern, welche die Gegenstände nicht mehr täuschen? In welchem Maße muß sich dort die Sehnsucht nach Gott geltend machen? Die Seele ist frei von den Banden des Leibes, ihr Flug ist freigegeben; in diesem Augenblicke ist es, als fiele es ihr wie Schuppen von den Augen, sie hat plötzlich eine ganz klare Erkenntniß Gottes, sie kennt nunmehr in ihm das höchste Gut, in dessen Besitz allein sie Ruhe und Friede finden kann, da zieht es sie denn hin mit unwiderstehlicher Gewalt, sie will sich in den Besitz des erkannten höchsten Gutes setzen; aber sieh' da, die Unglückliche, wie sie gerade im schönsten Fluge begriffen ist, fühlt sie auf einmal ihre Flügel

verkürzt; sie fällt herunter und ist genöthigt, wider ihren Willen die Heimath gegen die Verbannung, den Himmel gegen den Reinigungsort auszutauschen. O was muß das für ein schmerzlicher, qualvoller Zustand sein, sich von Gott getrennt sehen und dennoch mit unwiderstehlicher Gewalt sich zu ihm hingezogen fühlen! Entziehet dem Fische das Wasser, dem Vogel die Luft auch nur auf kurze Zeit, er wird zwischen Tod und Leben schweben, er ist dem Verschmachten nahe. Also ergeht es dem unglücklichen Gefangenen, der im Kerker schmachtet, der Freiheit beraubt und des holden Sonnenlichtes; oftmals mag er träumen von der goldenen Freiheit, er fährt auf und glaubt wirklich frei zu sein; da rüttelt ihn das Gerassel seiner Ketten aus seinem schönen Traume, er erwacht und sieht sich bitter enttäuscht, seine Ketten sind noch nicht gebrochen, die Pforten seines Kerkers sind verschlossen, seine Sehnsucht nach Licht und Freiheit wird noch nicht gestillt. So, Geliebte, ergeht es den Seelen im Reinigungsorte; o sie möchten so gerne zu Gott empor; sie fühlen ja, daß er ihr Licht und Leben sei; allein sie sind gefangen gehalten im dunklen Kerker, und nur in Stöhnen und Seufzen vermag sich der Drang ihrer Sehnsucht Luft zu machen; die leidende Seele vermag nur auszurufen mit den Worten des bedrängten David: „Wer wird mir Flügel geben, gleich der Taube, daß ich fliege und ausruhe?“ O wie mag diesen Seelen zu Muthe sein, wenn der rettende Engel des Herrn erscheint, diese oder jene Seele aus dem Kerker zu befreien und sie in die Wohnungen des ewigen Lichts zu führen! Wie werden sich da Alle um ihn drängen? Jede wird glauben, jetzt sei auch für sie der Zeitpunkt der Erlösung gekommen; aber welch ein Schmerz, wenn die Zeit der Reinigung noch nicht abgelaufen, wenn vielleicht noch Vieles viele Jahre, viele Jahrhunderte abzubüßen ist! Man darf nicht glauben, Geliebte, daß die Seelen im Reinigungsorte ihre Strafen ungern leiden; nein, sie sind ja in der Liebe Gottes, sie stehen in seiner Gnade, daher ist unter ihnen nicht die geringste Unzufriedenheit, nicht die leichteste Ungeduld. So sehr sie auch von der göttlichen Gerechtigkeit gezüchtigt

sind, so segnen sie dennoch die Ruthe, die sie schlägt, und küssen die Hand, die sie geißelt, und der stärkste Erguß ihrer Thränen ist ein Ausdruck der zartesten Liebe gegen jenen Gott, welcher macht, daß sie Thränen vergießen; sie müssen aus Liebe zu Gott zufrieden sein, der Anschauung jenes Gottes beraubt zu sein, dem sie mit innigster Liebe ergeben sind. Aber was den Schmerz dieser also in Liebe und Ergebung leidenden Seelen noch erhöhen muß, ist dieß, daß ihnen ihr Leiden, ihre Ergebung, ihre Liebe nichts nützt, daß sie ohne alles Verdienst ist. Sie können damit sich keine Linderung, keine Abkürzung ihrer Peinen verschaffen. Bei uns ist dieß ganz anders! So lange wir auf Erden leben, und wir ertragen die Leiden dieses Lebens mit Geduld und Ergebung, haben wir ein Verdienst dabei; einmal ist uns die ewige Seligkeit dafür versprochen, und wir können uns einen immer höhern Grad der Seligkeit verdienen, dann können wir uns aber auch mit dem Gedanken trösten, daß uns desto weniger für das Fegfeuer übrig bleiben wird. Aber den leidenden Seelen ergeht es so gut nicht. Wenn sie gleich tausendmal mehr leiden, als jeder armselige Lebende, so steigen doch ihre Verdienste um kein Haar höher, und ihre Schuldposten mindern sich um keinen Heller; denn für sie ist keine Zeit und keine Gelegenheit mehr; man kann nur wirken, so lange es Tag ist. Die Armseligen arbeiten aber ohne Gewinn; beständig lieben sie ihren Gott, aber ohne Verdienst. Ach wenn wir Gott so liebten, wie sie, welches Verdienst hätten wir! — So stellt es sich also heraus, Geliebte, daß die Peinen der Seelen im Fegfeuer wirklich äußerst schmerzhaft sein müssen und deßhalb mit Recht der Feuerqual verglichen werden. Wir haben diese Wahrheit heute erkannt aus der Natur der Sache selber. Die Seele nämlich muß, getrennt vom jetzigen Leibe, als purer Geist jedes Leiden ungleich schärfer empfinden, als in Verbindung mit dem Leibe, dieses Leiden muß dann ferner deßwegen so überaus schmerzhaft sein, weil die Sehnsucht der Seele nach innigster Vereinigung mit der Quelle ihres Seins nicht befriedigt, sondern fortwährend noch von dem Borne des Lebens ferngehalten wird. Zugleich aber haben wir

auch gesehen, daß die Seelen sich in diesem ihrem Elende nicht helfen, sondern nur ohne alles Verdienst leiden, seufzen und trauern können.

Geliebte, braucht es noch mehr, um uns zum innigsten Mitleid zu erregen, uns anzufeuern, daß wir den leidenden Seelen helfen, wie wir nur können? Wer hat ein menschliches Herz und kann kalt und gleichgültig zuschauen, wenn Jemand in der größten Noth sich befindet, ohne ihm zu helfen? Und doch, ach, so Viele thun es nicht, so Viele beten das ganze Jahr kein Vaterunser für die leidenden Seelen, und statt eine heil. Messe für ihre Eltern, Kinder oder nächsten Anverwandten lesen zu lassen, statt ein Almosen zu geben, vergeuden sie ihr überflüssiges Geld in Spiel und Wohlleben und gedenken nicht von ferne der Angehörigen, die auf ihre Hülfe so gerechten Anspruch machen, ja denen sie vielleicht Hülfe versprochen haben. Das war es, was den jungen Joseph so schmerzte, als seine Brüder ihn in die Cisterne geworfen hatten, daß er sehen mußte, wie die unbarmherzigen Brüder sich um den Brunnen herumlagerten, Tafel hielten und untern lautem Gelächter des Unglücklichen spotteten, der in der Tiefe lag. Die Schrift sagt: „Sie tranken Wein aus den Bechern und kümmerten sich nicht um den trauernden Joseph." *) Doch sie hatten in den stolzen Träumen des Joseph einigen Grund, sich zu fürchten, und darum konnten sie ihre Gottlosigkeit wenigstens mit dem Schatten ihrer Furcht beschönigen. Aber wir, was haben denn wir von den Seelen in den Gruben zu fürchten? Haben sie uns Böses gethan? Nein, sie sind unsere Freunde und Bekannte, sie sind unsere Brüder, unsere Miterlösten! Und wenn sie uns auch nichts Gutes erwiesen hätten in der Vergangenheit, wie viel Gutes können sie uns nicht erweisen in der Zukunft! Alle diese Seelen, die jetzt im Reinigungsorte leiden, sie werden einst unsere Fürsprecher bei Gott! Darum, Geliebte, vergessen wir die leidenden Seelen nicht, vergessen wir sie nicht das Jahr

---

*) Amos 6, 6.

hindurch! Alle Tage soll wenigstens ein Vaterunser ihnen zur Hülfe, ihnen zum Troste von uns gebetet werden! Heute aber, Geliebte, nachdem wir jetzt acht Tage lang in diesem Pfarrgotteshause durch Gebet und Almosen und das heilige Opfer der h. Messe der Verstorbenen eingedenk waren, soll auch noch am Schlusse dieser schönen und erhebenden Andacht unser letztes Wort sein: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen; Herr, lasse sie ruhen im Frieden!“ Amen.

Druck von Zürcher und Furrer in Zürich.